This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

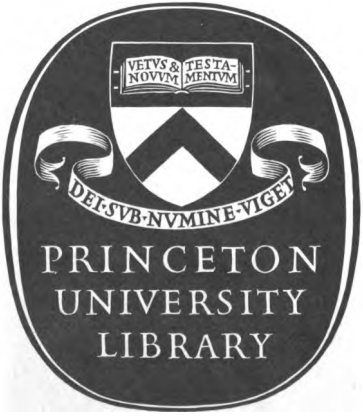
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Princeton University Library
32101 064072166

Digitized by Google


VETVS & NOVVM TESTAMENTVM
DEI·SVB·NVMINE·VIGET
PRINCETON
UNIVERSITY
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

August's von Kotzebue

ausgewählte

prosaische Schriften.

Enthaltend:

Die Romane, Erzählungen, Anekdoten und Miszellen.

Zweiunddreißigster Band.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Digitized by Google

(RECAP)
PT2386
.A15
1842s
Bd. 32

Digitized by Google

Clio's Blumenkörbchen.

Von

August von Kotzebue.

Dritter Theil.

Wien, 1843.

Verlag von Ignaz Klang, Buchhändler.

Digitized by Google

Digitized by Google

Clio's

Blumenkörbchen.

1106 N537926

Digitized by Google

Digitized by Google

Octavia, die Schwester des Augustus.

Octavia hat als Heldin eines Trauerspiels so manchen gefühlvollen Zuschauer interessirt, daß ich glaube, man werde ihre wahre Geschichte nicht ungern lesen. Von ihrer ersten Jugend ist wenig bekannt. Daß sie eine vortreffliche Erziehung genoß, darf wohl vermuthet werden. Ihr Bruder Octavius, adoptirter Sohn des Julius Cäsar, der sein Großoheim war, wurde erzogen, wie es dem Erben unermeßlicher Güter zukam, der wahrscheinlich eine große Rolle spielen würde. Sonder Zweifel bewies Cäsar der Schwester dieselbe Sorgfalt, da er sogar in einem gewissen Zeitpunkt den Vorsatz faßte, sie mit dem Helden Pompejus zu vermählen, um seine Verbindung mit ihm noch fester zu knüpfen. Die Geschichtschreiber sagen, sie sei sehr schön gewesen und habe mit dieser Schönheit den eigentlichen Zauber derselben, Bescheidenheit und Sanftmuth verbunden. Nie dachte ein Weib zarter über ihre Pflichten. Um sie zu erfüllen, brauchte sie blos sie zu kennen. Sie stand fast allein in einer verdorbenen Welt, aber sie stand erhaben und ohne Makel da. Das vielgerühmte Jahrhundert des Augustus war Anfangs nicht so ruhig, nicht so blühend, als Horaz es schilderte; die Trümmer des Triumvirats rauchten noch.

Digitized by Google

Die junge Octavia verſäumte keine Gelegenheit, um Schlachtopfer zu retten, ohne zu fragen, ob ihres Bruders Vortheil vielleicht erheiſche, Niemanden zu verſchonen. Man weiß, welche Grauſamkeiten die drei Ehrgeizigen begingen, um die höchſte Macht an ſich zu reißen. Wenn auch ein dem Tode Geweihter entrann oder ſich verbarg, ſo hatten ſie tauſend Handlanger, um ihn auszuſpähen: der Feinde Rache, der Sklaven Furcht, der Weiber Eiferſucht, der Kinder Habgier — die heiligſten Bande löſeten ſich. Doch leuchteten auch einzelne große Züge einer heldenmüthigen Treue hie und da hervor. Sklaven zogen die Kleider ihrer Herren an, um von den ausgeſandten Mördern für dieſe gehalten zu werden. Väter und Söhne ſtritten mit einander um den frühern Tod. Weiber trugen ihre Männer auf den Schultern hinweg, und lebten in Höhlen an ihrer Seite. Die berühmteſten Männer verbargen ſich unter der Erde, oder in elenden Hütten. Senatoren und Tribunen irrten flüchtig umher, eine Freiſtatt gegen die Mörder ſuchend. Der Abſcheu des Volkes gegen ſolche Grauſamkeit traf am meiſten den Antonius, denn Auguſtus war zu jung und Lepidus beſaß nicht Macht genug, um ein ſolches Unternehmen zu leiten. Während dieſer Blutſcenen wurden Octaviens Mitleid und Einfluß öfter angefleht, nie vergebens. Unter denen, die als Schlachtopfer der Herrſchſucht fallen ſollten, war auch ein gewiſſer Vinius, deſſen treues Weib ihn in einen Kaſten ſperrte, dieſen Kaſten zu einem ſeiner Freigelaſſenen trug,

Digitized by Google

und die Nachricht von dem Tode ihres Gatten ausſprengte. Es wurde geglaubt, doch lebte ſie in ſteter Angſt, und mußte die peinlichſte Vorſicht beobachten. Da nahm ſie einen Zeitpunkt wahr, wo Einer ihrer Verwandten dem Volke öffentliche Spiele gab, wandte ſich an Octavien und die Edle wurde von der Edlen leicht gewonnen. Octavia wußte zu veranſtalten, daß bei jenen Spielen kein anderer Triumvir erſchien als ihr Bruder. Dieſem warf im Theater die Gattin des Vinius ſich zu Füßen, geſtand was ſie gethan, ließ den Kaſten bringen, öffnete ihn, und zitternd ſtieg ihr Gemahl heraus.

Alſobald nahm Octavia das Wort, und ſchilderte mit ſo rührender Beredſamkeit die Tugend des treuen Weibes, daß Auguſtus, der ohnehin der geliebten Schweſter nichts verſagen konnte, in ihr Lob einſtimmte und dem Vinius das Leben ſchenkte. Das genügte Octavien noch nicht, denn nun erhob ſie den Muth des Freigelaſſenen, der, auf die Gefahr ſeines eigenen Lebens, ſeinen vormaligen Herrn verborgen hatte; ihr Bruder mußte ihm die römiſche Ritterwürde verleihen. Nachdem die Triumviren ihren dreifachen Thron auf Leichen gegründet hatten, und es nun endlich ruhiger wurde, ſtand Octavia mit Widerwillen unter den vornehmſten Frauen eines Hofes, der von verworfenen Weibern wimmelte. Die gleichzeitigen Schriftſteller ſchildern dieſe Schamloſen als Urheberinnen aller Ausſchweifungen in Rom. Zu jenen verbrechenſchwangeren Zeiten, ſagen ſie, begann das Verderbniß durch eheliche Treuloſigkei-

Digitized by Google

ten, ein Gift, das bald alle Familien und das ganze Volk ergriff. Mannbare Mädchen ergötzten sich noch an Kinderspielen und lernten die schlüpfrigen Tänze der Jonier; sie übten sich von der zartesten Jugend an in verführerischen Stellungen der Wollust. Die Ehe machte sie nicht sittsamer. Nichts war ausgelassener als ihre Mahlzeiten, keiner Begierde widerstanden sie und ihre bequemen Männer sahen es gefällig mit an. Galba lud den Mäcen zur Abendmahlzeit, und als er gewahrte, daß der Gast die Wirthin lüstern anschaute, stellte er sich als überwältige ihn der Schlaf. Ein Anderer, der sein Weib im Ehebruch ertappte, strafte sie nicht, nach alter Sitte, durch die Geißel oder das Schwert, sondern ließ sich abfinden durch eine Summe Geldes. Bei der Wahl eines Liebhabers sah man weder auf Geist noch Schönheit, weder auf Rang noch Tapferkeit, sondern einzig auf dessen Reichthum; und Horaz sagt, ein reicher Kaufmannsdiener sei am willkommensten gewesen.

Es gab drei Klassen von galanten Weibern, Damen vom Stande, Freigelassene und Freudenmädchen. Schon damals verstand eine Komödiantin ihre Liebhaber in wenigen Jahren auszuplündern. Koketten theilten ihre Gunst geschickt zwischen Mehrere. Villius war stolz darauf für den beglückten Liebhaber von Sulla's Tochter zu gelten, und achtete es nicht, daß er oft an ihrer Thüre fror, während sie mit einem gemeinen Menschen sich eingeschlossen hatte. Mit solchen Weibern mußte Octavia leben. Aber

Digitized by Google

sie wurde vom Gift nicht angesteckt. Man vermählte sie dem Marcellus, einem Manne, der Konsul gewesen und im großen Ansehen stand. Sie gebar ihm zwei Töchter, die sie noch inniger an einen geachteten Gatten knüpften. Ihn raubte ihr der Tod, als sie eben ihr drittes Kind unter dem treuen Herzen trug. Dieser Verlust beugte sie tief, allein sie trug ihn mit jener Würde, die sie in allen Stürmen des Lebens bis an's Ende behauptet hat. Sie zog sich in die Einsamkeit zurück, und würde freiwillig sie nie verlassen haben; die Politik forderte ein großes Opfer und sie brachte es mitten in ihrem Schmerze.

Nachdem das Triumvirat aufgelöst worden, weil der armselige Lepidus der Rolle nicht gewachsen war, theilten Augustus und Antonius die Herrschaft der Provinzen, geriethen dabei oft in Streit, und Bürgerkriege zerrissen den Schooß der Republik. Des Antonius verwegene, herrschsüchtige Gattin, Fulvia, veranlaßte nicht selten diese Unruhen. Sie mißbrauchte ihr Ansehen um den Krieg zu schüren, während Octavia durch das ihrige den Frieden zu erhalten strebte. Wenn die Schriftsteller von Fulvia sagen, sie habe nichts von ihrem Geschlecht besessen als den Körper, so wollen sie damit ihre ausschweifenden Sitten bezeichnen. Politische und kriegerische Entwürfe beschäftigten sie unaufhörlich. Während der kurzen Zeit, in der Antonius, nach Cäsar's Tode, Alleinherrscher in Rom war, verkaufte sie in ihrem Schlafzimmer Königreiche, Provinzen und Staatsämter an den Meistbietenden. Sie

Digitized by Google

umgürtete sich mit dem Schwerte, sie stellte sich an die Spitze der Senatoren und Ritter von ihrer Partei; sie befehligte die Soldaten, hielt Reden an sie und berieth sich mit den Anführern. Während des Triumvirats war sie bisweilen so kühn, Leute, über die das Todes-Los nicht geworfen war, zu ermorden, blos weil sie diese Leute haßte; und sie trieb die Unverschämtheit so weit, die Köpfe derselben vor den Antonius bringen zu lassen, der sie oft nicht einmal kannte. Den Kopf des ehrwürdigen Cicero nahm sie auf ihren Schooß, spuckte darauf, und durchstach des großen Redners Zunge zu wiederholtenmalen mit einer Nadel aus ihrem Haar. Für den Antonius brannte sie in Liebeswuth; seine Leidenschaft für Kleopatra brachte sie oft zur Raserei. Auch gemeine Nebenbuhlerinnen konnten ihren eifersüchtigen Zorn erregen. Als sie erfuhr, daß Antonius in Kappadocien durch ein Freudenmädchen Glapsyra gefesselt sei, bot sie alle ihre Reize auf, um den Augustus, ihren Schwiegersohn, zu bewegen, sie an ihrem treulosen Gatten auf gleiche Weise zu rächen; sie ging so weit ihm zu drohen, daß sie mit ihren Truppen ihn angreifen werde, wenn er ihre Wünsche nicht befriedige. Allein wie tief Augustus sie verachtete, erhellt aus einem Epigramm von ihm, das unter denen des Martial sich findet. Denn nachdem er sich die Wahl gestellt, ob er Fulvien lieben oder gegen sie fechten sollte, so schließt er mit dem Zuruf: Trompeter blas! Als darauf diese Furie ihm ernstlich den Krieg erklärte, gab er ihr ein neues Zei-

Digitized by Google

chen seiner Verachtung, indem er ihre Tochter verstieß und schwur, sie nie berührt zu haben. Jetzt reihte Fulvia Intriguen an Intriguen, und ließ täglich neue, von ihr entzündete Flammen in Italien aufsteigen, blos damit Antonius genöthigt würde zurückzukehren. Sie beherrschte diesen Helden so ganz, daß, als Kleopatra in ihrem Netze ihn fing, sie ihn schon gewohnt fand, die Fesseln der Weiber zu tragen.

Nachdem die Truppen des Augustus die Stadt Perusa erobert hatten, in welcher Fulvia sich aufgehalten, floh sie nach Brindisi, von da nach Athen, wo sie mit ihrem Gemahl sich vereinte und ihn nach Sicyon begleitete. Hier endlich hatte Antonius den Muth das schändliche Joch abzuschütteln. Er machte ihr die heftigsten Vorwürfe, daß sie Schuld an allem Unheil sei, welches ihn betroffen, er behandelte sie mit der bittersten Verachtung und verließ sie. Diesen Glücks-Wechsel konnte sie nicht vertragen, ihre Leidenschaften verzehrten sie und sie starb bald nachher von Niemanden bedauert, nicht einmal von ihren Kindern. So lange diese Furie lebte und den Antonius beherrschte, so lange war Augustus unversöhnlich. Nun aber neigte er sich gern zum Frieden, und wie konnte dieser Friede fester besiegelt werden, als durch eine Vermählung Octaviens mit dem Antonius?

Im Vertrauen auf Octaviens Schwester- und Vaterlandsliebe, schlug Augustus der jungen Witwe, die erst seit sechs Monaten ihren Gemahl in der Einsamkeit betrauerte, diese Verbindung vor. Mit schwerem Herzen

Digitized by Google

willigte sie ein. Welch' einen Gatten hatte sie besessen! und welchem sollte sie zu Theil werden! Ein schöner Mann war Antonius, voll boshaften Witzes, kein großer Politiker, aber ein guter General, den seine Soldaten liebten; verschwenderisch wenn es sein Vergnügen galt; ein Trunkenbold; gierig nach fremdem Gute; rasch im Belohnen wie im Bestrafen, doch lieber Gutes als Böses übend; eben so fröhlich Spott ertragend als fröhlich er Anderer spottete. Ein Herr der Welt hätte er werden können, wenn er nicht lieber Kleopatra's Sklave geworden wäre. So schildern ihn die, welche am günstigsten von ihm urtheilen, und vergessen hinzu zu fügen, daß er ausschweifende Pracht liebte, thöricht eitel, launenhaft ehrgeizig, und den niedrigsten Wollüsten so ergeben war, daß er von allen Rechtlichen verachtet wurde. Eine kleine Komödiantin, Namens Cytheride, hatte ihn einst so gefesselt, daß, wie Cicero ihm vorwirft, er in einem offenen Tragsessel von Lictoren umgeben sich mit ihr öffentlich zeigte, und auf einer Reise, auf der sie ihn begleitete, seinen Wagen von Löwen ziehen ließ. Was aber mit Recht Octavien am meisten gegen diese Verbindung empören mußte, war das Joch der Kleopatra, welches er so schamlos trug. Doch ihres Bruders Bitten und das Glück ihres Vaterlandes ließen ihr keine Wahl. Die Sache mußte beschleunigt werden. Was auch ihre zarte Sittsamkeit leiden mochte, nicht einmal ihre Niederkunft abwarten, nicht einmal die zehn Monate der Witwenschaft einsam ver-

Digitized by Google

trauern zu dürfen, sie war willig das große Opfer zu bringen. Der Senat dispensirte sie von der vorgeschriebenen Zeit, binnen welcher keine Witwe zur zweiten Ehe schreiten durfte, und sie wurde des Antonius Gemahlin. Dieser begab sich nebst dem Augustus nach Rom, um die Vermählung zu feiern.

Ihr Einzug war ein Triumph. Das Volk jauchzte ihnen zu, die Segnungen des Friedens von dieser Verbindung hoffend. Niemand zweifelte, daß die alternde Kleopatra der reizenden jungen Octavia werde weichen müssen. Es wurden glänzende Feste gegeben, deren holde Königin sie war. Antonius erklärte mehr als einmal laut, sie übertreffe Kleopatra an jedem Liebesreiz und sein Entzücken schien so unverstellt, daß die Friedens-Mittler stolz auf ihre so ganz gelungene Unterhandlung waren. Zwei Monate nachher gebar Octavia einen Sohn, denselben jungen Marcellus, den die Geschichtschreiber so hoch preisen. Sie lebte nun eine Zeit lang einträchtig mit ihrem Gemahl, der in der Entfernung von Kleopatra, weniger abhängig von dieser Buhlerin war, und dessen Sinnlichkeit in dem Besitz des schönsten Weibes noch vollen Genuß fand. Die beiden Triumvire machten jetzt eine neue Theilung, Augustus erhielt den Occident, Antonius den Orient. Als aber die Schiffe des jungen Pompejus die Küsten von Italien beunruhigten, zogen Beide aus, diesen schwachen, den Ruhm seines Vaters nicht behauptenden Feind zu bekämpfen. Doch weil man nicht hindern konnte, daß seine Kaper dem

Digitized by Google

Volke die Lebensmittel abschnitten, so verglich man sich endlich mit ihm. Sicilien und Sardinien wurden ihm abgetreten, und nun bewirtheten sich die Versöhnten wechselsweise. Octavia, die ihrem Gemahl bereits eine Tochter geboren hatte, war ihm in's Lager gefolgt, und nun gegenwärtig bei diesen Festen. Als Pompejus auf seinen Galeeren das erste Gastmahl gab, war die Rede von einer künftigen Verbindung zwischen dessen Tochter und dem jungen Marcellus, allein der Gedanke hatte keine Folgen. Antonius wurde bei diesen fröhlichen Gelagen oft mit Kleopatra geneckt und vertheidigte sich schlecht in Gegenwart der edlen Octavia.

Er und Augustus waren im Grunde noch immer so gereizt gegen einander, daß sie bei den geringsten Veranlassungen in Zwist geriethen. Octavia fürchtete, solche Funken möchten einen Brand verursachen, wenn die beiden ehrgeizigen Nebenbuhler noch länger beisammen blieben, sie war daher so klug ihrem Gemahl eine Reise nach Athen vorzuschlagen, um dort den Winter mit ihm zuzubringen. Er willigte gern ein, schickte seinen General Ventidius gegen die Parther, nahm auf das freundlichste Abschied vom Augustus, empfahl ihm sein Haus, und zog mit Octavien nach Griechenland. Die Athenienser, die damals nur Vergnügen athmeten, sahen mit Freuden in ihrer Stadt den glänzenden Hof des Antonius erscheinen. Sie stellten herrliche Feste an, weniger dem großen Feldherrn als seiner schönen Gemahlin zu Ehren, deren Grazie,

Digitized by Google

Klugheit und Geschmack sie zu bewundern nicht ermüdeten. Die Ehrenbezeugungen, die man ihr erwies, glichen fast dem Götterdienst und waren nur die Sprache der Herzen. Sie, mit allen Musen vertraut, mußte ja wohl den Aufenthalt in einer Stadt lieben, welche die Wiege der Wissenschaften, Künste und Gesetze war, von wo aus Philosophie und Kultur auf andere Völker sich verbreitet hatten, und die noch immer von ihrem alten Glanze herrliche Ueberreste zeigte. Aber am merkwürdigsten war das Betragen des Antonius während dieses ganzen Winters. Er, sonst so ausschweifend und ungeschliffen, schien durch Octaviens Umgang in den sanftesten Weisen verwandelt zu sein. Man sah ihn auf den Srtaßen einfach wie jeden Bürger, gekleidet in die Landestracht, ohne irgend ein Zeichen der Herrschaft vor sich her tragen zu lassen, und nur von ein paar Freunden oder Bedienten begleitet. Er wohnte den Versammlungen der Philosophen bei, nahm Theil an ihren Gesprächen, aß mit den Griechen, feierte ihre Feste nach ihrer Weise, und überall stand ihm Octavia zur Seite, an der sein Auge liebevoll hing, und deren Wille der seinige war. Aber dieser glückliche Winter verstrich, und Alles wurde anders. Er hielt jetzt lange Berathschlagungen mit seinen Generalen, deren Briefe er zuvor kaum flüchtig gelesen hatte; er fing an den Imperator zu spielen, machte große Vorbereitungen zum Kriege, rückte jedoch spät in's Feld und fand, daß der Ventidius indessen die Parther schon zweimal geschlagen hatte. Auf einer andern Seite

Digitized by Google

hörte er viel von den großen Unternehmungen des Augustus, dessen kleinste Schritte er argwöhnisch beobachtete. Plötzlich entschloß er sich, nach Italien zurückzugehen und schiffte sich ein mit Octavien auf dreihundert Galeeren an der Spitze eines Heeres. Als Augustus erfuhr, sein Schwager komme mit einer solchen Macht, verschloß er ihm den Hafen von Brindisi, wodurch Antonius genöthigt wurde, bei Tarent zu landen. Man versagte ihm den Durchzug, da gerieth er in Wuth. Augustus hingegen beklagte sich, daß, als Pompejus den Frieden gebrochen, sein Schwager ihm keinen Beistand geleistet.

Dieser neu ausbrechende Zwist betrübte Octavien tief. Sie bat ihren Gemahl ihr zu vergönnen, daß sie zu ihrem Bruder sich begebe, um Versöhnung zu stiften. Sie war zum zweitenmale schwanger, allein das hinderte sie nicht, die Reise anzutreten. Schon unterwegs stieß sie auf den Augustus, der an der Spitze seiner Truppen vorrückte. Zuerst hatte sie eine geheime Unterredung mit Mäcenas und Agrippa, den Günstlingen ihres Bruders, die sie auf die rührendste Weise beschwor, den Frieden zu vermitteln. »Denn,« sprach sie, »auf welche Seite sich auch der Sieg neigen möchte, so wäre ich immer das unglücklichste Weib und müßte einen Bruder oder einen Gemahl beweinen.« Dann ging sie, auf Anrathen beider Günstlinge, zu ihrem Bruder selbst, und — so erbittert auch dieser gegen Antonius, so störrisch seine Politik war — so konnte er doch den Bitten der holden Schwester nicht widerstehen. Er sandte sie zu-

Digitized by Google

rück mit der reinſten Freude im Herzen, denn er hatte ihr verſprochen, ſogleich nach Tarent zu kommen, um den Antonius zu ſehen. Sie eilte, dieſe wichtige Zuſammenkunft vorzubereiten, und die Art wie ſie geſchah, bewies zur Genüge, welch eine Mittlerin hier waltete. Denn Auguſtus rückte mit allen ſeinen Truppen vor, und als man von der Rhede bei Tarent ihn kaum von ferne erblicken konnte, ſetzte ſich Antonius auf ein Boot und kam ganz allein ihm entgegen. Dieſes edle Vertrauen verfehlte ſeine Wirkung auf Auguſtus nicht. Er ließ ſogleich ſein Heer Halt machen, warf ſich gleichfalls allein in ein Boot, und begegnete dem Antonius. Im Angeſicht der beiden erſtaunten Heere, deren Jubelgeſchrei jetzt nur in den Lüften mit einander kämpfte, umarmten ſich beide mitten auf dem Meere, und Octavia, vom Ufer dem Schauſpiel zuſehend, ließ köſtliche Perlen aus ihren Augen fallen. Ein ſchöner Streit erhob ſich zwiſchen den verſöhnten Schwägern, ein Jeder wollte mit dem Andern umkehren, und an deſſen Seite landen. Antonius mußte endlich nachgeben, weil Auguſtus, unter dem Vorwand, ſeine Schweſter in Tarent zu ſehen, darauf beſtand, dort an's Land zu treten. In der Fröhlichkeit ſeines Herzens blieb er die Nacht dort ohne alle Wachen, und daſſelbe Vertrauen bewies ihm Antonius am andern Tage, die Nacht bei ihm verweilend.

Octavia veranſtaltete, daß Antonius ihrem Bruder das erſte Feſt gab, welches dieſer noch glänzender erwiederte — daß beide ſich anſehnliche Geſchenke machten — daß Au-

Digitized by Google

guſtus dem Antonius zwei Legionen gegen die Parther lieh, und dieſer hingegen ſeinem Schwager hundert der mitgebrachten Galeeren. Die treueſte Freundſchaft wurde wechſelſeitig zugeſagt, und ſo trennten ſich die beiden Imperatoren. Antonius begab ſich auf den Weg nach Aſien, Auguſtus wandte ſich gegen Sicilien. Octavia, ihre Niederkunft erwartend, konnte diesmal ihrem Gatten nicht in's Kriegsgetümmel folgen. Unter einer Bedeckung von tauſend Kriegern, die er ſelbſt aus den Truppen des Auguſtus wählen durfte, ging ſie nach Rom. Ach! ſie hatte ihre letzten ſchönen Tage verlebt! Sobald ſie nicht mehr als ein Schutzengel um Antonius ſchwebte, erwachte ſeine Leidenſchaft für Kleopatra heftiger als jemals. Kaum hatte er den Fuß in Syrien geſetzt, als die Verführerin herbei eilte und das alte Joch ihm über den Nacken warf. Nicht lange ſo beſchenkte er ſie mit mehreren Provinzen, die er mit ihrem Reiche vereinigte. Der Senat vernahm es mit höchſtem Unwillen. Wie durfte er ſo mit Staatsgütern ſchalten? Auguſtus ſah in ihm nur noch den Feind Roms und ſeines Hauſes: die ſeiner geliebten Schweſter angethane Schmach empörte ſein Innerſtes. Octavia hingegen ſchien unbewegt. Sie rechtfertigte die Schenkung der Provinzen nicht, denn das beleidigte den Staat; ſie rechtfertigte aber ſeine Anhänglichkeit an Kleopatra, denn das beleidigte nur ſie. An einem für die Liebe ſo reizbaren Manne, meinte ſie, ſei eine ſolche Schwachheit zu entſchuldigen. Der Feldzug des Antonius gegen die Parther bewährte den Ruf des

Digitized by Google

großen Feldherrn nicht, denn um nur seine Rückkehr nach Alexandrien zu beschleunigen, wo er den nächsten Winter zu verschwelgen hoffte, that er eilige Angriffe, und verwickelte sich in gefährliche Unternehmungen. Hunger, Kälte, Krankheiten, verwegene Scharmützel rieben seine Truppen auf, und ohne die Warnung eines Ueberläufers, würde er selbst den Tod gefunden haben. Er ging nach Syrien zurück. Kleopatra brachte ihm Gold, er vertheilte es unter den Rest seiner Truppen und er rühmte es laut, daß Kleopatra es ihm geliehen. Den Römern wurde er immer mehr und mehr verhaßt, Augustus dürstete nach Rache. Nur Octavia blieb dem Treulosen getreu, und erhob sich hoch über ihre Pflichten. Da sie hörte, daß er gegen die Parther einen unglücklichen Feldzug geendet, entriß sie ihrem Bruder die Erlaubniß, zu ihm zu eilen, und ihm neue Unterstützung zu bringen. Im Grunde wünschte Augustus, die Mißhandlungen, denen sie nach seiner Ueberzeugung entgegen ging, möchten sie endlich empören und ihm einen Vorwand leihen, den Schwager nicht länger zu schonen. Octavia ging zu Schiffe. Viele Fahrzeuge mit Mannschaft, Erfrischungen und Reichthümern beladen, folgten ihr. Sie wiegte sich vielleicht eben mit dem süßen Gedanken, nun bald, was ihre Liebe gesammelt, vor ihm auszubreiten, als ein Bote ihres Gemahls ihr den Befehl brachte, nicht weiter als bis Athen zu gehen und ihn dort zu erwarten. Obgleich dieser Befehl, der ohne Zweifel von Kleopatra diktirt worden, ihr in Gegenwart Vieler über-

Digitized by Google

reicht wurde, so empfing sie ihn doch ohne die mindeste Bestürzung zu verrathen. Die Gefühle, die ihr Herz zerreißen mochten, verbarg sie, zur Bewunderung aller Zuschauer. Mit freundlichem Ernst antwortete sie dem Boten: »Ich bringe meinem Gemahl Rosse und Kriegsgewänder, und Geschenke für seine Freunde und Soldaten, und eine ansehnliche Summe Geldes und zweitausend wohlgerüstete Krieger. Sage ihm das, und bitte ihn mir zu melden, wohin ich das Alles ihm senden solle?«

Als Antonius diese Antwort vernahm, konnte er sich nicht enthalten, ihrem Edelmuth warme Lobsprüche zu theilen. Da zitterte Kleopatra und nahm ihre Zuflucht zu neuen Künsten. Bisher hatte sie durch den Rausch der Sinne, durch Pracht und Schwelgerei ihn gefesselt, jetzt erschien sie plötzlich schwermüthig und bleich, entzog sich allen Vergnügungen, nahm, um abzumagern, fast keine Speise mehr zu sich, und heftete nur finstere, in Thränen schwimmende Blicke auf ihn. »Mich, eine Königin,« pflegte sie zu sagen, »nennt man deine Buhlerin, und ich ertrage es aus Liebe zu dir, während Octavia, die du nicht zu lieben versicherst, der du mit deiner Hand nur ein Opfer der Staatskunst gebracht, mit dem Namen deiner Gemahlin prunkt.« Nie hatte das heuchelnde Weib dem Antonius reizender geschienen, als in dieser Schwermuth. Er vergaß Octavien, die zu Athen seiner harrte; er vergaß, daß noch Parther zu bekämpfen waren; er verschob den Krieg auf das künftige Jahr, und, aus Furcht, Kleopatra könne er-

Digitized by Google

kranken, wohl gar sterben, ging er mit ihr nach Egypten zurück.

Noch immer blieb Octavia zu Athen und nährte ihren stillen Kummer mit den verwundenden Nachrichten, die sie von allen Seiten empfing. Kein Gedanke an eine unwürdige Rache kam in ihre hohe Seele. Viele fremde Fürsten brachten damals ihre Jugendjahre in Athen zu, Manche fühlten die Macht ihrer Reize, manche schienen ihrer Gunst nicht unwürdig, doch keiner konnte sie erringen; während Antonius sich Bacchus nennen ließ, und mit Epheu umschlungen, einen Thyrsus in der Hand, eine goldene Krone auf dem Haupte, auf einem Triumphwagen in Alexandrien einzog, den gefesselten König von Armenien hinter sich herschleppend. Endlich mußte Octavia sich bekennen, daß ihr Gemahl sie verachte. Sie ging zurück nach Rom, wo Augustus ihr befahl, das Haus des Antonius zu verlassen. Aber sie gehorchte nicht. Sie bat ihren Bruder, die ihr zugefügten Mißhandlungen nicht zu achten, und nicht zum Vorwand eines neuen Bürgerkrieges zu machen. »Es wäre den Römern schimpflich, wenn Freundschaft für ein Weib und Liebe für ein anderes die beiden Imperatoren entzweien sollten.« Sie fuhr fort, ihre Kinder sorgfältig zu erziehen, und selbst die der Fulvia, als ob es ihre eigenen wären. Kamen Offiziere vom Antonius nach Rom, um vom Senat irgend etwas zu erlangen, so nahm sie freundlich sie auf, verwandte sich für sie, und bestürmte den Augustus, bis er zugestanden, was sie wünschten.

Digitized by Google

Aber dies erhabene Betragen empörte jeden Rechtlichen nur noch mehr gegen ihren unwürdigen Gemahl, der indessen zu Alexandrien in den Stricken der Buhlerin lag und ihr eine Königskrone nach der andern aufsetzte. Endlich berichtete Augustus dem Senat diesen kläglichen Wahnsinn, dessen Gräuel er lebhaft schilderte. Antonius hingegen sandte Machtboten mit einer Gegenklage. Er selbst ging mit Kleopatra nach Ephesus und rüstete sich zur offenen Fehde. Geld und Schiffe lieferte seine Buhlerin, damit er, wo möglich, der Macht Roms eine gleiche Macht entgegen stellen möchte. Es gab wohl Augenblicke, in denen Antonius sich nicht verhehlte, welch ein schwerer Kampf ihm bevorstand, und er wünschte bisweilen den Pflichten des Feldherrn sich ungetheilt zu widmen; er wünschte, Kleopatra möchte den Ausgang des Feldzuges in Egypten erwarten, er bat sie oft und dringend darum; allein sie wollte ihn durchaus nicht verlassen; sie fürchtete Octaviens Reize und die Gewalt ihrer Tugenden. Lieber führte sie den Verblendeten nach der, wegen Ueppigkeit und Wollust berüchtigten, Insel Samos, wo er von Königen und Völkern der umliegenden Gegenden die üblichen Beiträge zum bevorstehenden Kriege, aber auch die geschicktesten Tänzer, Schauspieler und Tonkünstler empfing, und während die ganze römische Welt bei den Zurüstungen stutzte, sprach man zu Samos nur von neuen Liedern, Komödien und Balleten, und hatte keinen andern Kummer, als den, nach erfochtenem Siege noch neue Feste zu erfinden, da man sich schon

Digitized by Google

jetzt in diesem edlen Bestreben erschöpfte. Endlich verließ Antonius die schwelgerische Insel und kam nach Athen, immer in Begleitung der Circe, die ihn bezaubert hielt. Aber in Athen war noch Jedermann von Octaviens Ruhme voll und alle die Ehrenbezeugungen, welche die Herzen der Athenienser unaufgefordert ihr erwiesen, mußte Kleopatra durch Geschenke erkaufen. Antonius selbst trat vor sie an der Spitze von abgeordneten Bürgern der Stadt, um sie für die Beherrscherin der Welt zu erklären und das schändliche Gelübde abzulegen, daß er sich nie mit Octavien versöhnen, sie ferner nicht als seine Gemahlin betrachten wolle. Er sandte auch sogleich Octavien den Befehl zu, sein Haus in Rom zu verlassen. Und sie verließ es in Thränen schwimmend, Thränen, welche minder durch den Schmerz der tief gekränkten Gattin, als durch die Furcht der edlen Römerin flossen, daß nun um ihretwillen ein Bürgerkrieg wüthen werde. Sie nahm ihre Kinder mit sich, auch die der Fulvia, deren verblendeten Vater zu retten sie noch nicht verzweifelte. Die wenigen Freunde, die zu Rom ihm noch übrig geblieben, sammelte sie um sich, berathschlagte mit ihnen und es ward beschlossen, daß einer der gewandtesten Unterhändler sich nach Athen begeben solle, um dem Antonius das Schwert zu zeigen, das an Einem Haare über seinem Haupte schwebte, um ihn zu bewegen, den schimpflichen Fesseln der Buhlerei sich zu entreißen, weil er nur in diesem Fall hoffen dürfe, den Titel und die Macht eines Imperators im Orient sich zu erhalten. Ja, dieser Gesandte

Digitized by Google

wurde auf Octaviens Bitten abgefertigt, gleich nachdem er sie verstoßen hatte.

Der Abgeordnete entledigte sich seines Auftrags mit Klugheit und Muth. Nur in Kleopatra's Gegenwart wurde ihm vergönnt, den Antonius zu sprechen; aber das fesselte seine Zunge nicht; kühn trug er Alles vor, was ihm zu sagen geboten worden. Vergebens! denn sie wußte ihren Sklaven zu überreden, daß man ihm nur Fallstricke lege; und hätte sich der Bote nicht eilig von Athen entfernt, so würde er ihrer Rache nicht entgangen sein.

Nun gab der Senat auf des Augustus Verlangen ein Dekret, welches der Königin von Egypten, als Usurpatorin römischer Provinzen, den Krieg und ihren Buhlen aller seiner Würden verlustig erklärte. Augustus verließ Rom, um seine Schwester und das Vaterland zu rächen. Die klügsten Generale des Antonius riethen, den Feind zu Lande zu erwarten, allein Kleopatra stimmte für ein Seetreffen, obgleich die Flotte des Augustus der ihrigen weit überlegen war. Sie drohte, im Rausch des Glücks, das Kapitolium und das ganze Reich in Brand zu stecken. Als beide Kämpfer bei Actium einander gegenüber standen, bedeckten sie die Gewässer mit einer solchen Menge von Schiffen, daß es schien, die Cykladen und alle Inseln des Archipel hätten vom Grunde sich losgerissen, um auf dem Meere zu schwimmen. Jedes Schiff trug Thürme, aus welchen die Soldaten brennende Pfeile auf die feindliche Flotte abdrückten. Der Ausgang der Schlacht bei Actium

Digitized by Google

iſt weltkundig. Kleopatra floh zuerſt, und ehe noch die Schlacht entſchieden war. Sie ſegelte ſo eilig nach Egypten, als gebiete der Schrecken den Winden.

Kaum ſah Antonius ihre Galeeren von ſeiner Flotte ſich trennen, da dünkte ihm geziemender ſeine Geliebte zu begleiten, als mit den Seinigen im Treffen Stand zu halten. Dieſe vertheidigten ohne Haupt ſich dennoch lange und tapfer. Während der Feldherr als der ſchlechteſte Krieger unter ihnen ſich zeigte, ſchien jeder gemeine Krieger ein braver General zu werden. Doch endlich unterlagen ſie. Als die fliehende Kleopatra den fliehenden Antonius hinter ſich erblickte, ließ ſie ihn auf ihre Galeere holen. Hier ſaß er auf dem Verdeck, den Kopf in beide Hände geſtützt, und ſprach lange kein Wort mit der Buhlerin, bis ihre Weiber ſie mit einander ausſöhnten. Von Alexandrien aus wurde ein Bote geſchickt, der vom Auguſtus die Gnade begehren ſollte, Egypten der Kleopatra und ihren Kindern zu erhalten, dem Antonius aber zu vergönnen, daß er als Privatmann zu Athen ſein Leben beſchließe. Es wurde abgeſchlagen, doch Kleopatra Hoffnung gemacht, daß man ſie ſchonend behandeln werde, wenn ſie den Feind des römiſchen Reichs tödten oder vertreiben wolle. Derjenige, der dieſen Auftrag ihr hinterbrachte, war ein ſchöner, geiſtreicher Mann, der ſchnell ihre Gunſt, aber auch die Eiferſucht des Antonius erweckte. Schimpflich mit Ruthen gepeitſcht ſandte dieſer ihn zurück. Die Königin verdoppelte ihre Liebkoſungen, um den böſen Eindruck zu verlöſchen,

Digitized by Google

und die üppigen Feste begannen auf's Neue in Alexandrien. Aber schon verließen nach und nach die letzten Anhänger den entarteten Helden, und seine Galeeren gingen zu dem Feinde über.

Als er diese Schreckenspost vernahm, glaubte er von seiner Buhlerin sich verrathen und wollte sich umbringen. In dieser Stimmung verließ sie ihn, vielleicht fürchtend, er werde seine Wuth endlich gegen sie selbst kehren. Mit zweien ihrer Weiber verschloß sie sich in das prächtige, von ihr erbaute Grabmal, und ließ dem Antonius hinterbringen, sie sei todt. Diese Nachricht konnte er nicht überleben, er stürzte in sein Schwert. In Blut gebadet trug man ihn zu dem verschlossenen Grabmal, wo Kleopatra und ihre Weiber ihn an Stricken mühsam hinaufzogen, und er in ihren Armen starb. Augustus weinte in seinem Zelte der alten Freundschaft eine Thräne und beseufzte die Verblendung eines solchen Mannes. Zu der Verführerin des Besiegten sprach der Sieger Gnadenworte, um ihren Selbstmord zu verhüten, denn er wollte für seinen Triumph sie aufsparen. Einer seiner Offiziere kam noch zu rechter Zeit in das Grabmal, da sie eben einen Dolch sich in die Brust stoßen wollte. Sie wurde von nun an streng bewacht.

Noch einmal hoffte sie Rettung von ihren Reizen. Hatten doch Antonius und der junge Pompejus, hatte doch selbst Cäsar ihr nicht widerstanden. Sie bat den Imperator um eine geheime Unterredung, weil sie wichtige Dinge ihm zu vertrauen habe. Durch alle Künste ihres Putztisches

Digitized by Google

bereitete sie sich zu dieser Unterredung vor. Augustus fand sie liegend auf einem Ruhebette, umgeben von Gemälden des Cäsar, und in den Briefen blätternd, welche dieser große Mann ihr einst geschrieben hatte. In Trauerkleidern lag sie da, erhob sich beim Eintritt dieses jungen Imperators, trat ihm schwermüthig entgegen, wurde von ihm zurück auf das Ruhebette geführt und erschöpfte nun vergebens alle die Zauberkünste, durch die sie vormals über Männerherzen so unbeschränkte Gewalt übte. »Dein Vater,« sprach sie, »hat mir die Krone Egyptens auf das Haupt gesetzt. Könnte ich dir schildern, wie er gegen mich gesinnt war. — Doch hier sind seine Briefe, lies. Er schrieb sie alle mit eigner Hand.« Augustus, des Triumphes gedenkend, der seiner Schwester Rache vollenden sollte, sprach ihr Trost zu, versicherte, sie habe nichts zu fürchten, entzog ihr nichts von ihrem königlichen Staate. Allein die Schlaue durchschaute sein Vorhaben; und als sie sah, daß ihre letzten Hoffnungen an des Jünglings kaltem Unwillen scheiterten, gab sie sich den Tod, einen Zettel an Augustus hinterlassend, in welchem sie bat, neben dem Antonius begraben zu werden. Eilig sandte der Imperator hin, um ihren Tod zu verhüten. Man fand das Grabmal fest versperrt, und als es mit Gewalt erbrochen wurde, lebte Kleopatra schon nicht mehr. In ihrem kostbarsten Schmuck lag sie auf dem Ruhebette, zu ihren Füßen der Leichnam einer ihrer Vertrauten, die Andere, sterbend, konnte noch berichten, wie ihre Gebieterin die That vollbracht.

Digitized by Google

Freudetrunken empfingen die Römer den jungen Sieger in ihren Mauern. Nur Octavia trauerte und erfüllte jede Pflicht des Wohlstandes, doch mehr mit Ernst als kummervoll, wie es einer solchen Witwe geziemte. Sie entzog sich aller Theilnahme an Staatsgeschäften und lebte blos für ihre Kinder aus beiden Ehen. Ihr Liebling war der junge Marcellus. Er war auch der Liebling seines Oheims und des ganzen römischen Volkes, das in ihm den Bürgen der Dauer seines Glückes sah, denn Augustus verhehlte es nicht, daß nach ihm dieser Jüngling, den schon jetzt jede Tugend schmückte, der Herr der Welt sein werde. Was Wunder, daß Octavia stolz auf diesen von ihr gebildeten Sohn war und einst von ihm Ersatz für alle Leiden hoffte. Schon in seinem fünfzehnten Jahre machte man ihn zum Aedilis curulis; ein wichtiges Amt, zu dem sonst sieben und dreißig Jahre erforderlich waren. Denn unter dessen Obhut standen die Tempel, die Schauspielhäuser, die öffentlichen Spiele; die Stadtmauern und die Gerichtssäle. Marcellus verwaltete das Amt als ein erfahrner Mann, freilich von seiner Mutter geleitet, welche die Gelegenheit ergriff, des Volkes Vergnügen mit Pracht und Geschmack zu befördern und die öffentlichen Plätze mit herrlichen Denkmälern zu zieren.

Augustus beschloß, den Marcellus mit seiner reizenden, aber leichtsinnigen Tochter Julie zu vermählen, und Alles schien sich zu vereinigen, um diesen Jüngling auf den höchsten Gipfel des Glückes zu erheben, auf dem so selten

Digitized by Google

der Würdigste steht. Aber plötzlich wurde er von einer Brustkrankheit befallen. Man rieth ihm nach Bajä zu gehen, um des dortigen heilsamen Wassers sich zu bedienen. Mit ihm zugleich befand sich dort ein Arzt der Livia, der ihm den Gebrauch der warmen Bäder widerrieth, hingegen den der kalten ihm empfahl. Man argwöhnte, es habe Livia den Arzt dazu vermocht aus Eifersucht, weil ihr eigner Sohn einst den Thron nicht besteigen sollte.

Marcellus starb, Rom trauerte, die Welt klagte, Octavia war vernichtet. Der Leichnam wurde nach Rom gebracht und auf dem Marsfelde verbrannt, eine Ehre, die nur den ausgezeichnetsten Männern widerfuhr. Sein Grab am Ufer der Tiber umgaben die Bildsäulen der größten Helden. Prachtvoll feierte man sein Leichenbegängniß. Dichter und Geschichtschreiber wetteiferten zu seinem Ruhme, und Properz in seinen Elegien verwünschte das, leidenden Kranken ehemals so wohlthätige Bajä, machte es zum Aufenthalt einer feindseligen, neidischen Gottheit.

Octavia hatte den Kelch der Leiden bis auf den letzten Tropfen geleert. Nie versiegten ihre Thränen um Marcellus. Jeden Trost verschmähte sie und am letzten Tage ihres Lebens war ihr Schmerz nicht milder als an dem Tage, da der geliebte Sohn begraben wurde. Sie begehrte kein Bildniß von ihm, es war in ihr Herz gegraben; sie wollte seinen Namen nicht nennen hören, und doch schwebte er immer auf ihren Lippen. So schildert sie Seneca. Eines Tages hatte ihr Bruder sie eingeladen, einer Vorlesung des

Digitized by Google

Virgil von deſſen ſechſten Buche der Aeneide beizuwohnen. Der Dichter beſchreibt darin, wie Aeneas in die Unterwelt hinabſteigt, und wie deſſen Vater Anchiſes in einer langen Weiſſagung die berühmteſten Römer an ihm vorüberführt. Zuletzt erſcheint auch der große Marcellus, der Beſieger Hannibal's und der Gallier. Ihm folgt ein ſchöner Jüngling in glänzender Waffenrüſtung, doch mit niedergeſchlagenem Blick. Erſtaunt bemerkt Aeneas das jauchzende Gefolge, welches den Jüngling umgibt, deſſen auffallende Aehnlichkeit mit dem Helden, dem er folgt und vor Allem einen widrigen Schatten, der um ſein Haupt ſchwebt. Weinend fährt Anchiſes fort, erzählend, wie die Götter dieſen jungen Fürſten der Welt nur gezeigt und ſchnell wiederum entzogen, aus Furcht, Rom möchte im längern Beſitz eines ſo koſtbaren Geſchenkes übermüthig werden. Er ſchilderte den lauten Schmerz auf dem Marsfelde und längs der Tiber, weil des Vaterlandes Stütze, die Tugend und Treue der alten Zeit fallen würde. »Unglücklicher Sohn!« rief er aus, »könnteſt du dem unerbittlichen Schickſale dich entziehen, ach du würdeſt einſt Marcellus ſein!« Bei dieſen Worten ſank Octavia in eine lange Ohnmacht. Auguſtus weinte und verbot dem Dichter, weiter zu leſen. Nie wollte hinfort die trauernde Mutter wieder etwas zum Ruhme ihres Sohnes hören; doch belohnte ſie den Virgil mit zehn Seſtertien für jeden Vers der Stelle, von der ſie ſo tief bewegt worden. Es waren ein und zwanzig Zeilen, für welche der Dichter mehr als fünf tauſend Goldthaler em-

Digitized by Google

pfing. Octavia zog sich nun ganz in die Einsamkeit zurück und wohnte nicht einmal mehr den öffentlichen Feierlichkeiten des Götterdienstes bei. Die Kinder des Antonius von der Fulvia hatte sie mütterlich erzogen, aber diese Großmuth genügte ihr noch nicht. Sie nahm sich jetzt auch der Kinder an, die er mit Kleopatra erzeugt hatte. Sie vermählte die jüngere Kleopatra mit dem Könige von Mauritanien, einem durch Geist und Kenntnisse berühmt gewordenen Manne. Ihr Bruder, dessen einzige Tochter durch den Tod des Marcellus verwitwet worden, konnte für Julien keinen zweiten würdigen Gatten finden, wenn er nicht mit Agrippa sie vermählte. Aber dieser Agrippa war bereits mit Marcella, Octavien's Tochter verbunden. Doch kaum gewahrte die edle Römerin, daß der Imperator um einen würdigen Eidam bekümmert sei, als sie, wie immer, sich selbst vergessend, den Agrippa nöthigte, ihre eigene Tochter zu verstoßen, die sie dann mit dem jungen Antonius, dem Sohn der Fulvia vermählte.

Das Glück ihrer Familie war noch das einzige Geschäft, dem sie sich widmete. Zwei Töchter hatte sie noch, Beide Antonia genannt. Die Eine wurde die Gattin des Domitius, die Andere die des Drusus. Die Letztere wurde von Octavien vorzüglich geliebt, denn sie glich der edlen Mutter an Körper und Seele; auch war ihr, wie jener, eine volle Leidensschale zugemessen, denn sie mußte den Tod ihres Sohnes Germanicus, des liebenswürdigsten Fürsten seiner Zeit, beweinen und starb von Gram

Digitized by Google

verzehrt, eine Zeugin der Ausschweifungen ihres Enkels Caligula. Octavia verließ ihre Einöde nicht wieder. Der Glanz, mit dem ihr Bruder seinen Thron umgab, war ihr zuwider. Sie legte die Trauerkleider nie wieder ab, überlebte aber den Liebling ihres Herzens noch dreizehn Jahre. Bei ihrem Begräbniß hielt Augustus selbst die Leichenrede im Tempel des Julius Cäsar. Ihrem Andenken widmete er einen Portikus, eine Bibliothek, einen öffentlichen Platz und einen Tempel, die Alle den Namen der geliebten Schwester führten.

Abenteuer eines Negerfürsten.

Der Engländer Bluet, ein vertrauter Freund dieses unglücklichen schwarzen Fürsten, hat dessen Schicksale aufgezeichnet. Zwischen den Flüssen Falomeh und Gambia liegt ein kleiner Negerstaat Bunda genannt, dessen Fürst oder Königlein zugleich Alfa, Hoherpriester ist. Ayub Ibn Soleyman oder Job Ben Salomon, Erbprinz von Bunda, war kaum fünfzehn Jahre alt, da sein Vater ihn schon als Jenan, oder Unterpriester sich zugesellte; zu gleicher Zeit vermählte er ihn mit der Tochter des Oberpriesters von Tombucto, die erst eilf Jahre zählte. Im dreizehnten gebar sie ihrem jungen Gatten einen Sohn, Abdallah, und nachher noch zwei andere Kin-

Digitized by Google

der. Einige Jahre später heirathete Soleyman noch eine Frau, die Tochter des Oberpriesters von Tomga, von welcher er eine Tochter Fatime hatte. Beide Frauen und ihre vier Kinder waren am Leben, als er im Februar 1730 auf Befehl seines Vaters, eine Reise an die Ufer des Gambia machte, begleitet von zwei Bedienten, um Sklaven an ein englisches, auf diesem Strome angekommenes Schiff zu verkaufen und einige Waren einzuhandeln. Der alte Oberpriester hatte ihn ausdrücklich gewarnt, ja nicht über den Fluß zu gehen, weil die Bewohner des jenseitigen Ufers feindliche Mandingo-Neger waren. Soleyman kam glücklich bis zu dem englischen, von Kapitän Pyke geführten Schiffe, da aber seine Handelsgeschäfte nicht so schnell und gut gingen als er vermuthet hatte, so schickte er die beiden Bedienten nach Hause, um seinem Vater Bericht zu erstatten, und meldete zugleich, daß ihn selber die Neugier treibe, noch ein wenig weiter zu reisen. In dieser Absicht miethete er einen Kaufmann, der die Sprache der Mandingos verstand, und der ihm als Dolmetscher und Wegweiser dienen sollte. Mit diesem ging er nun über den Gambia, wo er seine Neger für einige Kühe verkaufte. Eines Tages, bei großer Hitze, lagerte er sich im Kühlen, und hing seine Waffen an einen Baum. Diese bestanden aus einem Säbel mit goldenem Griff, einem Dolche von eben diesem Metall und einem kostbaren Köcher voller Pfeile, den der Sohn des Königs von Futa, mit welchem er erzogen worden, ihm zum Geschenk gemacht hatte. Sein

Digitized by Google

Unglück wollte, daß ein Trupp räuberischer Mandingos eben vorüber zog und ihn unbewaffnet erblickte. Sieben bis acht derselben stürzten sich auf ihn und banden ihn sammt seinem Dolmetscher. Sie fingen damit an, ihm das Haar vom Kopfe und vom Kinne zu scheren, eine Behandlung, die Soleyman als den höchsten Schimpf betrachtete, obschon eigentlich nicht ihre Absicht war ihn zu beschimpfen, sondern blos, ihn für einen Kriegsgefangenen gelten zu lassen.

Am 27. Februar verhandelten sie ihn, sammt dem Dolmetscher, an den Kapitän Pyke, und am 1. März lieferten sie ihn wirklich an Bord. Als der Schiffskapitän erfuhr, Soleyman sei derselbe Prinz, mit dem er einige Tage vorher Handelsgeschäfte gemacht, und der blos durch Zufall in Sklaverei gerathen, so erlaubte er ihm, sich und seinen Gefährten wieder los zu kaufen. Alsobald schickte Soleyman zu einem Freunde seines Vaters, der nahe bei dem englischen Komptoir von Joar wohnte, und ließ ihn bitten, sein Unglück nach Bunda zu melden. Aber Bunda war fünfzehn Tagreisen weit entfernt, der Kapitän konnte so lange nicht warten, und besaß auch nicht Menschlichkeit genug, um den Prinzen auf sein bloßes Wort in Freiheit zu setzen, sondern lichtete die Anker, und fuhr nach Maryland, wo er, in der Stadt Anapolis, den unglücklichen Soleyman gleich andern Sklaven verkaufte, und zwar an Michael Denton, den Faktor des reichen Kaufmanns Hunt zu London. Durch später gekommene Schiffe aus-

Digitized by Google

Afrika erfuhr der Prinz, daß sein Vater, sobald er des Sohnes Sklaverei erfahren, eine Menge Sklaven abgeschicket hatte, um ihn auszulösen, die aber zu spät eintrafen, worauf der König von Futa, um ihn zu rächen, den Mandingos den Krieg erklärt hatte. Denton verhandelte den Prinzen wieder an einen gewissen Tolsey, der ihn zuerst in seiner Tabaks-Plantage arbeiten ließ, als er aber gewahr wurde, daß sein Sklave einer so harten Arbeit nicht gewachsen sei, so erleichterte er dessen Schicksal, und gab ihm die Herden zu hüten.

Bei dieser Beschäftigung fiel der arme Soleyman in tiefe Schwermuth, die er durch Gebet zu verscheuchen suchte. Betend fand man ihn täglich im Gebüsch, wo ihn öfter ein weißer Jüngling erblickte, der vermuthlich von Kindheit auf gewöhnt worden war, die Neger als Thiere zu betrachten, gegen die man sich jede Grausamkeit erlauben dürfe, denn er ermangelte nicht, so oft er Soleyman betend antraf, ihm Koth in's Gesicht zu werfen. Diese schändliche Behandlung und die Unmöglichkeit, sich darüber beklagen zu können, weil er die Landessprache nicht verstand, brachten ihn zur Verzweiflung. Schlimmer, dachte er, kann es doch mit mir nicht werden, und so beschloß er zu entfliehen. Auf gut Glück durchstrich er die Wälder und kam, nach vielem ausgestandenen Elend, bis in die Grafschaft Kent in der Bay Delavare. Hier wurde er als ein Flüchtling ergriffen, weil er keinen Paß hatte, und sich auch nicht verständlich machen konnte. Hier sah ihn

Digitized by Google

aber auch Bluet zum ersten Male, der aus Neugier in sein Gefängniß gegangen war. Er und einige andere englische Kaufleute sprachen durch Zeichen mit ihm und versuchten, indem sie ihm Papier und Bleistift reichten, ob er vielleicht schreiben könne. Er schrieb sogleich einige Zeilen arabisch, sprach auch die Worte Allah und Mahomed mehrere Male deutlich aus. Man reichte ihm ein Glas Wein, welches er zu trinken sich weigerte. Nun war man überzeugt, daß er ein Mahomedaner sei, aber wer? und woher? das blieb ein Räthsel. Nur so viel ließen seine Gestalt und sein Anstand errathen, daß er nicht zu den gemeinen Sklaven gehöre.

Man gab sich alle Mühe einen Neger aufzutreiben, der des Fremdlings Sprache redete und endlich war man so glücklich, einen alten Jalof-Neger zu finden, dem die Sprache von Bunda nicht unbekannt war.

Soleyman's Freude als er endlich wieder die wohlbekannten Töne vernahm, als er endlich seine Leiden einem menschlichen Wesen klagen konnte, war höchst rührend. Er erzählte seine Schicksale, nannte seinen letzten Herrn und erklärte, warum er die Flucht ergriffen. Man schrieb an Tolsey, welcher selbst kam ihn abzuholen und ihn sehr menschlich behandelte. Zwar führte er ihn zurück in die Plantage, räumte ihm aber einen sichern und bequemen Ort zum Beten ein, und that was in seinen Kräften stand, um das Schicksal des Unglücklichen zu erleichtern, auch erlaubte er ihm, an seinen Vater zu schreiben. Der Brief

Digitized by Google

wurde seinem ersten Herrn, Denton, abgegeben, um ihn bei erster Gelegenheit durch den Kapitän Pyke nach Afrika zu befördern. Da sich aber Pyke damals in England befand, so schickte Denton den Brief an Hunt nach London.

Unglücklicher Weise mußte Pyke schon wieder nach der afrikanischen Küste abgesegelt sein, als der Brief in London ankam, Hunt sah sich also genöthigt, eine andere Gelegenheit abzuwarten. Der Brief war in arabischer Sprache geschrieben, dies gab Gelegenheit, ihn dem berühmten Oglethorpe zu zeigen, der ihn auf der Universität Oxford übersetzen ließ, und durch Lesung desselben so sehr gerührt wurde, daß er, vermittelst einer Summe Geldes, Hunt vermochte, Soleyman nach England kommen zu lassen. Hunt schrieb sogleich an seinen Faktor, der den merkwürdigen Sklaven loskaufte, und ihn auf dem Schiffe William, Kapitän Whrigt, einschiffte. Hier erneuerte Bluet, als Reisegefährte, dessen Bekanntschaft.

Während der Reise lernte Soleyman englisch genug, um sich so ziemlich verständlich zu machen. Sein Betragen gewann ihm die Achtung und Freundschaft der ganzen Schiffs-Equipage. Als er im April 1733 zu London ankam, war der großmüthige Oglethorpe verreist, aber Hunt empfing ihn gütig und gab ihm eine anständige Wohnung.

Bluet brachte einige Zeit auf dem Lande zu, bei seiner Zurückkunft besuchte er den Prinzen und fand ihn sehr niedergeschlagen, weil mehrere Personen ihn hatten kaufen

Digitized by Google

wollen, (vermuthlich aus Eitelkeit um einen Fürsten in ihren Dienſten zu haben) und weil er fürchtete, man werde das Löſegeld für ihn entweder allzuhoch ſteigern, oder ihn wohl gar einem neuen Herrn überlaſſen, der ihn abermals in entfernte Länder führen würde. Bluet erbat ſich die Erlaubniß, ihn mit in ſeine Wohnung in der Grafſchaft Hertfort zu nehmen, wo Soleyman Jedermann für ſein Schickſal intereſſirte. Man beſchenkte ihn reichlich und es war im Werke, eine Subſkription zu eröffnen, um ſeine Feſſeln zu zerbrechen. Unbegreiflich iſt, daß der reiche Herr Hunt dieſes Vergnügen ſich verſagte.

Den Tag vor des Prinzen Rückkehr nach London empfing er einen Brief unter ſeiner Adreſſe, welchen die afrikaniſche Kompagnie für ihn erhalten hatte. Der Biograph ſagt nicht, von wem der Brief kam; vermuthlich von Oglethorpe. Dem zufolge erſuchte die afrikaniſche Kompagnie den Herrn Hunt, ihr alle die Koſten anzugeben, welche er für Soleyman aufgewandt hatte. Der Filz ermangelte nicht, den letzten Pfennig zu berechnen, und doch betrug die ganze Summe nicht mehr als neunundfünfzig Pfund Sterling, welche die Kompagnie bezahlte. Bald darauf kam auch eine Subſkription zu Stande, wodurch jene Auslage erſetzt und der Prinz von aller weitern Furcht befreit wurde. Die Kompagnie übernahm ſeinen Unterhalt bis zu ſeiner Abreiſe. Da dieſe ſich noch verzögerte, ſo brachte er ſeine Zeit ganz angenehm damit zu, daß er ſeine Freunde und Wohlthäter fleißig beſuchte. Zu dieſen gehörte auch

Digitized by Google

der Ritter Hans Sloane, der sich seiner oft bediente, um arabische Handschriften oder Inschriften auf Münzen zu übersetzen.

Eines Tages äußerte er gegen den Ritter ein lebhaftes Verlangen, die königliche Familie zu sehen. Es wurde ihm zugesagt, sobald er anständig genug gekleidet sein werde, um bei Hofe zu erscheinen. Seine Freunde ließen ihn sogleich in die Tracht seines Landes kostbar kleiden, und so wurde er dem Könige, der Königin, den Prinzen und Prinzessinnen präsentirt. Die Königin schenkte ihm eine schöne goldene Uhr. Am nämlichen Tage speiste er bei dem Herzoge von Montague und die dort anwesenden Großen schossen eine ansehnliche Summe für ihn zusammen. Er benahm sich bei allen diesen Gelegenheiten mit so würdevoller Bescheidenheit, und seine naiven Ausbrüche des Kummers über die Trennung von Vaterland und Familie waren so rührend, daß Jeder, der ihn sah und sprach, sein Freund wurde.

Der Herzog von Montague nahm ihn oft mit sich auf sein Landhaus, wo er ihm die Acker- und Garten-Geräthschaften zeigen und von seinen Leuten im Gebrauch derselben ihn unterrichten ließ. Bei seiner Abreise ließ der Herzog eine Menge solcher Werkzeuge für ihn verfertigen und wohl eingepackt auf das Schiff bringen. Durch die Geschenke seiner Wohlthäter belief sich sein kleiner gesammelter Schatz auf fünf hundert Pfund Sterling, und so bestieg er endlich, dankbare Thränen weinend, aber doch voll der süßesten Hoffnungen, im Juli 1734 das Schiff der Kompagnie,

Digitized by Google

welches ihn an die Ufer des Gambia zurück führen sollte. Am 8. August landete er bei dem englischen Fort und trat fast ohnmächtig an's Land, so heftig griff die Freude ihn an. Er war dem Gouverneur durch die Direktoren der Kompagnie ganz besonders empfohlen worden, daher empfing man ihn mit großer Achtung. Er verweilte nicht lange, sondern schiffte sich schnell wieder auf einer Schaluppe ein, welche nach dem Komptoir von Joar bestimmt war. Da dieses nur sieben Tagreisen von Bunda entfernt liegt, so hoffte er dort einen seiner Landsleute anzutreffen. Am 26. Abends ankerte die Schaluppe bei Damosensa, wo der Prinz, als er nebst den Engländern unter einem Brunnen ruhte, sechs bis acht Neger von derjenigen Nation vorüber gehen sah, welche ihn, kaum dreißig englische Meilen von demselben Orte, zum Sklaven gemacht hatte. So sanftmüthig er sonst war, so konnte er doch bei ihren Anblick sich kaum halten. Er griff heftig nach seinem Säbel; die Engländer stellten ihm die Gefahr vor und besänftigten ihn. Man ließ die Neger näher kommen, man fragte sie, was aus ihrem Könige geworden? — sie erzählten, er habe gewöhnlich eine Pistole am Halse getragen, die er von einem englischen Schiffs-Kapitän erhalten, diese sei einmal zufällig losgegangen und habe ihm den Kopf zerschmettert.

Soleyman sah hierin Gottes Finger. Dieser König, sein Feind, der Urheber aller seiner Leiden, konnte diese Pistole von Niemand Anderem empfangen haben, als vom Kapitän Pyke, und vermuthlich hatte sie zu den Waren gehört, die

Digitized by Google

der Preis seiner Freiheit gewesen waren. Er dankte dem Propheten laut für diese himmlische Gerechtigkeit, doch fügte er auch sogleich sanfter hinzu: »Ich verzeihe meinen Feinden, denn wäre ich nicht verkauft worden, so würde ich weder das Englische gelernt haben, noch alle die kostbaren und nützlichen Dinge besitzen, mit welchen man mich beschenket hat; auch hätte ich dann weder England gesehen, noch so viele vortreffliche Menschen kennen lernen."

Am 1. September landete die Schaluppe zu Joar und der Prinz schickte sogleich einen Boten nach Bunda, um seine Zurückkunft zu melden. Dieser Bote war ein Fuli-Neger, ein alter Bekannter von Soleyman, der sich, bei Erblickung des Heimkehrenden, fast närrisch vor Freuden geberdete, denn noch nie hatte man einen Afrikaner aus der Sklaverei zurückkehren sehen. Soleyman ließ seinen Vater bitten, ihm nicht entgegen zu kommen, weil die Reise zu lang sei, und weil es den jungen Leuten gezieme, den Alten entgegen zu gehen. Er gab dem Boten einige Geschenke für seine Frauen mit, und trug ihm auf, ihm seinen jüngsten Sohn zu bringen, den er am zärtlichsten liebte.

In der Zwischenzeit nahm er jede Gelegenheit wahr, um die Engländer gegen die Neger zu rühmen, und ihnen den Wahn zu benehmen, als würden die Sklaven getödtet und gefressen, ein Wahn, der sich auf die Bemerkung gründete, daß nie einer zurückkam. Nach langem ängstlichen Harren kam endlich der Bote mit Briefen von Bunda, brachte aber betrübte Nachrichten. Sein Vater war gestor-

Digitized by Google

ben, wiewohl er noch sterbend den Trost gehabt hatte, die Zurückkunft seines Sohnes zu erfahren. Eine von seinen Frauen hatte sich, während seiner Abwesenheit wieder verheirathet, und ihr zweiter Mann war davon gelaufen, als er die Ankunft des ersten vernommen. Seit drei oder vier Jahren hatte der Krieg das ganze Land so verheert, daß alles Vieh vertilgt war. Einer von Soleyman's ältesten Freunden langte zugleich mit dem Boten an; der Prinz empfing ihn zwar freudig, war aber auch sehr niedergeschlagen durch den Tod seines Vaters und dem Jammer des Vaterlandes. Er betheuerte, daß er seiner ungetreuen Frau, und selbst ihrem zweiten Manne verzeihe. »Sie hatten wohl Recht mich todt zu glauben,« sagte er, »denn ich war ja in einem Lande, von wo noch nie ein Fuli zurück gekehrt ist.« Vier Tage unterhielt er sich mit seinem Freunde, und nur ein kurzer Schlummer unterbrach ihre Gespräche. Dann machte er Anstalten zu seiner Abreise. Einem gewissen Moore, der eben Afrika verlassen wollte, gab er dankbare Briefe an seine Wohlthäter in England mit. Von seiner Geschichte ist nichts weiter bekannt geworden.

Er besaß die vortrefflichsten natürlichen Eigenschaften, klare Begriffe, eine gesunde Beurtheilungskraft, ein glückliches Gedächtniß. Redlichkeit und Wahrheitsliebe leuchteten aus allen seinen Gesprächen hervor. Seine leichte Fassungsgabe wurde bei vielen Gelegenheiten erprobt. Den Mechanismus der Instrumente begriff er schnell. Man zeigte ihm z. B. eine Wanduhr und einen Pflug, dann zerlegte man

Digitized by Google

beide, und er setzte sie wieder zusammen ohne fremde Beihilfe.

Sein Gedächtniß war bewundernswürdig; er hatte den Koran im fünfzehnten Jahre auswendig gelernt, und schrieb ihn in England eigenhändig dreimal nieder, blos aus dem Gedächtniß, bediente sich auch nicht einmal seiner ersten Handschrift bei der zweiten und dritten Abschrift. Wenn man von der Möglichkeit zu vergessen mit ihm sprach, so pflegte er zu lächeln, als über etwas Unbegreifliches. Er war gefühlvoll und mitleidig. In der Unterhaltung liebte er den Scherz. Seine Sanftmuth benahm seinem Muthe nichts. Er erzählte, daß er eines Tages mit vier Begleitern im Lande der Araber von fünfzehn Räubern angegriffen worden und sie zur Flucht gezwungen habe, wobei er blos leicht verwundet worden. Ein andermal fand er eine Kuh seines Vaters zerrissen und halb verschlungen. Er bestieg einen Baum neben der Kuh, sah in der Dämmerung zwei grimmige Löwen erscheinen, drückte seine vergifteten Pfeile auf sie ab, und hatte das Glück, sie beide zu tödten.

Gemälde konnte er nicht leiden. Es kostete Mühe, ihn zu überreden, daß er sich malen ließ. Als der Kopf fertig war, fragte man ihn: in welcher Kleidung er gemalt sein wolle? — In meiner Landestracht, war die Antwort. Man wandte ein, der Maler könne diese nicht abbilden, ohne sie gesehen zu haben. Ei, sagte er, ihr malt ja sogar den lieben Gott, den ihr nie gesehen habt. Obgleich er ein

Digitized by Google

Mahomedaner war, so glaubte er doch nicht an Mahomed's Paradies der Sinnlichkeit und andere dergleichen türkische Alfanzereien. Er bekannte einen einzigen Gott und sprach dessen Namen nie ohne besondere Ehrfurcht aus. Ueber die Dreieinigkeit konnte er nie ganz ruhig sprechen hören. Man gab ihm eine Bibel in arabischer Sprache. Er las sie, bezeugte seine Achtung für den Inhalt, behauptete aber, nicht ein Wort von der Dreieinigkeit darin gefunden zu haben. Er aß kein Fleisch irgend eines Thieres, wenn er es nicht selbst getödtet hatte; Schweinfleisch nie, wohl aber Fische. Seine Erziehung war so gut gewesen, als sie in Afrika nur immer sein konnte. Er kannte alle Bücher seines Landes, ihrer sind aber kaum dreißig, arabisch geschrieben, und blos die Religion betreffend. Den historischen Theil der Bibel wußte er sehr gut, und sprach mit Hochachtung von Christus, einem Propheten, der, wie er sich ausdrückte, eines längeren Lebens würdig gewesen wäre. Mahomed sei nach ihm gekommen, um seine Lehre zu verbessern. Oft verglich er sich mit Joseph, dem Sohne des Patriarchen Jakob. Als er vernahm, daß Sambo, König von Futa, den Mandingos um seinetwillen den Krieg erklärt habe, versicherte er, es sei ihm leid, denn nicht die Mandingos, sondern Gott selber habe sein Schicksal gelenkt. Es ist zu bedauern, daß wir nicht erfahren, wie es in der Folge diesem lobenswürdigen Neger-Fürsten in seinem Vaterlande ergangen; ob er die mitgebrachten Ackerwerkzeuge hat eingeführt, und welchen Einfluß überhaupt seine erworbenen

Digitized by Google

Kenntnisse auf seine Nation gehabt haben mögen. Die Herren Schiffs-Kapitäns der afrikanischen Kompagnie haben, als echte Sklavenhändler, sich weiter nicht um ihn bekümmert.

Gemälde menschlicher Schwachheiten.

Das ist der Titel eines mehr als hundertjährigen Büchleins, welches auch wohl ein mehr als tausendjähriges Buch sein könnte, denn in welchem Jahrhundert, das unsrige ausgenommen, gab es nicht menschliche Schwachheiten? Eine Dame hat es geschrieben, einst Mademoiselle des Jardins, hernach Madame de Villedie, und endlich Madame de Chare. Es scheint fast, daß sie für ihre eigenen Schwachheiten der Entschuldigung bedurfte, denn sie wühlt emsig in der Geschichte, um zu beweisen, daß auch die größten Männer des Alterthums nicht frei davon waren. Sie stellt uns den Perikles vor, der ein Freudenmädchen heirathete, nachdem er von ihr selbst ihren vorigen Wandel erfahren. Sie zeigt uns den Lykurg, der, von Jugend auf in die Philosophie begraben, doch lieber einer Krone als einem geliebten Mädchen entsagte. Das merkwürdigste Beispiel, welches sie anführt, ist das des Paulus Aemilius, der seine erste Gattin, trotz ihrer Keuschheit, ihres Reichthums, ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit verstieß, blos weil sie Launen hatte, und eine andere nahm,

Digitized by Google

die gleichfalls von ihrem Manne wegen Ausschweifungen verstoßen worden. Paulus Aemilius wußte das recht gut, aber er raisonnirte so: Diese Frau wird um so gelehriger und geschmeidiger sein, weil sie der Nachsicht für ihren Lebenswandel bedarf. Ausschweifungen zu ertragen schien ihm weit leichter, als der Stolz und die ewige Rechthaberei einer robusten Tugend. Er hatte sich aber doch verrechnet, denn er verlor durch die Nachlässigkeit dieser Frau zwei Kinder. Zwar antwortete sie nicht eine Silbe, wenn er ihr Vorwürfe machte, aber sie wurde auch nicht im mindesten davon gerührt, denn kaum hatte er nach der schönsten Predigt ihr den Rücken gewendet, so verschwelgte sie lustig die ganze Nacht. Paul Aemil bereute seine Wahl zu spät, und grämte sich zu Tode.

Rudbeck's Träume.

Daß die Menschen alles beweisen können, was sie wollen, und wobei sie irgend ein Interesse haben, es zu beweisen, davon haben vor alten Zeiten die Religions-Streitigkeiten und in neuern die politischen Memoiren, auch wohl die Kriegsmanifeste Beispiele genug geliefert. Was ist in unsern Tagen nicht Alles bewiesen worden! Doch weder der Eifer eines Zeloten, noch die Gewandtheit eines Staatsministers kommen der unerschöpflichen Kunst gleich, mit welcher ein Gelehrter eine Lieblings-Hypothese zu un-

Digitized by Google

terstützen weiß. Das ganze Magazin der gelehrten Baukunst wird durchstöbert und geplündert. Der erste Gedanke war vielleicht nur paradox und schien seinem Urheber selbst noch zweifelhaft; aber nach und nach arbeitet er sich hinein, gewinnt immer mehr neue fantastische Ansichten, findet Vergnügen an den mannigfaltigen Uebungen und Anstrengungen seines Geistes; nach eben diesen Anstrengungen fängt er an, den Werth seiner Hypothese zu beurtheilen, und überzeugt sich nun täglich mehr von deren Wahrheit. Die kindische Freude, der Erste zu sein, der etwas Neues zu erzählen weiß, diese angeborne Eitelkeit, die sich schon im Knaben äußert, wenn er über Hals und Kopf rennt, um der Mutter das Neue, es sei fröhlich oder traurig, zu verkünden; dieser fast immer zufällige Vorzug, durch den sich die thörichten Menschen in jedem Alter wichtig zu machen glauben, lockt auch den Gelehrten auf die seltsamsten Irrwege, und je abenteuerlicher eine Behauptung ist, je sanfter schmeichelt es ihm, sie beweisen zu können. Es würde eines der unterhaltendsten Bücher werden, wenn man alle die seltsamen Hypothesen zusammen stellte, an welche seit vielen Jahrhunderten die Gelehrten Zeit und Kraft verschwendeten, und in dieser Gallerie von weisen Thoren würde sicher Olaus Rudbeck, ein gelehrter Schwede, stets einen Ehrenplatz behaupten.

Er war Professor zu Upsala und hat ein dickes lateinisches Werk, Atlantica, geschrieben, welches Schweden, sein allzugeliebtes Vaterland, zum Mittelpunkt der

Digitized by Google

Welt, zur Wiege aller Völker, Thaten, Künste und Wissenschaften macht. Nicht lange nach der Sprachenverwirrung ließen Japhet's Nachkömmlinge sich in Schweden nieder. Vor dieser Begebenheit war die Erde noch unbewohnt, den kleinen Theil ausgenommen, wo der babylonische Thurm gebaut wurde; denn alle damals lebenden Menschen hatten sich versammelt um jenes stolze Gebäude aufzuführen. Es mochten ihrer etwa zwanzig tausend sein. Um nun den Erdboden schnell zu bevölkern, theilten sie sich in kleine Haufen von acht bis zehn Personen, deren jeder seine Wohnung so entfernt als möglich von dem andern aufschlug. Vielleicht gab es aber auch nur zwei und siebzig solcher Haufen, nach der Anzahl der Sprachen, die am Verwirrungstage sich bildeten. In diesem Falle würde jeder aus zwei hundert siebzig Personen bestanden haben. Freilich stimmt es weder mit der Erfahrung noch mit den Neigungen der Menschen überein, daß sie aus freien Stücken ferne, unbekannte Wüsten sollten aufgesucht haben; allein Rudbeck belegt seine Behauptung mit Stellen aus der heiligen Schrift und bemerket unter Andern, daß fast alle Völker sich rühmen, Ureinwohner ihres Landes zu sein. Es war nun einmal Gottes Wille, daß nach der Sündflut die Menschen sich zerstreuen und den Erdboden so schnell als möglich wieder bevölkern sollten; darum erschracken jene Menschenhäuflein gar nicht vor Wanderungen von einigen tausend Meilen, auf Wegen und durch Länder, die ihnen gänzlich unbekannt waren, zu einer

Digitized by Google

Zeit, wo die ganze Oberfläche der Erde mit Wäldern und Moräſten bedeckt war.

Manche glauben, Noah ſelbſt habe ſich auf dem ſchwarzen Meere eingeſchifft, die Küſten des mittelländiſchen Meeres links und rechts beſucht, überall einige ſeiner Begleiter an's Land geſetzt, die aſiatiſchen Küſten vom Don bis zum Nil den Kindern Sem's verliehen, die afrikaniſchen vom Nil bis Cadix den Kindern des Ham und die europäiſchen, von Cadix bis wieder zum Done den Kindern Japhet's. So ſagt Philo, den Rudbeck zwar nicht citirt, deſſen Meinung ihm aber wohl zu Statten käme; denn wenn Noah auf der europäiſchen Seite des ſchwarzen Meeres eine Kolonie zurück ließ, die ſich wiederum in mehrere Haufen theilte, ſo konnte ja leicht Einer derſelben bis nach Schweden vordringen, wo die Oſtſee, die Ströme und Seen den Ankömmlingen reichlich Fiſche lieferten; denn die Jagd nährte ihren Mann noch nicht, weil alle Landthiere in der Sündfluth umgekommen waren, die Fiſche hingegen ſich recht wohl dabei befanden. Oder Noah konnte auch von Cadix aus nach dem baltiſchen Meere geſteuert haben, wenn es anders ſchon exiſtirte. Ueberhaupt wäre es das bequemſte Mittel, ſich die räthſelhafte Bevölkerung von Amerika und Auſtralien zu erklären, wenn man annimmt, daß Noah, der ſonder Zweifel ein ſehr erfahrner Schiffer war, einige Jahre von den Dreihunderten, die er noch nach der Sündflut lebte, darauf verwandte, von Küſte zu Küſte die ganze Welt zu umſchiffen und überall

Digitized by Google

einige Pärchen an's Land zu setzen. Nichts konnte wohl dem schnellen Anwachs der Bevölkerung günstiger sein, denn die Erfahrung lehrt, daß, wo wenige Menschen beisammen leben, die Sterblichkeit überhaupt, und besonders die der Kinder, lange nicht so groß ist, als wo viele zusammen gepfropft sind; gleich wie ein mit Früchten überladener Baum deren eine Menge unreif fallen läßt; oder wie die nämliche Anzahl Körner auf geräumigem Boden weit mehrere stärkere Halme treibt, als im engen Raume.

Auf diese Weise hätte Gott zu Noah's Zeiten wie ein kluger Gärtner gehandelt, oder das Naturgesetz bei Ernährung der Thiere befolgt, kraft dessen das Blut vom Herzen zu den äußeren Theilen getrieben wird, und dann wieder zurück kommt.

Folglich, meint Rudbeck, müsse Schweden sehr bald nach der Sprachenverwirrung bewohnt worden sein, denn die Weiber sind daselbst sehr fruchtbar und die Leute werden sehr alt. Jene haben ganz gewöhnlich sieben bis vierzehn Kinder und es ist sogar nicht selten, daß sie deren vier und zwanzig bis dreißig erzeugen. Der Bruder des Verfassers, der Bischof von Aroſia, hat ihm Auszüge aus den Kirchenbüchern mitgetheilt, aus denen erhellt, daß in den ersten drei und siebzig Jahren des siebzehnten Jahrhunderts, in nicht mehr als zwölf Kirchspielen, zwei hundert zwei und dreißig Menschen ein Alter von neunzig bis einhundert vierzig Jahren erreicht hatten; auch soll ein Mann einhundert sechs und fünfzig Jahre und ein anderer

Digitized by Google

sogar zwei hundert sechzig Jahre (!) gelebt, und seine Nachkommen bis in das siebente Glied gesehen haben. In den nämlichen Kirchspielen lebten noch zu des Verfassers Zeiten acht hundert sechzig Menschen zwischen siebzig und achtzig Jahren. In Schweden also mußte die Pflanzschule der Menschen errichtet werden, um von dort aus von Zeit zu Zeit zahlreiche Kolonien gegen den Mittelpunkt zu senden, um das Blut der mittägigen Nationen zu veredeln, die gewöhnlich klein, schwach und weibisch sind, Folge des Klima's, des Luxus und der Wollüste. Man möchte einwenden, daß Menschen, denen es frei steht, einen Aufenthalt zu wählen, wohl schwerlich das kalte Schweden mit dessen langen Nächten vorziehen würden. Diesem Einwurf zu begegnen, zählt der Verfasser alle Vortheile der nordischen Länder auf: die Fische vermehren sich da unglaublich; die Vögel ziehen aus fernen Ländern herbei, um dort zu nisten, gleichsam als habe die Natur ihnen kund gethan, daß sie hier ihren Unterhalt am leichtesten finden würden. Nimmt man nicht auf Jahreszeiten Rücksicht, sondern zählt man alle Tage im Jahre zusammen, so genießen diese Länder des Lichtes länger, als die südlichen; der Schnee leuchtet den Reisenden hinlänglich, und verstärkt das schwächste Mondlicht dermassen, daß man grobe Schrift dabei lesen kann. Man reist bequem und lustig auf dem Eise, welches die Straßen abkürzt, man ist gesunder, frischer, ansteckenden Krankheiten weniger unterworfen; man lebt länger, ißt besser u. s. w. In der That tristige

Digitized by Google

Beweggründe um die Wahl des Aufenthalts zu bestimmen. Die Kälte, die den Bewohnern der mittägigen Länder so fürchterlich scheint, ist es den Nordländern so wenig, daß, wenn es nicht wenigstens zwei Monate im Jahre friert, daß die Steine entzwei springen möchten, sie sagen, es sei ein schlechter Winter. Alle diese Gründe scheinen indeß nur für diejenigen triftig, die nun einmal in einem solchen Lande wohnen, und durch Erfahrung die Vortheile kennen, werden aber wohl schwerlich einen Neapolitaner bewegen, nach Schweden zu ziehen. Das fühlt auch Rudbeck und nimmt zu historischen Beweisen seine Zuflucht. Mit großer Gelehrsamkeit suchte er sie in den Schriften der Alten, und mit vielem Geist macht er deren Anwendung auf seine Hypothese. Dahin gehören die Stellen aus dem Strabo, wo dieser versichert, daß die nördlichen europäischen Länder Scythien genannt wurden, und daß sie den Griechen früher bekannt waren als die westlichen. Den ersten historischen Beweis des Alterthums der schwedischen Nation liefert Rudbeck aus dem alten Bauern-Kalender, und nimmt davon Gelegenheit, mehrere astronomische Sätze und alte Gewohnheiten zu erklären. Den zweiten Beweis zieht er aus den alten Gräbern. Eine gewisse schwarze Erde in Schweden soll sich aus verfaulten Baumblättern und aus dem Staube bilden, den der Wind zusammen führt und der Schnee beim Schmelzen zurück läßt. Aus der Dicke dieser Erde, sagt er, könne man berechnen, wie viele Zeit erforderlich gewesen, um eine solche Schichte her-

Digitized by Google

vor zu bringen. Nun habe man Menschenknochen gefunden, auf welchen diese Erde sieben bis acht Zoll hoch gewachsen, woraus nach untrüglichen Berechnungen folge, daß diese Knochen vor viertausend Jahren begraben worden; denn jeder Zoll jener Erde bedürfe fünfhundert Jahre zu seiner Bildung. Folglich war Schweden im zweiten Jahrhunderte nach der Sündflut schon bewohnt. Ueber die erwähnte Mischung des Staubes mit dem Schnee führt Rudbeck Erfahrungen an, und macht sich lustig über Adam von Bremen, der in seiner Beschreibung von Dänemark erzählt, es gebe dort einen schwarzen, trockenen Schnee, der so alt sei, daß er wie eine Kohle brenne. Das sei nicht Schnee, sagte er, sondern die unter ihm befindliche fette Erde. Alles, was die alten egyptischen, griechischen und römischen Schriftsteller von gewissen, durch verschiedene Namen bezeichneten Ländern angeführt haben, das bezieht der Verfasser auf Scandinavien, Schweden, besonders die Beschreibung der Insel Atlantis in Plato's Gesprächen. Freilich hatte er den Bailly nicht gelesen. Indessen gab es auch schon zu seiner Zeit Leute, welche die Atlantis in Amerika suchten. Er beweiset aber mit einhundert zwei Gründen, daß diese Meinung falsch ist, daß Plato nur von dem nördlichen Europa habe sprechen wollen, und daß er wirklich in vielen Dingen sehr richtig davon gesprochen. Man kann in der That weder dem Fleiße noch der Einbildungskraft des Verfassers seine Bewunderung versagen, wenn man sieht, daß es ihm gelingt, in

Digitized by Google

den Umgebungen des alten Upsala, gerade dieselbe Lage und Größe zu finden, welche Plato der Hauptstadt der Insel Atlantis beimißt. Im Schweiß seines Angesichtes und durch mühselige körperliche Anstrengungen hat der selige Herr Professor das gefunden. Er sagt ferner in diesem Kapitel viel Merkwürdiges über die alte, in der Edda enthaltene Mythologie der nordischen Dichter, und über die Säulen des Herkules, die nach seiner Behauptung, nicht in Westen, sondern in Norden gesucht werden müssen. Im folgenden achten Kapitel beweist er, daß Homer, Plutarch und Maximus von Tyrus, die Insel Ogygien beschreibend, wo Ulysses nach siebenjährigen Irrfahrten zurückgehalten wurde, blos von Schweden gesprochen haben. Folglich blieb Ulysses nicht blos im mittelländischen Meere. Auch der Berg Atlas lag — einer Stelle des Apollodorus und den Schilderungen der Dichter zufolge — nicht in Afrika, sondern in Norden, um so mehr da Virgil die Himmelsachse ihm auf die Schultern bürdet, welche Achse bekanntlich an den Polen endet. Auch bekränzen die Dichter den Atlas mit Fichten, Eis und Schnee; hätte er in Afrika gelegen, so würden sie Pomeranzen und Citronen darauf gesetzt haben. Die Sagen der Alten von den Hyperboräern sollen gleichfalls nur auf Schweden passen. Es ist albern, wenn Diodor von Sicilien sagt, die Hyperboräer würden so genannt, weil sie über den Wind Boreas hinaus gewohnt hätten. Rudbeck will, der Beherrscher des Landes sei jederzeit aus der Familie Bo-

Digitized by Google

reas gewesen, das Wort Hyperboreo sei gothisch, und bedeute keineswegs die Wohnung, sondern das edle Geschlecht. Im zehnten Kapitel beweist er, daß auch das eigentliche Scythien nur in Schweden zu suchen ist, und daß, wenn es zwischen dem schwarzen und baltischen Meere noch Scythen gab, es blos von jenen Schweden überwundene und abhängige Völker waren. Er erwähnt noch mancher Namen, durch welche man vor alten Zeiten Schweden bezeichnete, und bemerkt im Vorbeigehen, daß das Wort Germani, welches die Einwohner von Deutschland bedeutete, schwedischen Ursprungs ist, woraus er denn ganz keck den Schluß zieht, daß Deutschland von den Schweden erobert worden. Das Guerra der Italiener und Guerre der Franzosen soll auch von Germani abstammen. Das möchte Alles noch hingehen; aber daß der Herr Professor sogar die sogenannten glücklichen Inseln der Alten in Schweden wieder findet, muß Lächeln erregen. Er spottet derjenigen, welche unter diesen Inseln die canarischen verstanden wissen wollen, vielleicht weil es dort warm ist und allerlei edle Früchte gibt. Darauf, meint er, sahen die Alten nicht, sondern auf Tugend und Sitten, die bei den Hyperboräern heimisch waren. Weit leichter war es, das räthselhafte Thule der Alten nach Schweden zu versetzen. Ein gewisser Grieche, Antonius Diogenes, hat, kurz nach dem Tode Alexander's, vier und zwanzig Bücher von den unglaublichen Wundern dieser Insel geschrieben, wozu er den Stoff in den Grabmä-

Digitized by Google

lern von Tyrus, nach dessen Einnahme, auf Denkmälern von Cypressen gefunden haben wollte, und welche unter Andern auch die Reisen der Tyrier nach Thule bewiesen. Das Zeugniß dieses Griechen scheint dem Verfasser eine mächtige Stütze. Er nimmt den fabelhaften Pytheas in Schutz. Er sträubt sich gegen den gelehrten Pontanus, welcher Island für Thule hielt. Eben so heftig bestreitet er die Meinung, daß unter dem cimbrischen Chersones Jüttland zu verstehen sei. Auch diese Benennung soll blos Schweden gelten, wo er endlich gar die Hölle und den Acheron der Alten wieder entdeckt. Nämlich die Gerechtigkeitspflege der nordischen Völker habe den Dichtern das Original zu den Richterstühlen des Minos, Aeakus und Rhadamantus geliefert. Ferner lagen in Schweden die hesperischen Gärten und das Elisium. Wen die Beweise von alle Dem nicht überzeugen, der wird wenigstens die Belesenheit des Verfassers und seine Kenntnisse bewundern. Den deutschen Waffenruhm im Kampfe gegen die Römer sucht er zu schmälern, indem er behauptet, daß die Sueven, welche zu den Zeiten des Julius Cäsar einen großen Theil von Deutschland bewohnten, Schweden waren, die sich durch Eroberungen festgesetzt hatten. Darum bekannten auch die deutschen Abgesandten vor Cäsar, sie wären wider ihren Willen über den Rhein gekommen, weil sie von den Sueven vertrieben worden, einem Volke, dem weder Menschen noch Götter widerstehen könnten.

Digitized by Google

Da Rudbeck einmal im Zuge ist, alles in der alten Geographie Zweifelhafte nach Schweden zu versetzen, so wird man sich nicht wundern, daß er auch die riphäischen Gebirge zu schwedischen Bergen macht.

Der Argonautenzug liefert ihm abermals Stoff, sich auf der Steppe der Hypothese zu tummeln. Er will, daß die Argonauten von Kolchis über den Ocean zurückgekehrt und durch die Meerenge von Gibraltar in das mittelländische Meer eingelaufen seien. Daher nimmt er an, daß sie erst so lange als möglich den Don hinauf gefahren und dann ihre Schiffe zu Lande nach einem benachbarten Strome gezogen, der sie in das nördliche Meer geleitet habe. Diese Voraussetzung gründet er auf das Zeugniß des Diodor von Sicilien, welcher sagt, daß mehrere alte Geschichtschreiber diesen Weg bezeichnen, der auch so ziemlich zu der Erzählung des Orpheus, Eines der Argonauten paßt. Andere wollen freilich, die Eroberer des goldenen Vließes wären die Donau hinauf gegangen und hätten ihre Schiffe zu Lande in's adriatische Meer gezogen. Noch Andere suchen ihren Landweg in Afrika, aber Rudbeck glaubt sich auf bessere Beweise zu stützen.

So rühmlich auch alles bisher Gesagte und Behauptete für Schweden ist, so wird es doch von dem Folgenden noch weit übertroffen. Sämmtliche griechische Gottheiten sollen aus dem Norden gekommen sein, wenn gleich aus den Schriften der Alten erhellet, daß sie aus Syrien einwanderten. Rudbeck hingegen sammelt wieder andere, in seinen

Digitized by Google

Kram taugliche Stellen, aus welchen hervorgeht, erstens: daß die Griechen Anfangs ihren Göttern gar keine Namen beigelegt; zweitens: daß sie verschiedene egyptische Gottheiten unter demselben Namen verehrten, die sie in Egypten führten; drittens: daß die Egyptier von den Bewohnern der Insel Atlantis eine Menge Namen liehen, die sie ihrer Sprache anpaßten und die hernach wieder von Solon der griechischen Sprache angepaßt wurden; viertens: daß die Atlantiker sich rühmten, in ihrem Lande seien die Götter entsprungen, und Uranus, ihr erster König, habe den größten Theil der Welt beherrscht, besonders in Westen und Norden; fünftens: daß zwei nordische Jungfrauen ihre Götter nach der Insel Delos brachten; sechstens: daß Apoll zuerst von den Scythen göttlich verehrt wurde, sein Dienst nachher sich ringsum verbreitet und endlich bis zu den Einwohnern von Dodona drang; die ersten Griechen, die den Apoll als eine Gottheit aufnahmen.

Man sieht schon, wo es hinaus will. Die Alten haben ihre vornehmsten Gottheiten, den Saturn, Jupiter, Neptun, Pluto, Herkules und Apollo von den Hyperboräern, von den Schweden entlehnt, und der Herr Professor findet selbst die Namen dieser Götter in seiner Landessprache wieder. Noch ein Wort von den kriegerischen Unternehmungen der alten Schweden. Die Erste setzte Rudbeck in das Jahr der Welt 2571, als Othoniel, Josua's Nachfolger, Richter in Israel war, und meint, der Hunger

Digitized by Google

habe sie damals aus ihrem Lande getrieben. Was Plato von den Bewohnern der Insel Atlantis erzählt, daß sie nämlich ihre Eroberungen bis nach Hetrurien und Egypten ausgedehnt, soll zu jener Zeit von den Schweden vollbracht sein. Sie gründeten damals das trojanische Reich, denn — Homer's Beschreibung des Berges Ida paßt ganz auf die schwedischen Gebirge, aber keineswegs auf die Ebene von Troja. Diesen triftigen Beweis unterstützt er noch durch einen andern, von der phrygischen Sprache geliehenen. Alle Worte nämlich, die von dieser Sprache uns noch übrig sind, sollen schwedisch sein, und noch jetzt dieselbe Bedeutung in Schweden haben. (Aus derselben Sprache bewies einst Bochart, daß die Römer nicht von Aeneas abstammten, weil sich im Lateinischen kein einziges phrygisches Wort findet.)

Den zweiten Kriegszug der Vorfahren des Herrn Professors nennt er den gallischen; erstens: weil in Schweden eine Provinz gewesen, die Gallien geheißen; zweitens: weil mehrere Geschichtschreiber, die von den Einfällen der Gallier gesprochen, diese Krieger aus Norden kommen lassen. Die Gallier waren also eigentlich Schweden, und so bemächtigt sich Rudbeck, ohne Umstände, aller ihrer Thaten, der Einnahme von Rom, des Angriffes auf den Tempel zu Delphos, der Eroberung so vieler Provinzen nicht allein in Europa, sondern auch jenseits des Hellespont. Das mag er mit einem Herrn Audigier ausmachen, der schon im Jahre 1670 ein Buch über den Ursprung der

Digitized by Google

Franzosen geschrieben. Außer mehreren wichtigen Citaten, auf die Rudbeck sich gründet, zeigt er auch die Gleichheit der Sitten und der Sprache zwischen den alten Galliern und den alten Schweden. Man wird ihm vielleicht ohne Bedenken zugeben, daß Kriegerscharen, aus dem Norden hervor gebrochen, Europa überschwemmt und verwüstet haben; aber man wird nicht wenig stutzen, wenn man im achtunddreißigsten Kapitel liest, daß die Schweden auch die Kunst zu schreiben nach Griechenland brachten. Hier kommt er auf die Runenschrift der alten nordischen Völker, von der schon Olaus Wormius in seinen dänischen Denkmälern weitläufig gehandelt hatte. Bis dahin glaubte man, Kadmus habe die Griechen schreiben gelehrt. Das leugnet Rudbeck, theils weil die Jonier schon vor der Reise des Kadmus Buchstaben gehabt, theils weil das Alphabet der Griechen, zur Zeit der Belagerung von Troja, nur aus sechzehn Buchstaben bestand, da hingegen die Phönicier deren zwei und zwanzig zählten. Nun aber war ja Kadmus ein Phönicier, wenn also die Buchstaben von ihm herrührten, so hätten deren auch zwei und zwanzig sein müssen. Besser stimmen jene sechzehn mit den Buchstaben der alten nordischen Völker überein, die gerade auch sechzehn gehabt haben sollen; folglich haben sie sie entweder von den Griechen, oder die Griechen haben sie von ihnen entlehnt. Daß das Letztere anzunehmen sei, beweist der Herr Professor durch folgendes Raisonnement: Die Runen sind von gröberer Form als die griechi-

Digitized by Google

schen Buchstaben; nun ist bekannt, daß diejenigen, welche eine Sache von Andern annehmen, sie verfeinern und vervollkommnen, da hingegen diejenigen, bei welchen die Sache heimisch ist, sich um deren Ausbildung wenig kümmern, ergo u. s. w. (Der gelehrte Verfasser hätte sich doch erinnern sollen an das, was Diodor von Sicilien erzählt, daß nämlich einige Griechen im Lande der Hyperboräer kostbare Geschenke im Tempel opferten und selbige mit griechischen Buchstaben bezeichneten.) Er träumt aber noch weiter. Die goldenen Aepfel, die Herkules rauben mußte, waren nichts Anderes, als die Buchstaben der Hyperboräer. Er beruft sich dabei auf eine Stelle des Apollodorus, welche sagt: Als Herkules jene Aepfel der Minerva dargeboten, sei die Göttin der Meinung gewesen, daß man sie augenblicklich zurückgeben solle. (Der oben erwähnte Gelehrte Audigier hingegen zeigt aus einer Stelle des Archilochus und aus einer andern des Xenophon, daß die griechischen Buchstaben von den Galatern und Mäoniern entlehnt waren.)

Das sei genug um zu beweisen, daß die Wahrheit des biblischen Spruches: Wer da sucht, der wird finden, noch nie sich auffallender bewährt hat, als an dem Upsalaschen Herrn Professor Rudbeck, denn ich zweifle nicht, daß, wenn es ihm nur darauf angekommen wäre, den Vitzli-Putzli der Mexikaner und ihre Bilderschrift aus Schweden abzuleiten, er Beides dort gesucht und auch gefunden haben würde.

Digitized by Google

Bericht von dem Tode des Marquis Monaldeschi, Oberstallmeisters der Königin Christine von Schweden.

(Aufgesetzt von dem Pater Le Bel, Priester des Ordens der heiligen Dreifaltigkeit des Klosters zu Fontainebleau, dessen Beichtvater, den 16. November 1657.)

Die Hinrichtung des Marquis Monaldeschi, welche auf Befehl der Königin von Schweden zu Fontainebleau geschah, hat vielen Streit über die Frage veranlaßt: ob ein Souverän, der sich außer seinen Staaten befindet, das Recht habe, seine Leute aus eigener Macht zu strafen? — Das gute Vernehmen, welches zwischen Schweden und Frankreich stets bestanden, hat ohne Zweifel gehindert, daß die Sache nicht weiter getrieben worden, und es scheint, der König habe durch sein Schweigen andeuten wollen, daß die königliche Macht demjenigen überall folge, der einmal damit bekleidet gewesen, so daß er, wo er sich auch befinde, diese Macht ausüben darf über alle seine Leute, wenn sie nicht Unterthanen des Fürsten sind, in dessen Staaten er sich aufhält. Doch es ist nicht meine Absicht, und ich bin auch nicht kühn genug, über eine solche Frage entscheiden zu wollen, sondern ich werde mich begnügen, treulich alle Umstände der Begebenheit zu berichten. Am 6. November 1657, um ein Viertel auf zehn Uhr Vormittags, schickte die Königin von Schweden, die damals im

Digitized by Google

Schlosse von Fontainebleau wohnte, einen Bedienten zu mir, der mich fragte: ob ich der Superior des Klosters wäre? und als ich es bejahte, sagte er mir, er habe Befehl, mich zu Ihrer Majestät zu führen, die mit mir sprechen wolle. Ich nahm mir nicht die Zeit, einen Begleiter zu suchen, um die Königin nicht warten zu lassen, sondern folgte dem Bedienten bis in ihr Vorzimmer, wo man mich einige Augenblicke stehen ließ. Dann kam der Bediente zurück und ließ mich in das Zimmer der Königin treten. Ich fand sie allein. Nachdem ich ihr meine Ehrfurcht bewiesen, fragte ich, was Ihro Majestät von Dero Knecht verlange? — Sie sagte, ich möchte ihr folgen, um sich ungestörter mit mir unterhalten zu können. Wir gingen in die sogenannte Hirsch-Gallerie, wo sie mich fragte: ob sie schon sonst mit mir gesprochen habe? — Ich antwortete, ich hätte die Ehre gehabt, sie unterthänigst zu bewillkommnen, sie habe das gnädig aufgenommen, und das sei alles. Hierauf sagte die Königin: ich trüge ein Gewand, welches ihr Vertrauen einflösse, und begehrte von mir, unter dem Siegel der Beichte geheim zu halten, was sie mir jetzt entdecken werde. Ich erwiederte: Geheimnisse betreffend, sei ich von Natur blind und stumm, und da ich diesen Karakter gegen Jedermann behaupte, um wie weit mehr gegen eine solche Fürstin; und fügte hinzu: die heilige Schrift sagt: **Sacramentum regis obscondere bonum est.** (Es ist gut, die Geheimnisse der Könige zu verhehlen.) Hierauf gab sie mir ein Packet ohne Ueberschrift mit drei

Digitized by Google

Siegeln, und befahl mir, es ihr in Gegenwart eines Dritten wieder zuzustellen, wenn sie es verlangen würde. Ich möchte, sagte sie, Tag, Stunde und Ort wohl wahrnehmen, da sie dieses Packet mir eingehändigt, und so verließ ich die Königin in der Gallerie.

Sonnabends am 10. November um ein Uhr Nachmittags, ließ mich die Königin abermals durch einen Kammerdiener rufen. Ich ging in mein Kabinet, um das mir Anvertraute zu mir zu stecken, weil ich vermuthete, daß sie es zurück verlangen werde; dann folgte ich dem Kammerdiener, der mich in die Hirschgallerie führte, und, sobald wir hinein getreten waren, die Thür hinter sich mit so vieler Hastigkeit verschloß, daß ich ein wenig darüber stutzte. Da ich die Königin in der Mitte der Gallerie erblickte, im Gespräch begriffen mit Einem aus ihrem Gefolge, den man den Marquis nannte (ich habe nachher erfahren, daß es der Marquis Monaldeschi war), so näherte ich mich mit einer tiefen Verbeugung. Sie begehrte ziemlich laut, in Gegenwart des Marquis und noch drei anderer Herren, das Packet von mir, welches sie mir anvertraut habe. Zwei von den Dreien standen vier Schritt von der Königin entfernt, der dritte (ihr Garde-Kapitän) ihr ziemlich nahe. Sie bediente sich folgender Ausdrücke: »Mein Vater, geben Sie mir das Packet zurück, welches ich Ihnen überliefert.« Ich trat näher und überreichte es ihr. Sie nahm es, betrachtete es einige Zeit, öffnete es und zog die darin enthaltenen Briefe und Schriften hervor, die sie dem Marquis

Digitized by Google

lesen ließ, ihn befragend mit ernster Stimme und zuversichtlichem Anstand: ob er sie wohl kenne?

Er leugnete es, jedoch erblassend. »Wie? Sie wollen diese Briefe und Schriften nicht erkennen?« fragte sie. Es waren in der That nur Kopien von der Königin eigener Hand. Nachdem sie dem Marquis Zeit gelassen, über diese Kopien nachzudenken, zog sie endlich die Originale hervor, zeigte sie ihm, nannte ihn Verräther, und zwang ihn, seine Handschrift und sein Petschaft anzuerkennen. Sie befragte ihn mehrere Male, der Marquis entschuldigte sich so gut er konnte, und schob die Schuld auf verschiedene Personen. Endlich aber warf er sich der Königin zu Füßen, und flehte um Verzeihung. In diesem Augenblicke zogen die drei Gegenwärtigen ihre Degen.

Da stand er auf, drängte die Königin aus einem Winkel der Gallerie in den andern, sie immer fort bittend, ihn zu hören. Ihro Majestät schlugen ihm das nie ab, sondern hörten ihn mit großer Geduld an, und ohne das mindeste Zeichen von Aufwallung oder Zorn zu geben. Auch wandte sie sich einmal zu mir, als er eben wieder ängstlich flehte, sie möchte ihn doch nur geduldig anhören, und sprach: »Mein Vater, Sie sind Zeuge, daß ich nichts gegen diesen Menschen vor habe, und daß ich dem Verräther, dem Treulosen so viel Zeit lasse, als er will, und mehr als er von einer Beleidigten fordern könnte, um sich zu rechtfertigen, wenn er es vermag.« Sie näherte sich bei diesen Worten dem Marquis, und stützte sich auf einen

Digitized by Google

kleinen Stock von Ebenholz mit rundem Knopf. (Der Herr Pater vergißt, wie man sieht, auch die unbedeutendste Kleinigkeit nicht, allein ich habe, um den Karakter seiner Schrift treu wieder zu geben, nichts unterdrücken mögen.) — Endlich übergab der Marquis, von der Königin dazu aufgefordert, ihr einige Papiere und zwei oder drei kleine zusammengebundene Schlüssel, die er aus der Tasche zog, bei welcher Gelegenheit zwei oder drei kleine Geldstücke auf die Erde fielen. Es mochte höchstens eine Stunde verflossen sein. Da er nun durch sein Antworten die Königin nicht befriedigte, so näherte sich Ihro Majestät mir und sagte ziemlich laut, aber gesetzt und gelassen: »Mein Vater, ich gehe und lasse Ihnen diesen Menschen. Bereiten Sie ihn zum Tode und sorgen Sie für seine Seele.«

Wenn dieses Urtheil gegen mich selbst wäre gesprochen worden, so würde ich nicht heftiger erschrocken sein. Bei diesen fürchterlichen Worten stürzte der Marquis zu ihren Füßen, und ich selbst kniete nieder und bat für den armen Menschen um Gnade. Sie antwortete mir: »sie könne ihn nicht begnadigen; der Verräther sei weit strafbarer, als Manche, die zum Rade verdammt würden; er wisse wohl, daß sie ihm, als einem getreuen Unterthan, ihre wichtigsten Geschäfte und geheimsten Gedanken vertraut habe. Sie wolle ihm nicht einmal alle die Wohlthaten vorrücken, die er von ihr empfangen; sie habe an ihm stets wie an einem Bruder gehandelt, und habe ihn auch wirklich als ihren Bruder betrachtet. Sein eigenes Gewissen müsse sein Henker sein.«

Digitized by Google

Mit diesen Worten entfernte sie sich und ließ mich bei den drei Männern, die noch immer mit bloßen Degen da standen, um die Hinrichtung zu vollziehen. Als die Königin fort war, fiel der Marquis mir zu Füßen, und beschwur mich, ihr nachzugehen und um Gnade für ihn zu bitten. Indessen ermahnten ihn die drei Männer sehr dringend zu beichten, und hielten ihm dabei die Degenspitzen gegen den Leib, doch ohne ihn zu berühren; und ich, mit Thränen in dem Auge, ermahnte ihn gleichfalls, Gott um Vergebung zu bitten. Da ging der Anführer der drei Männer noch einmal zu Ihrer Majestät, um deren Barmherzigkeit für den armen Marquis zu erflehen, kam aber traurig zurück mit dem Befehl, die Hinrichtung zu beschleunigen, und sagte weinend: »Marquis, denken Sie an Gott und an Ihre Seele, Sie müssen sterben.« Da gerieth der Marquis außer sich, warf sich noch einmal zu meinen Füßen, und beschwor mich den letzten Versuch zu machen, um die Königin zu bewegen. Ich that es, fand sie allein in ihrem Zimmer, mit einem heitern Gesicht ohne die mindeste Wallung. Ich kniete nieder. Mit Thränen und Schluchzen bat ich sie, um der Wunden Christi willen, den Marquis zu begnadigen. Sie sagte mir, es thue ihr sehr leid, daß sie meine Bitte nicht erfüllen könne. Da der Verbrecher die höchste Grausamkeit und Treulosigkeit an ihrer eigenen Person ausüben wollen, so dürfe er nie Gnade hoffen; und wiederholte, es wären Viele gerädert worden, die es weit weniger verdient hätten, als dieser Verräther. Da ich sah, daß meine Bitten nichts

Digitized by Google

vermochten, so nahm ich mir die Freiheit, ihr vorzustellen, daß sie in einem Schlosse des Königs von Frankreich sich befinde und wohl bedenken solle, was sie thue, und was der König dazu sagen werde. Worauf sie mir antwortete: »sie nehme Gott zum Zeugen, daß sie allen persönlichen Haß gegen den Marquis unterdrücke, und sich blos an dessen Verbrechen halte, welches nie seines Gleichen haben werde, und die ganze Welt angehe. Der König von Frankreich habe ihr sein Schloß nicht als einer flüchtigen Gefangenen eingeräumt; sie sei Herr ihres Willens und dürfe Gerechtigkeit an ihren Leuten üben überall, zu jeder Zeit, ohne Jemanden Rechenschaft schuldig zu sein, als Gott allein; auch sei, was sie thue, nicht ohne Beispiel.» Ich antwortete, der Fall möchte doch verschieden sein, und wenn Könige dergleichen gethan hätten, so wäre es nicht in fremdem Lande geschehen. Kaum hatte ich diese Worte ausgesprochen, als ich fürchtete, zu weit gegangen sein, und ich fügte noch hinzu: »Madame, bei der Ehre und Achtung, die Sie in Frankreich sich erworben, bei der Hoffnung, die alle gute Franzosen auf Ihre Unterhandlung setzen, bitte ich demüthigst, Eure Majestät wolle eine Handlung vermeiden, die, wenn sie auch in Rücksicht Ihrer gerecht ist, doch von den Menschen als heftig und übereilt betrachtet werden wird. Sein Sie lieber großmüthig und barmherzig gegen den armen Marquis, oder übergeben Sie ihn den königlichen Gerichten und lassen ihm seinen Prozeß in aller Form machen. Dadurch werden Sie nicht allein

Digitized by Google

Ihre eigene Zufriedenheit befördern, sondern auch den Beinamen der Bewundernswürdigen sich erhalten, den Jedermann Ihnen beilegt.»

»Wie, mein Vater?» antwortete sie, »ich, die ich unbeschränkte Gewalt über meine Unterthanen habe, soll mich herablassen, Gerechtigkeit zu erflehen gegen einen verrätherischen Bedienten, von dessen Verbrechen ich die Beweise, von ihm selbst geschrieben und besiegelt, in meinen Händen habe? — — Nein, nein, mein Vater! Ich werde den König davon unterrichten. Gehen Sie und sorgen Sie für seine Seele. Mein Gewissen verbietet mir, Ihren Bitten Gehör zu geben.» Und so schickte sie mich zurück. Ich merkte indessen wohl an der Veränderung ihrer Stimme bei den letzten Worten, daß, wenn sie die Sache hätte aufschieben und einen andern Ort wählen können, sie es gewiß gethan haben würde; aber jetzt war sie schon zu weit gegangen, und sie konnte ihren Entschluß nicht mehr ändern, aus Furcht, der Marquis möchte entwischen und vielleicht ihr eigenes Leben in Gefahr gerathen. In dieser Noth wußte ich nicht, was ich thun sollte. Fort konnte ich nicht, und wenn ich es auch gekonnt hätte, mein Gewissen und meine Barmherzigkeit hielten mich zurück, um den Marquis zum Tode zu bereiten. Ich trat also wieder in die Gallerie, umarmte den armen Unglücklichen, badete ihn in meinen Thränen, und ermahnte ihn so gut ich konnte und es Gott gefiel mir einzugeben, sich zum Tode zu entschließen und an das Heil seiner Seele zu denken, da auf dieser Welt

Digitized by Google

weder Hoffnung noch Leben mehr für ihn sei. Bei dieser traurigen Botschaft entfuhren ihm einige Laute des Schmerzes, dann kniete er vor mir, der ich auf einer Bank in der Gallerie saß, und hub seine Beichte an. Als er aber schon weit damit gekommen war, stand er plötzlich wieder auf, und schrie laut vor Schmerz. Es gelang mir, ihn zurück zu bringen. Er vollendete seine Beichte in lateinischer, französischer und italienischer Sprache, so wie ihm in der Angst die Ausdrücke einfielen. Als ich eben über einen Zweifel ihn befragte, trat der Almosenier der Königin herein. Sobald der Marquis ihn gewahr wurde, lief er auf ihn zu, ohne die Absolution abzuwarten, denn die Hoffnung Gnade zu erlangen war erwacht. Sie sprachen lange leise mit einander, sich bei den Händen haltend, und in einer Ecke der Gallerie zurückgezogen. Als die Unterredung geendigt war, ging der Almosenier hinaus und nahm den Anführer der drei Männer mit sich; der kam aber einige Augenblicke nachher ohne den Almosenier zurück und sagte: »Marquis, bitte Gott um Vergebung, du mußt sterben. Hast du gebeichtet?" Bei diesen Worten drängte er ihn gegen die Mauer am Ende der Gallerie, wo das Gemälde des heil. Hermann hängt, und ich konnte mein Gesicht nicht so ganz abwenden, daß ich nicht gesehen hätte, wie er einen Stoß nach dem Unterleibe führte, und der Marquis, um den Stoß zu pariren, den Degen mit der rechten Hand faßte, und der Andere, den Degen zurückziehend, ihm drei Finger zerschnitt, und der Degen blieb gebogen. Da rief er seinen Helfershelfern zu: der Marquis

Digitized by Google

sei gepanzert. Er trug in der That ein Panzerhemd, welches neun bis zehn Pfund wog. Und in demselben Augenblicke wiederholte Jener den Stoß nach dem Gesichte, da schrie der Marquis: »Mein Vater! mein Vater!« — Ich näherte mich und die Andern zogen sich ein wenig zurück. Er kniete nieder, bat Gott um Vergebung, sagte mir noch einige Dinge und ich ertheilte ihm die Absolution, ihm als Buße auferlegend, daß er den Tod um seiner Sünden willen geduldig leiden, und allen denen verzeihen solle, die ihn umbrächten. Da warf er sich auf den Boden und im Fallen gab ihm ein anderer einen Hieb über den Kopf, der den Hirnschädel entblößte. Er lag auf dem Bauche und machte ein Zeichen mit der Hand, daß man ihm den Hals abschneiden solle. Derselbe Mensch versetzte ihm darauf noch zwei oder drei Hiebe auf den Hals, aber ohne ihm großen Schaden zuzufügen, weil das Panzerhemd, welches bis unter den Kragen heraufstieg, die Streiche abhielt. Ich ermahnte ihn immerfort, an Gott zu denken, und zu Tilgung seiner Sünden geduldig zu leiden. Da fragte mich der Anführer, ob er ihn vollends umbringen solle? Ich fuhr ihn rauh an und sagte: es wäre meines Amts nicht ihm zu rathen; ich begehrte das Leben des Unglücklichen und nicht seinen Tod. Er bat mich um Verzeihung und gestand, er habe Unrecht gehabt, mich so zu fragen.

Der arme Marquis erwartete indessen den Gnadenstoß, als er aber die Thür aufgehen hörte, faßte er noch einmal Muth, wandte sich um, und da er den Almosenier

Digitized by Google

erblickte, kroch er zu ihm hin so gut er konnte, indem er sich an den Wänden hielt, und begehrte mit ihm zu sprechen. Der Almosenier trat ihm zur Linken, ich stand zur Rechten. Der Marquis faltete die Hände und sagte leise etwas zu jenem, der aber nichts weiter antwortete, als: »Bitten Sie Gott um Vergebung,« worauf er, nachdem er mich um Erlaubniß gebeten, ihm die Absolution ertheilte, mich bat bei ihm zu bleiben, und zu der Königin zurück kehrte.

In demselben Augenblicke stach derjenige, der ihm die Hiebe auf den Hals versetzt hatte, und dem Almosenier zur Linken stand, ihm einen langen schmalen Degen durch die Brust. Da stürzte der Marquis zu Boden auf die rechte Seite, sprach nicht mehr, röchelte aber noch länger als eine Viertelstunde, während der ich ihm, so gut ich konnte, Trost zusprach. Nachdem er all sein Blut verloren, starb er drei Viertel auf vier Uhr Nachmittags.

(Die Hinrichtung des Unglücklichen hatte also fast drei Stunden gedauert.) Ich sprach ein de profundis und Vater unser. Der Anführer der drei Männer bewegte einen Arm und einen Fuß des Leichnams, knöpfte ihn auf, suchte in den Taschen, fand aber nichts als ein kleines Gebetbuch und ein kleines Messer. Dann gingen alle drei, und ich folgte, um Ihro Majestät Befehl zu vernehmen. Als die Königin von dem Tode des Marquis vergewissert wurde, wiederholte sie, wie schmerzlich es ihr sei, daß sie gezwungen gewesen, dergleichen zu thun, daß sie aber blos gerecht

Digitized by Google

gehandelt habe, und Gott bitte, ihm zu verzeihen. Sie empfahl mir, die Leiche wegbringen zu lassen und zu begraben; sie wolle mehrere Messen für seine arme Seele anordnen. Ich ließ einen Sarg machen, und die Leiche auf einen Karren setzen, weil sie sehr schwer, das Wetter neblig und der Weg schlecht war. So wurde sie von meinem Vicarius und Kapellan nach dem Kirchspiele gebracht, und dort in der Kirche neben dem Weihkessel eingesenkt. Dies geschah Montags den 12. November Abends um drei Viertel auf sechs Uhr. Die Königin schickte mir durch zwei Kammerdiener hundert Livres in's Kloster, um Gott für die Seele des Marquis zu bitten. Am 13. des Monats wurde bei Glockengeläute die Todtenfeier für ihn verkündigt, und am 14. mit allem Anstand in der Kirche von Avon, wo er begraben liegt, gehalten. Die verordneten Messen lasen wir, und baten die göttliche Langmuth, die Seele des armen Verstorbenen in seinem Paradiese aufzunehmen. So weit der Pater le Bel. Man hat behauptet: Monaldeschi habe ein Pasquill auf die Königin geschrieben, und ihre galanten Abenteuer aufgedeckt. Mit Freuden habe sie die Gelegenheit ergriffen, einen Günstling los zu werden, den sie nicht mehr liebte; sie habe ihn zu ihren Füßen schleppen lassen, ihn entlarvt und dann ihrem Garde-Kapitän und zwei neuen Günstlingen befohlen, ihn umzubringen. Nach vergeblichem Widerstande sei er unter deren Streichen gefallen. Die Königin, die ihn schon todt geglaubt, sei zu ihm hingetreten, ihn noch verhöhnend. Als

Digitized by Google

er ihre Stimme vernommen, habe er noch einmal die Arme nach ihr ausgestreckt, worauf sie gerufen: »Wie? du lebst noch?« Die Mörder hätten ihre Streiche wiederholt, Christine aber geschrien: »Nein, meine Wuth ist noch nicht gesättigt! Vernimm, Verräther! daß die Hand, die so viele Wohlthaten dir gespendet, dir jetzt den letzten Stoß gibt!« worauf sie ihn selbst vollends ermordet. Dem allen widerspricht des Paters treuherzige Erzählung. Der Kardinal Mazarin schrieb an die Königin: »daß eine so abscheuliche Handlung Ihro Majestät für immer von dem Hofe Ludwigs entfernen müsse, da sowohl der König, als er selbst und alle rechtliche Leute dadurch empört worden wären.«

Sie antwortete: »Monsieur Mazarin. Diejenigen, die Ihnen das Detail von dem Tode meines Stallmeisters Monaldeschi erzählt haben, waren übel unterrichtet. Ich finde es sehr seltsam, daß Sie so viele Menschen aufbieten, um das Faktum aufzuklären. Ich sollte freilich über Ihr Verfahren mich nicht wundern, so närrisch es auch ist; aber ich hätte nie geglaubt, daß Sie oder Ihr junger hochmüthiger Herr es wagen würden, mir die geringste Empfindlichkeit darüber zu zeigen.« »Wisset denn, Ihr Alle, so viel Eurer sind, Knechte und Herren, Kleine und Große, daß es mir beliebt hat, so zu handeln, und daß ich Niemanden Rechenschaft von meinen Handlungen schuldig bin, am wenigsten einem Prahlhans (Fanfaron) von Ihrer Gattung. Sie spielen eine seltsame Rolle für einen Menschen Ihres Standes; aber was Sie auch für Ursachen

Digitized by Google

gehabt haben mögen, mir zu schreiben, so bekümmere ich mich nicht im mindesten darum. Sie sollen wissen, und es Jedermann wieder sagen, der Lust hat, es zu hören, daß ich nichts nach Ihrem Hofe frage und am wenigsten nach Ihnen; daß, um mich zu rächen, ich nicht nöthig habe, zu Ihrer furchtbaren Macht meine Zuflucht zu nehmen. Meine Ehre hat es verlangt, mein Wille ist ein Gesetz, welches Sie respektiren müssen. Schweigen ist Ihre Pflicht, und Viele, die ich nicht höher achte als Sie selbst, werden wohl thun, zu lernen, was sie ihres Gleichen schuldig sind, ehe sie ungeziemenden Lärm machen. Erfahren Sie endlich, Mons. le Cardinal, daß Christine überall Königin ist, wo sie sich befindet, und daß, wo es ihr auch belieben möge, sich aufzuhalten, die spitzbübischsten Menschen (fourbes) immer noch besser sein werden, als Sie und Ihre Vertrauten. Der Prinz Condé hatte wohl Recht, auszurufen, als Sie ihn unmenschlicher Weise zu Vincennes gefangen hielten: Der alte Fuchs, der bis jetzt Gott und den Teufel betrogen hat, wird nie aufhören, die guten Staatsdiener zu mißhandeln, wenn das Parlament ihn nicht verabschiedet, oder diesen illüstren H** (faquin) de Piscina streng bestraft. Glauben Sie mir also, Julius, führen Sie sich so auf, daß Sie mein Wohlwollen verdienen. Hüten Sie sich, jemals ein unbescheidenes Wort über mich laut werden zu lassen! und wäre ich am Ende der Welt, ich werde es erfahren; denn ich habe

Digitized by Google

Freunde und Höflinge, die eben so schlau sind als die Ihrigen, obgleich schlechter besoldet.» Man kann leicht denken, daß, nach einem so ungezogenen Schreiben, Christine Frankreich schnell verlassen mußte. So sagt ein übel unterrichteter Schriftsteller (La Place), der die Erzählung des Pater le Bel hat abdrucken lassen, sammt den Briefen des Cardinals und der Königin.

Aber diese beiden Briefe sind sicher nie geschrieben worden; denn so erzählt Frau von Motteville, eine unverdächtige Zeugin, in ihren Memoiren: »Um diese Zeit (1657) machte die Königin von Schweden unvermuthet und gleichsam wider des Königs Willen, eine zweite Reise nach Frankreich, die ihr nicht so gut gelang als die erste. Sie wurde genöthigt zu Fontainebleau zu bleiben, wo sie viel Langeweile hatte, denn sie empfing wenig Besuche. Auch begnügte sie sich nicht, allen ihren Launen zu folgen, sondern sie zeigte auch, daß sie sehr grausam sei.» Nun erzählt Frau von Motteville die Hinrichtung des Monaldeschi, fast ganz so wie der Pater le Bel, nur fügt sie noch einige Umstände hinzu. Der Garde-Kapitän habe Sentinelli geheißen, dessen Bruder sei Christinen's Günstling gewesen, und von Monaldeschi aus Eifersucht vieler Verbrechen fälschlich angeklagt worden; doch habe man den eigentlichen Grund der Geschichte nie erfahren. Als Sentinelli für den Verurtheilten gebeten, habe die Königin sich lustig darüber gemacht, daß er den Tod fürchte, ihn einen Poltron genannt und gesagt: »Er muß sterben! und damit er zu beichten ge-

Digitized by Google

zwungen werde, so verwundet ihn.» Nach der Hinrichtung habe diese barbarische Prinzessin in ihren Zimmern eben so ruhig gescherzt und gelacht, als ob sie die löblichste Handlung vollbracht hätte. »Die Königin Mutter,» fährt Frau von Motteville fort, »und der ganze Hof verabscheuten diese That, verhöhnten aber auch zugleich den armen Todten, daß er nicht den Muth gehabt habe sich zu retten oder zu vertheidigen; denn was half ihm sein Panzerhemd? er hätte wenigstens einen guten Dolch bei sich führen sollen. Man ließ die Königin von Schweden sich sehr lange zu Fontainebleau langweilen, um ihr Geringschätzung zu zeigen, aber sie bat den Minister so wiederholentlich, sie nach Paris kommen zu lassen, daß man es endlich nicht mehr abschlagen konnte. Sie kam also zu dem Ballet, welches der König in diesem Jahre in Karneval tanzte, 24. Februar 1658 (also länger als ein Vierteljahr nach der That). Sie wäre auch gern ganz in Paris geblieben, allein man gab ihr zu verstehen, daß man sie nur wenige Tage da dulden würde. Man logirte sie auch deswegen im Louvre in die Zimmer des Kardinals Mazarin, um ihr zu zeigen, daß sie sie bald wieder verlassen müsse. Sie blieb aber doch während den Karnevals-Lustbarkeiten, die sie gern mitmachte.» »Ihr Betragen war in nichts der Ehre zuwider, ich meine der Ehre, die von der Keuschheit abhängt, denn wenn sie über diesen Punkt Blössen gegeben hätte, so würden die Höflinge nicht ermangelt haben es auszuposaunen. Allein übrigens zeigte sie wenig Klugheit, wenig

Digitized by Google

Lebensart und großen Hang zum Vergnügen. Sie lief auf die Maskenbälle, ging, blos in männlicher Begleitung, in alle Komödien in dem ersten besten Wagen, den sie antraf und von Philosophie war nicht eine Spur an ihr zu finden. Sie reiste endlich in den ersten Tagen der Fasten ab, nachdem sie einiges Geld vom Könige empfangen, und kehrte nach Rom zurück, wo die That, welche sie in Frankreich verübt hatte, ihr keine Achtung erwarb.»

Das klingt ganz anders als jener Bericht. Wenn der französische Hof irgend einen Schritt gethan hätte, um die That laut zu mißbilligen, so würde Frau von Motteville es gewiß erfahren und mit ihrer gewöhnlichen Freimüthigkeit berichtet haben. Daß man den Grund von Christinens Zorn gegen Monaldeschi nie mit Gewißheit entdeckt hat, gesteht auch sie. Andere wollen, der Pater le Bel habe die Briefe selbst gelesen, die Monaldeschi gegen die Königin geschrieben, und ausgesagt, dieser Günstling habe es aus Liebe und Eifersucht gethan, einer römischen Dame zu gefallen, in die er sterblich verliebt gewesen. Ein junger Kardinal, ein Freund von Monaldeschi und Günstling Christinens, habe das galante Abenteuer entdeckt, und ihr die Briefe ihres Stallmeisters zugeschickt. Wie er aber zu diesen Briefen gekommen? das weis Niemand. Es bleibt immer sehr sonderbar, daß bis jetzt der Schleier von einer so laut gewordenen Begebenheit noch nicht hat weggezogen werden können. Möge noch hier stehen, was d'Alembert von dieser Amazone sagt: »Der wenige Anstand, mit dem

Digitized by Google

sie Alles that; die wenigen Vortheile, die sie, um Menschen zu beglücken, aus ihren Kenntnissen und ihrem Geiste zog; ihr oft übel angebrachter Stolz; ihre zweideutigen Reden über die Religion, welche sie verlassen, und über die welche sie angenommen hatte; endlich die herumirrende Lebensart, die sie unter Fremden führte, von denen sie nicht geliebt wurde; Alles das rechtfertigt mehr als sie selbst geglaubt hat, die Kürze ihrer Grabschrift: Vixit Christina, Ann. 72.

Schreiben der deutschen Urgroßmütter an die deutschen Urenkelinnen.

Liebe Kinder! wenn wir so mit unsern Spinnrädern und Webestühlen Abends im Paradiese sitzen und die feinsten Hemden für die lieben Engelein verfertigen, so lassen wir uns wohl bisweilen von euch da unten, von eurem Thun und Treiben vorerzählen und schütteln nicht selten die Köpfe, und ihr sollt wissen, daß es ein gar wundersamer Anblick ist, wenn so viele Millionen Urgroßmütter auf Einmal die Köpfe schütteln. Endlich haben wir beschlossen an euch zu schreiben, und haben die Nonne Roswitha gebeten, unsere Gedanken auf ein himmlisches Palmenblatt zu verzeichnen. Wir haben ihr diktirt, was uns eben einfiel. Alles durcheinander, wie es Urgroßmüttern geziemt.

Digitized by Google

Vielleicht erwartet ihr auch eine Beschreibung von unserm hiesigen Aufenthalt, der mitunter etwas langweilig ist; aber da müßt ihr warten, bis Frau von Stael zu uns herauf kommt, die wird euch Alles fein ordentlich beschreiben, denn wir hören, daß sie weder spinnt noch webt, sondern schreibt.

Hört, liebe Kinder! es will verlauten, ihr wäret lauter Mamselles und Madames geworden, und es wäre keine Jungfrau, keine Hausfrau, ja nicht einmal eine Metze mehr unter euch zu finden; ihr sollt sogar das Wort Metze als ein Schimpfwort gebrauchen, und es übel nehmen, wenn man euch Jungfer nennt; wir wollen nicht hoffen, daß ein zartes Gewissen euch dazu treibt, sondern aus christlicher Liebe vermuthen, daß euch unbekannt geblieben, welch ein Ehrentitel in unsern Zeiten der Titel einer ehrbaren Jungfrau war. Wir hatten Druidinnen und Alrunen, die zwar keine Gavolte tanzen konnten, hingegen die Rathgeberinnen ganzer Völker, und selbst von dem römischen Kaiser hochgeehrt wurden. Was die Metze betrifft, so dürft ihr ja nur eure Bibel nachschlagen — leider will man behaupten, es wären jetzt gar Wenige unter euch, die noch eine Bibel hätten, ihr leset nur kleine, närrische Büchlein, die alle Jahr zum Vorschein kommen und am Ende jedes Jahres wieder vergessen würden — wir wollen das aber nicht glauben, sondern euch auf das Buch der Richter, das fünfte Kapitel, den dreißigsten Vers verweisen, da werdet ihr sehen, daß noch zu

Digitized by Google

Luther's Zeiten eine Metze keine leichtfertige Dirne war, und wir könnten euch manches Beispiel anführen, wo das Wort Metze in rühmlicher Bedeutung sogar von euren Urgroßvätern gebraucht worden. Also liebe Kinder! thut die Mamselles bei Seite und werdet wieder Metzen, das wird euch frommen an Leib und Seele. —

Wir hören auch, daß ihr zwar fleißig auf Tanzgelage, aber gar nicht mehr in die Kirchen geht, vielleicht weil euch nicht vergönnt wird, in den Kirchen mit zu sprechen. Freilich ist es nicht mehr wie vor alten Zeiten, da ohne uns kein Gottesdienst vollbracht werden konnte, und wir wollen euch auch nicht verhalten, daß der Ausspruch des Apostels: »die Weiber sollen in der Kirche schweigen" unter Allem was er gesagt hat, uns eben nicht das Klügste zu sein scheint; es mag wahr sein, daß wir bisweilen in der Begeisterung ein wenig zu viel geredet haben; darum sollt ihr aber doch fein züchtiglich die Kirchen besuchen, denn es bleiben euch noch Orte genug übrig, wo ihr reden könnt so viel euch beliebt, zum Exempel in den sündigen Theatern während des Spiels. Wir vernehmen, daß ihr da sehr laut zu schwatzen pflegt, und das rühmen wir, denn so wird das Böse vom Theater nicht gehört. Am meisten hat uns geschmerzt zu hören, daß ihr oft euch schämt, deutsche Frauen zu sein und daß ihr den Minnesold am liebsten Fremdlingen spendet. Ei! ei! liebe Metzen! was sollen wir dazu sagen? — Wir wollen lieber nichts sagen, sondern euch blos erzählen, in welchen hohen Ehren wir,

Digitized by Google

sowohl bei Fremden als bei unserm eigenen Volke gestanden, damit ihr gebührlich nach gleichem Ruhme trachten möget. Uns fragte man in bedenklichen Fällen um Rath; wir setzten uns als Richterinnen Fürsten zur Seite; wir entschieden in den verworrensten Händeln und die Streitenden waren zufrieden mit unserm Spruch. Durch feierliche Verträge haben die Celten und Karthaginenser uns zu Schiedsrichterinnen erwählt. Ihr möchtet glauben, wir dürften nur der uralten Zeiten uns rühmen? — O nein! hier sitzt noch manche jüngere Schwester unter uns, die gleicher Ehre würdig erfunden worden. Hier sitzt eine Herzogin Elisabeth von Baiern, die in einem Handel ihres Gemahls mit dem Bischof von Freisingen gerichtet, und aus rechtlichem Gemüthe gegen ihren Eheherrn gesprochen — eine hessische Prinzessin Sophie, die von den verbrüderten Grafen von Waldeck vor Kurzem, nämlich vor sechshundert Jahren zur Schiedsrichterin erkohren worden — eine thüringische Prinzessin Elisabeth, der von zwei hessischen Landgrafen gleiche Ehre widerfuhr. Solche Beispiele könnten wir euch bei Hunderten zu Gemüthe führen. Bedenkt nun selber, was wir waren und was ihr seid. Warme Patriotinnen waren wir, und um euch das zu beweisen, soll unsere Schwester Roßwitha euch eine Rede abschreiben, die unsere Schwester Bunduica vor mehr als tausend sieben hundert Jahren gehalten, da sie ihren Landsleuten das römische Joch verhaßt machten wollte. Da werdet ihr eine Probe von weiblicher Beredsamkeit lesen, die euch gar sehr in Verwunderung setzen wird.

Digitized by Google

*) Schön war unsere Bunduica, schön und von erhabener Gestalt ernsten Angesichts voll tönender Stimme, ihr gelbes Haar wallte bis zu den Schenkeln hinab. Sie trug eine lange goldene Kette, ein vielfarbiges weites Gewand und einen Speer in der Rechten. So geschmückt hub sie an in der feierlichen Volksversammlung: »Ist noch Einer unter euch, dem Knechtschaft köstlicher dünket als Freiheit? — Gab es auch Manchen, den die schmeichelnden Versprechungen der Römer täuschten, so ist doch diese Täuschung längst verschwunden; ihr alle erkennt, wie sehr wir fehlten, als wir die väterlichen Sitten und Rechte gegen die fremde Herrschaft vertauschten. Denn ich bitte euch, was gibt es noch Drückenderes und Schändlicheres, das uns nicht widerfahren wäre, seit diese Römer unser Land zum ersten Mal erblickt? Sind wir nicht unserer besten Kräfte beraubt? Müssen wir nicht die noch übrigen für sie opfern? müssen wir nicht — außer Allem was wir geben, außer den Aeckern, die wir für sie pflügen — auch mit unsern Körpern ihnen zinsbar sein? — Besser einmal unser Heil versuchen, als Jahr für Jahr die falschen, trügerischen Freiheitsnamen erkaufen. Besser ehrlich sterben, als ein zinsbares Haupt umher tragen! — Doch was rede ich, da sie nicht einmal vergönnen, umsonst zu sterben; denn wie mancherlei Abgaben wir selbst für die Todten zahlen müssen, wisset ihr Alle. Die Knechte anderer Völker werden mindestens durch den Tod frei, nur

*) Jo. Xiphilin. Epit. Dion. in vit. Neron I. 6.

Digitized by Google

bei den Römern leben die Todten zu der Römer schnödem Gewinn, und die Lebenden gleich den Todten, werden beraubt und geplündert. Was dürfen wir denn von künftigen Zeiten hoffen, da sie uns gleich Anfangs so gierig behandeln? — Gefangenen wilden Thieren wird geschmeichelt, um sie zu zähmen, uns Menschen nicht.»

»Doch ich will mehr reden: wir selbst haben unser Elend geschmiedet, als wir den ersten Fuß auf unsere Insel ihnen zu setzen vergönnten; nicht alsobald sie vertrieben, gleich jenem Julius Cäsar; ihnen, da sie noch fern waren, nicht die Gefahren der Schifffahrt zeigten, wie dem Augustus und Caligula. Besitzen wir deshalb eine so große Insel, und sind wir deshalb durch das Meer von andern Völkern getrennt, daß wir unter einem andern Himmel, in andern Ländern wohnen sollen, deren Namen zuvor die Weisesten unter uns nie gehört? sollen wir uns verachten und zertreten lassen von Menschen, die sonst nichts verstehen, als die Herren zu spielen? — Auf ihr Bürger! Freunde und Verwandte! Denn wir bewohnen ja Alle dasselbe Land, wir tragen ja Alle Einen Namen, darum seid ihr Alle mir verwandt — auf! das Versäumte nachzuholen, jetzt, da wir der Freiheit uns noch erinnern, thut, was eurer würdig ist, auf daß wir nicht blos den leeren Namen der Freiheit unsern Nachkommen hinterlassen. Denn wenn wir — edel und in Freiheit erzogen — unser Glück vergessen können, was dürfen wir von denen erwarten, die in der Knechtschaft aufwachsen? — Ich brauche euch nicht zu

Digitized by Google

ermahnen: Haßt euern jetzigen Zustand; denn ihr haßt ihn schon; ich brauche euch nicht zu erinnern an Alles, was ihr künftig noch zu fürchten habt, denn ihr fürchtet es schon. Doch rühmen und danken will ich euch, wenn ihr selbst das Nöthige beschließt; wenn ihr euch selbst und mir schnelle Hilfe gewährt; wenn ihr euch nur nicht einbildet, euch vor den Römern zu fürchten. Weder an Zahl noch Stärke sind sie euch überlegen. Sind eure Zelte nicht sicherer als ihre Mauern? ich achte eure Schilde stärker als alle ihre Waffen. Siegen wir, so werden wir leicht sie fangen; müssen wir fliehen, so haben wir Berge und Sümpfe, wohin sie uns nicht folgen können, denn sie hindert die schwere Rüstung sowohl am Fliehen als am Verfolgen. Hunger, Durst, Kälte und Hitze können sie nicht so ertragen wie wir. Mangelt ihnen Brot, Wein und Oel, so sterben sie, uns aber ist jede Wurzel eine Speise, jeder Saft ein Oel, jedes Wasser ein Wein, jeder Baum ein Haus. Uns sind diese Gegenden bekannt, sind gleichsam unsere Kriegsgefährten, ihnen unbekannt und feindlich. Wir schwimmen und waten durch Ströme, sie wissen kaum der Schiffe sich zu bedienen. Drum auf mit Gott! laßt sie erfahren, daß Hasen und Füchse nicht so verwegen sein dürfen, Hunden und Wölfen zu gebieten. Wir sind nicht egyptische, durch Nutocris beherrschte Lastträger, noch assyrische Krämer unter dem Scepter einer Semiramis; wir wollen keiner Messaline, keiner Agrippine, noch jetzt einem Nero gehorchen, der ein Mann genannt wird, ob er gleich nur ein

Digitized by Google

Weib iſt, da er ſich weibiſch ſchmückt und zu der Cither ſingt; wir ſind Britten, welche nicht gelernt haben, den Acker bauen, noch Schätze ſammeln, wohl aber Krieg zu führen für Vaterland, Weib und Kind!»

»Göttin! ich flehe von dir den Sieg gegen die ſchändlichen, gottloſen, unerſättlichen Männer, wenn man anders diejenigen Männer nennen darf, die ſich mit warmen Waſſer waſchen, bei der Tafel ſchwelgen, nach Salben riechen, mit Knaben auf weichen Polſtern ſich wälzen. Kein Nero ſoll künftig über uns herrſchen! er beherrſche ſingend den Römer, der es würdig iſt, einem ſolchen Weibe zu dienen, deſſen Tirannei er ſchon ſo lange erträgt!» Seht, liebe Metzen, ſo ſprach Bunduica. Dafür ſitzt ſie auch hier unter uns in großen Ehren; aber euer Ruhm iſt nicht fein, und wir mögen gar nicht nachſagen, was man euch Schuld gibt. Ihr werdet es noch dahin bringen, daß man ein Weib wieder nur halb ſo hoch achten wird als einen Mann, wie im Sachſenſpiegel, der nur das halbe Wehrgeld für den Todtſchlag eines Weibes verordnet. In den alemanniſchen und baieriſchen Geſetzen hingegen war es gerade umgekehrt, da galten wir doppelt ſo viel als ein Mann, vermuthlich weil wir es verdient hatten. Wir ſpendeten unſere Gunſt am liebſten Helden, aber den Helden unſeres Volks, die wir gern auf halsbrechende Proben ſtellten, wie die ſchöne Lathgertha den tapfern Regner Lodbrog*). Wir nahmen auch ſelber Theil an den Kriegs-

*) Saxo. hist. Dan. I. VIIII. p. 169.

Digitized by Google

gefahren, wie ihr schon im Tacitus lesen könnt, und wenn unsere Männer geschlagen wurden, so streuten wir den Siegern keine Blumen, sondern hiengen uns allenfalls an die Deichseln unserer Wagenburg auf. Merkt euch das, liebe Metzen, und wisset, daß wir von nun an keine einzige Mamsell oder Madame mehr unter uns aufnehmen werden.

Die Geschichte der Weiber.

Wenn die guten Urgroßmütter die Geschichte der Weiber (ich meine the history of Woman von William Alexander) gelesen hätten, so würden sie die Köpfe auch manch liebesmal geschüttelt haben. Wenn man die Griechen und Römer liest, so findet man höchst selten die Weiber von einer sehr vorheilhaften Seite dargestellt. Dichter, Redner, Geschichtsschreiber drücken um die Wette satyrische Pfeile auf sie ab. Homer läßt in der Odyssee den Agamemnon sagen, es gebe nichts Boshafteres und Schamloseres als ein Weib. Freilich hatte Agamemnon sehr gerechte Ursachen, sich über seine eigene Frau zu beklagen, denn sie war ihm nicht allein, während er vor Troja lag, untreu, sondern sie ermordete ihn auch bei seiner Zurückkunft; was Wunder! daß Agamemnon im Reiche der Schatten auf die Weiber schimpft? Das mag den Homer bei den Damen entschuldigen. Aber man findet dieselben Bitterkeiten gegen

Digitized by Google

das schöne Geschlecht auch in andern Schriftstellern, die keine solche Veranlassung dazu hatten. Ein Sektenstifter, Namens Severus, trieb die Unverschämtheit gar so weit, zu behaupten, ein böser Geist sei der Stammvater der Weiber. Aber es ging ihnen wie den Diamanten, die bald in hohem, bald in geringem Werthe stehen, und für denjenigen, der sie nicht kennt, gar keinen Werth haben. Je aufgeklärter und geschliffener die Männer wurden, je mehr galten die Weiber. Da wetteiferten Dichtkunst und Geschichte, um sie zu preisen, wie sie denn auch wohl verdienen. Der Verfasser der oben genannten Geschichte betrachtet sie in allen Ständen und Lagen ihres Lebens; er spricht von ihrer Erziehung, ihren Zeitvertreiben, Arbeiten, Fehlern und Tugenden, Rechten und Vorrechten, Putztischen und Heirathsgebräuchen. »Drei tausend Jahre lang,« sagte er, »waren die Weiber ein Gegenstand der Satyre, als das Ritterwesen entstand und mit ihm eine gänzliche Umwälzung in den Urtheilen und Empfindungen über und für das schöne Geschlecht, welches nunmehr fast den himmlischen Wesen gleichgestellt wurde; es mißhandeln war eine Gottlosigkeit, es verleumden eine Blasphemie, und doch war die Zeit des Ritterwesens nicht die der Wissenschaften. Als diese vollends anfingen, sich mit der Galanterie zu vereinigen, da begnügte man sich nicht mehr gegen denjenigen Lanzen zu brechen, der sich unterfing, die Weiber zu schmähen, sondern man bestrebte sich, die Erhabenheit des schönen Geschlechts über das unsrige darzuthun, und der

Digitized by Google

zarten Liebe unter allen irdischen Glückseligkeiten den ersten Rang anzuweisen.“

In den ältesten Zeiten besangen die Dichter nur Heldenthaten, oder reiche Fürsten, die ihnen Brot gaben. In den Ritterzeiten begannen sie ihre Leier der Schönheit und Liebe zu widmen. Bald erlaubten sie sich die ausschweifendsten Hyperbeln. Sie verglichen ihre Geliebten nicht mehr blos mit Engeln — die waren ihnen schon viel zu gering — sondern mit Gott selbst, und setzten sie auch wohl noch ein wenig über ihn. Bocaz läßt in allem Ernst den lieben Gott sich bei den Damen bedanken, daß sie ihm so kräftigen Beistand gegen seine Feinde leisten. Ein anderer Dichter erklärt, daß er gar nicht wünsche, in's Himmelreich zu kommen, wenn er dort seine Geliebte nicht finden sollte. Aus diesem Tone sangen und sprachen nicht blos Troubadours, nein, alle Männer aus allen Ständen, wenn sie nur singen und sprechen konnten. Das war eine goldene Zeit für die Damen.

Bocaz scheint der Erste gewesen zu sein, der, zu Ehren des schönen Geschlechts, etwas mehr als Lieder schrieb. Er gab ein Buch von berühmten Frauen in lateinischer Sprache heraus, wozu die heilige wie die profane Geschichte, und selbst die Fabel ihm Beispiele liefern mußten. Er fand ein Heer von Nachahmern. Franz Sordonati sammelte noch hundert und zwanzig Beispiele von berühmten Frauen, die ihnen entschlüpft waren. Diese Art von Büchern wurde Mode, und in wenigen Jahren gab es mehr

Digitized by Google

als zwanzig Schriftsteller, die den Ruhm der Weiber verkündeten. Man beschränkte sich nicht auf die höhern Stände, Fama stieg mit ihrer Trompete sogar bis in die Küche hinab. Hilario da Costa beschloß, alle seine Vorgänger zu übertreffen. Er schrieb zwei Bände in Quart, jeden Band acht hundert Seiten stark. Sie enthielten das Lob aller Frauen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts, die nur irgend durch Talente oder Tugenden sich ausgezeichnet hatten. Viel Rühmens machte er von der Königin Marie von England, schwieg aber gänzlich von ihrer Schwester Elisabeth.

Hundert und sechzig Ehrendenkmäler hatte Hilario geliefert. Ein gewisser Paul de Ribeira ließ ihn weit hinter sich, denn er schrieb ein ungeheures Werk unter dem Titel: Triumphe und Heldenthaten von acht hundert Weibern. Diese Mode ging vorüber wie alle Moden und es schlichen sich wieder allerlei ketzerische Urtheile über die Weiber ein. Man betrachtete sie als bloße Werkzeuge unsers Vergnügens, man sprach ihnen alle wahre Empfindung ab und vermied, sich ernstlich an sie zu fesseln. In England hatte die Verderbtheit des Hofes Karl's des Zweiten alle Weiber angesteckt und die Männer fingen an sie zu verachten. Da wurde es wieder Mode gegen sie zu schreiben. Der Graf von Rochester gab das Beispiel, welches bald von Pope nachgeahmt wurde, auch von Swift, Young und vielen Andern. In neuen Zeiten hat man sie wechselweise gescholten und gepriesen. Eine

Digitized by Google

sehr gelehrte Lobschrift hat Gottfried Schütze auf sie geschrieben; Schade, daß so viel Lateinisch darin vorkommt. Die Schriften unsers Meiner's sind bekannt, wiewohl nicht sehr lesbar. Hingegen ist Segur, sur les femmes in Jedermanns Händen. Des Engländers Buch, von dem hier die Rede ist, mag man auch wohl weitschweifig nennen, doch läßt er sich nie zu kleinlichen Details herab; seine Bemerkungen sind verständig, in seinem Styl behauptet er durchgehends eine gewisse Würde. Bei Gelegenheit stellt er auch recht interessante Untersuchungen über allerlei Gegenstände an, die, bald näher, bald entfernter, Bezug auf die Geschichte der Weiber haben, zum Beispiel über den Ursprung der Magie und der Verschnittenen, über den Gebrauch der Diamanten und der Seide.

Ich gebe die letztere zur Probe. „Die Seide soll aus Persien nach Griechenland gebracht worden sein drei hundert drei und zwanzig Jahre vor Christus, und aus Indien nach Rom zwei hundert vier und siebzig Jahre nach Christus. Unter Tiber's Regierung verbot der Senat den Männern, sich durch Tragen seidener Stoffe zu entehren, die nur für die Weiber gemacht wären. Man glaubte damals, die Seide wäre ein vegetabilisches Produkt wie die Baumwolle. Im Jahre 555 brachten zwei Mönche die Eier von Seidenwürmern aus Indien nach Konstantinopel. Man brütete sie auf Dünger aus, man ernährte die Insekten mit den Blättern des Maulbeerbaumes und sie vervielfältigten sich dermassen, daß man bald zu Konstantinopel,

Digitized by Google

Athen, Theben und Corinth Seiden-Manufakturen anlegen konnte. Der König Roger von Sicilien ließ im Jahre 1130 Fabrikanten von Konstantinopel nach Palermo kommen, von diesen lernten die Sicilianer die Kunst. Aus Sicilien kam sie nach Spanien und Italien; einige Zeit vor Franz I. wurde sie in den mittägigen Provinzen Frankreichs eingeführt. Heinrich IV. errichtete Seidenmanufakturen, aber mit vieler Mühe, denn sein Minister Süllv war ganz dagegen. Im Jahre 1286 sah man die ersten seidenen Kleider in England, und erst 1620 lernte man dort deren selbst verfertigen. 1719 wurde die berühmte Maschine von Combe erfunden, die zum Drehen der Seide dient. Sie ist aus sechs und zwanzig tausend fünf hundert sechs und achtzig Rädern zusammen gesetzt, die alle durch ein Einziges, und dieses hinwiederum durch Wasser, in Bewegung gesetzt werden.» „So wurde die Seide in Europa bekannt, aber noch war sie viel zu selten und viel zu theuer, um häufig gebraucht zu werden. Heinrich II., König von Frankreich, war der erste Monarch in Europa, der seidene Strümpfe trug. Unter der Regierung Heinrich VIII. von England hatte man dort noch keine gesehen. Sir Thomas Grasham machte seinem Nachfolger, Eduard VI., ein Geschenk mit ein Paar seidenen Strümpfen, und das waren die ersten, die in England getragen wurden. Im ganzen Lande sprach man von diesem Geschenk als von einer großen Seltenheit.» Hier ist doch Einiges zu ergänzen, und manches Irrige zu berich-

Digitized by Google

tigen. Die Alten hielten die Seide nicht für ein vegetabilisches Produkt, sondern glaubten, eine Art von Spinne oder Schnecke ziehe sie aus ihrem Leibe und wickele sie um die kleinen Zweige der Bäume. Sie nannten dieses Insekt Ser, von Seres, dem Namen eines scythischen Volkes, bei dem es gefunden wurde. Daher heißt auch die Seide auf lateinisch Sericum. Aber diese Ser hat sehr wenig Aehnlichkeit mit dem Bombix oder Seidenwurm. Dieser stirbt jährlich, jene lebt fünf Jahre. Auf der Insel Cos wurde die Kunst erfunden, die Seide zu verarbeiten, die Erfinderin war ein Mädchen, Pamphilie, ihr Vater hieß Platus. Man sollte ihr doch wenigstens zu Lyon einen Altar errichten. In Rom wog man die Seide lange mit Gold auf. Vopiscus erzählt, der Kaiser Aurelian habe seiner Gemahlin ein seidenes Kleid, welches sie inständigst von ihm begehrte, abgeschlagen, weil es zu theuer sei. Die Seidenarbeiter, welche König Roger nach Sicilien und Calabrien verpflanzt, waren nicht gutwillig gekommen, sondern sie machten einen Theil der Beute aus, die er, auf seinem Zuge zum heiligen Grabe, in Athen, Korinth u. s. w. erobert hatte. Jakob I. König von England, gab sich viele Mühe, die Seidenwürmer dort einzuführen, und empfahl seinen Unterthanen mehreremal vom Thron herab Maulbeerbäume anzupflanzen, allein es gelang ihm nicht. Die Franken trugen sehr früh seidene Kleider, wie aus der Lebensbeschreibung des heiligen Eligius zu ersehen ist. In Deutschland gab es schon unter

Digitized by Google

den sächsischen Kaisern Seidenwebereien; sie waren in den Händen der Frauenzimmer, weshalb auch Otto II. in einer Urkunde sie weibliches Kunstwerk (artificium femineum) nennt. In Lyon selbst, dieser großen Seidenmanufaktur-Stadt, wird wenig Seide gebaut, aber sehr viel eingeführt. Vor der Revolution betrug diese Einfuhr jährlich sechs tausend Ballen, jeden Ballen zu einhundert sechzig Pfund gerechnet. Von diesen kamen eintausend vier hundert aus der Levante, eintausend sechs hundert aus Sicilien, eintausend fünf hundert aus Italien, drei hundert aus Spanien, und eintausend zwei hundert aus Languedoc, Provence und Dauphiné. Als die Manufakturen im höchsten Flor dort waren, zählte man achtzehn tausend Arbeiter, aber schon im Jahre 1698 war ihre Zahl bis auf vier tausend geschmolzen. Wie viele deren jetzt sind, ist mir unbekannt. In Tours gab es sieben hundert Seidenmühlen, acht tausend Webereien und vierzig tausend Arbeiter; aber auch hier verminderten sich die Mühlen bis auf siebzig, die Webereien und Arbeiter bis auf eintausend zwei hundert und viertausend.

Die türkische Seide kommt vorzüglich aus Aleppo, Tripolis, den Inseln Kandia, Cypern u. s. w., die persische aus Smyrna, wohin sie durch Caravanen gebracht wird. Ein holländischer Schriftsteller versichert, daß drei persische Städte am caspischen Meere allein jährlich dreißig tausend Ballen Seide liefern. Vergebens haben die Russen einigemal versucht, Smyrna diesen wichtigen Handel zu

Digitized by Google

entreißen und ihn durch die Wolga und Dwina nach Archangel zu verpflanzen. Ein Genueser that diesen Vorschlag dem Zaar Wasili. Die Franzosen hatten dieselbe Idee im Jahre 1626; auch der Herzog von Holstein schickte deshalb 1633 eine Gesandtschaft nach Persien. Der Zaar Alexis erneuerte den Versuch im Jahre 1668, allein der Aufruhr der Kosacken und die Einnahme von Astracan störten dies Projekt. Ein Erdbeben, welches um eben diese Zeit Smyrna zerstörte, wirkte mehr, und es war um den Seidenhandel dieser Stadt geschehen, wenn nicht die Türken Alles aufgeboten hätten, um ihn zu erhalten. China ist so reich an Seide, daß eine einzige seiner Provinzen, Tschekiong, nicht allein das ganze Reich, sondern auch einen großen Theil von Europa damit versorgen könnte. Die Seide ist der vorzüglichste Handelsartikel der Chinesen und beschäftigt dort die meisten Menschen.

Auch Japan würde eine ungeheure Menge Seide liefern, wenn die Japaner uns nur Zutritt in ihr Land gestatteten. Man schilt sie deshalb Barbaren, allein mich dünkt, sie thun sehr wohl daran. Das Beispiel aller der Staaten in fremden Welttheilen, in welchen die Europäer sich eingewurzelt haben, ist nicht anlockend, sondern hat bewiesen, daß sie überall nur die Herren spielen wollen. Die Stadt Kasem Basar, ungefähr im Mittelpunkt der vormaligen Staaten des großen Moguls gelegen, soll jährlich zwei und zwanzig tausend Ballen Seide, jeden zu hundert Pfund, liefern.

Digitized by Google

Auch im Norden von Europa, und zwar im Brandenburgischen, hat man vor einem halben Jahrhundert angefangen, Seidenwürmer zu erziehen und schon im Jahre 1774 wurden daselbst gegen sieben tausend Pfund Seide gewonnen. Sie soll aber an Güte der nicht gleichkommen, die in wärmern Gegenden erzielt wird. Im Jahre 1709 versuchte ein gewisser Präsident Bon in Montpellier Seide aus den Fäden der Spinnen zu gewinnen, doch nicht aus den Fäden, aus welchen sie ihr Gewebe machen, sondern aus denen, in welche sie ihre Eier wickeln und die weit stärker sind. Es gelang ihm, eine graue Seide zu erhalten, die sich leicht spinnen ließ, und deren Fäden feiner und stärker waren, als gewöhnliche Seide. Man behauptete, die Spinnen würden viel mehr Seide liefern als die Seidenwürmer, weil sie weit fruchtbarer sind, denn eine einzige Spinne legt fünf bis sechshundert Eier, ein Seidenschmetterling hingegen nur etwa hundert. Von sieben bis achthundert Spinnen stirbt kaum eine jährlich, aber von hundert kleinen Seidenwürmern bringen es bei aller Vorsicht kaum vierzig so weit, ihren Cocon zu bilden. Die Eier der Spinnen hingegen werden ohne alle Sorgfalt ausgebrütet. Die Mütter sterben einige Zeit nachher; die Jungen bleiben zehn bis eilf Monate in ihren Cocons ohne Nahrung. Wenn sie auskriechen, so thut man sie in Papierdüten oder Töpfe, über welche man ein mit Stecknadeln durchstochenes Papier bindet. Man füttert sie mit Fliegen. Die Spinnencocons liefern nach Maßgabe ihrer

Digitized by Google

Leichtigkeit, mehr Seide als die der Seidenwürmer, nämlich dreizehn Unzen geben vier Unzen reine Seide, und drei sind schon hinlänglich, um das größte Paar seidene Strümpfe zu verfertigen, die von gewöhnlicher Seide hingegen wiegen sieben bis neun Unzen.

Der Präsident Bon zeigte der Gesellschaft der Wissenschaften zu Montpellier ein Paar Strümpfe von Spinnenseide vor, die nicht mehr als zwei und eine viertel Unze wogen, und ein Paar Handschuh dreiviertel Unzen an Gewicht. Sie waren eben so stark und fast eben so schön als gewöhnliche, aber grau wie Mäuse. Er schickte dergleichen auch nach Paris an die Akademie der Wissenschaften, welche dem berühmten Reaumur auftrug, die Erfindung zu prüfen.

Dies geschah und Reaumur fand, daß alle Fliegen in ganz Frankreich nicht hinreichen würden, so viel Spinnen zu ernähren, als nöthig wären, um die Manufakturen mit Seide zu versorgen. Und überdies, wie sollte man es anfangen, um täglich so viele Fliegen zu fangen? — Die Spinnen fressen zwar auch Raupen, Schmetterlinge, Tausendfüsse u. dgl., aber wo sollte man die wieder hernehmen? — Reaumur kam auf den Einfall, ihnen Regenwürmer in Stücken zerschnitten zu geben. Sie fraßen auch die, und es schien leichter, deren in großen Quantitäten zu sammeln, da man nur bei Nachtzeit mit einer Laterne über die Felder gehen darf. Sie fraßen auch die weiche Substanz aus den Federn junger Vögel und zwar fast am

Digitized by Google

liebſten. Solcher Federn würden die Gaſtwirthe in Menge liefern können, auch könnte man ſie bisweilen lebendigen Vögeln ausreißen, ohne ihnen zu ſchaden. Folglich wären die Spinnen, durch Regenwürmer und Federn, in Anſehung ihrer Nahrung ſchon mehr geſichert als die Seidenwürmer, da die Maulbeerbäume ſo oft vom Froſte leiden. Aber es ergibt ſich eine andere Schwierigkeit. Wie und wo ſoll man ſo viele Spinnen beherbergen? — Thut man ſie zuſammen in Ein Behältniß, ſo leben ſie Anfangs ganz einträchtig, arbeiten an Einem Geſpinnſte, freſſen von Einer Feder; allein ſehr bald werden ſie uneinig, die Großen freſſen die Kleinen, und von einigen Hunderten bleibt am Ende nur Eine übrig. Will man jede einzeln logiren? — Wie viel Zeit würde erforderlich ſein, einer Jeden täglich ihr Futter zu geben! Alle Arten von Spinnen liefern auch nicht brauchbare Seide. Die kurzbeinigen geben die beſte, behauptete Bon, aber Reaumur beweiſet, daß viele kurzbeinige gar keine Seide liefern, und viele wiederum eine Seide die zu ſchwach iſt.

An Verſchiedenheit der Farben würde die Spinnenſeide den Vorzug haben, denn die der Seidenwürmer iſt nur gelb oder weiß, hingegen die der Spinnen gelb, weiß, grau, himmelblau und ſehr ſchön kaffeebraun. Die Spinne, welche die letztere liefert, findet man auf dem Ginſter. Ein Faden eines Spinnegewebes kann aber nur zwei Gran tragen, ohne zu zerreißen, vom Cocon genommen trägt er ſechs und dreißig Gran; hingegen der Faden eines Sei-

Digitized by Google

denwurms bis zwei und ein halbes Quentchen, folglich ist er viermal stärker: auch fast viermal dicker ist er. Wenn man also vier oder fünf Fäden der Spinne zn einem machte, so würde er um nichts dicker sein als der Faden eines Seidenwurms, allein nie den Glanz haben, weil die vereinigten Fäden Zwischenräume werfen würden, die einen Widerschein geben. Reaumur stellte hiernach eine Berechnung auf. Der feinste Seidenfaden, dessen man sich zum Nähen bedient, besteht aus zweihundert Fäden, wie sie vom Cocon gehaspelt werden, und müßte von einer Spinne aus sechs und dreißig tausend Fäden bestehen, wenn er eben so stark sein sollte. (Die Berechnung ist zu weitläuftig, um sie hier mitzutheilen.) Es würde nicht möglich sein, diese ungeheure Anzahl von Fäden so zu vereinigen, daß sie nicht leere Zwischenräume ließen, und daher würden die Fabrikate von Spinnenseide immer sehr viel dicker sein, als die von gewöhnlicher Seide: jene liefert folglich mehr Umfang aber nicht mehr Stärke.

Zwölf Spinnen geben nicht mehr Seide als Ein Wurm, ja man kann zwanzig Spinnen annehmen, da sich viele Männchen darunter befinden, die keine Cocons liefern. Also würden fünf und fünfzig tausend zweihundert sechs und neunzig Spinnen dazu gehören, um Ein Pfund Seide hervorzubringen, und das müßten noch die dicksten Spinnen im ganzen Lande sein; denn von der gewöhnlichen Gattung würde man sechsmal hundert drei und sechzig tausend fünfhundert zwei und fünfzig bedürfen blos zu Einem

Digitized by Google

Pfunde. Diese Billionen Spinnen müßten Jede einzeln gefüttert werden, und Jede einzelne eine so geräumige Wohnung erhalten, daß sie bequem ihr Gespinnst machen könnte; die Spinnen-Seide würde also viel theurer sein als die gewöhnliche, es wäre denn, daß man sehr dicke Spinnengattungen aus Amerika verschriebe, die vielleicht hier eben so einheimisch werden würden, als die Seidenwürmer.

Nach diesem Bericht Reaumur's verloren die Spinnen ihren Prozeß gegen die Seidenwürmer und es war nicht mehr die Rede von ihnen. Ich hoffe, die Damen werden mir verzeihen, daß ich sie so lange von einem Gegenstande unterhalten habe, der ihnen nicht gleichgiltig sein kann, da die Seide so oft zu ihrem Schmucke dient, obschon ich behaupten möchte, daß sie am schönsten sind in weißen feinen Gewändern, wenn man von Seide nichts an ihnen erblickt, als ihr seidenes Haar.

Biron's Verhaftung.

Es fehlt uns nicht an Denkschriften von Augenzeugen vieler merkwürdigen Begebenheiten (und für das inwendige Räderwerk der Geschichte sind solche Denkschriften immer am wichtigsten). Schade nur, daß sie gewöhnlich so schlecht geschrieben sind, daß man Leuten, die nicht gerade zur gelehrten Zunft gehören, unmöglich zumuthen kann sie zu lesen. Wenn Clio's Blumenkörbchen auch kein anderes

Digitized by Google

Verdienst hat, als daß es bequemen Lesern Blumen vor das Ruhebett bringt, die sie selbst auf den Steppen nie gesucht haben würden, so möchte das gerade nicht das geringste Verdienst sein.

Zu der Klasse von Schriften, von welchen hier die Rede ist, gehören auch Mannstein's Nachrichten von Rußland von 1727 bis 1744. Der Verfasser war Generaladjutant des berühmten Grafen Münnich, sah also vieles mit eignen Augen und gibt es treulich wieder. Theils fehlt ihm aber die Darstellungsgabe gänzlich, theils besteht die Hälfte seiner Nachrichten aus trocknen Tagebüchern von Kriegsbegebenheiten. Bei der Verhaftung des berüchtigten Biron, Herzogs von Kurland, spielte er eine Hauptrolle. Der Großvater dieses Biron hieß eigentlich Bieren, war Stallmeister des Herzogs von Kurland, besaß ein kleines, ihm von seinem Herrn geschenktes Bauergut und hatte zwei Söhne, deren Einer als Oberförster seines Vaters Gütchen erbte. Dieser hinterließ drei Söhne. Zwei derselben sind Generale in russischen Diensten geworden, der Dritte studirte in Königsberg, kam 1714 nach Petersburg und wünschte Kammerherr bei der Braut des Prinzen Alexis zu werden. Man stutzte über seine Vermessenheit, wies ihn verächtlich ab, und rieth ihm warnend, Petersburg zu verlassen. Da schmeichelte er sich in Mietau bei Bestuscheff, dem Vater des nachmaligen Großkanzlers ein, der viel am Hofe der Herzogin Anna galt, die eine Tochter Peters des Ersten war. Durch seinen Gönner gelang es

Digitized by Google

ihm, hier Kammerherr zu werden, und nun war sein erstes Bestreben, seinen Wohlthäter zu stürzen. Als ein schöner, einnehmender junger Mann, wurde er bald der Günstling der Herzogin, ohne den sie nicht leben konnte. Das weckte die Eifersucht des kurländischen Adels, der oft Händel an ihn suchte. Darum wünschte er mit einem Fräulein aus irgend einer alten Familie sich zu verbinden, empfing aber manches Körbchen, bis er endlich ein Fräulein Dreyden, Hofdame der Herzogin, überredete, ihm, selbst ohne Einwilligung ihrer Verwandten, die Hand zu reichen. Nun meinte er, es könne ihm nicht fehlen, in die kurländische Ritterschaft aufgenommen zu werden, allein er wurde dennoch unfreundlich zurückgewiesen. Auch in Moskau hatte seine Undankbarkeit gegen Bestuscheff ihn verächtlich und verhaßt gemacht, und als die Herzogin einst Geld begehrte, antworteten die Minister ohne Umschweife: ihr werde man gern alles zugestehen, man wolle aber nicht Bieren dadurch bereichern.

Nach des Kaisers Tode wurde die Herzogin Anna zur Kaiserin gewählt, doch unter mehreren Bedingungen, ihr auch diese vorgeschrieben, ihren Günstling nicht mit nach Rußland zu bringen. Sie versprach es, hielt aber nicht Wort, denn er folgte ihr auf dem Fuße, wurde Graf, Oberkammerherr und erhielt das blaue Band.

Daß keine große Seele in diesem Emporkömmling wohnte, mag schon der einzige Umstand beweisen, daß er nicht einmal den Stolz besaß für den Ersten seines Stam-

Digitized by Google

mes gelten zu wollen, sondern daß er jetzt den Namen und das Wappen der französischen Herzoge von Biron annahm, gleich als sei er ein Sprößling aus dieser Familie. Er liebte ausschweifende Pracht und besonders die schönsten Pferde. Der kaiserliche Gesandte, Graf Ostein, pflegte zu sagen: »Biron raisonnirt über Pferde wie ein Mensch, und über Menschen wie ein Pferd.« Er war hochmüthig, grob, geizig, unversöhnlich und grausam. Als erster Höfling gab er sich viele Mühe, die Verstellungskunst zu lernen, allein es gelang ihm nicht.

Als der letzte Herzog von Kurland aus dem Hause Kettler starb (1737), ließ die Kaiserin Truppen aus Riga in Kurland einrücken, welche den Adel überreden mußten, denselben Bieren, den er nicht in sein Korps hatte aufnehmen wollen, jetzt zu seinem Herzog zu wählen. Der Adel begab sich in die Hauptkirche, singend komm heiliger Geist! während die russischen Truppen die Kirche umzingelten, worauf denn der heilige Geist nicht ermangelte, die begehrte Wahl zu inspiriren. Ehe die Kaiserin 1740 starb, ernannte sie diesen Biron zum Reichsverweser, mit Uebergehung ihrer Nichte, der Prinzessin Anna, die sie an den Herzog Anton Ulrich von Braunschweig vermählt hatte. Er war allgemein verhaßt, dennoch blieb anfangs alles ruhig, und man murrte nur leise. Aber ihn peinigte der Argwohn. Er hatte überall seine Spione; durch sie erfuhr er, daß die Prinzessin mißvergnügt sei und daß einige Gardeoffiziere verächtlich von ihm gesprochen

Digitized by Google

hatten. Er ließ sie verhaften, ihnen die Knute geben, Andere nach Sibirien schicken; selten verging ein Tag, an dem nicht einige Unglückliche seinem Mißtrauen wären geopfert worden. Prinz Anton Ulrich selbst bekam Befehl, seine Aemter niederzulegen und sich nicht öffentlich sehen zu lassen. Man kann denken, in welcher Unruhe der Prinz und seine Gemahlin lebten. Doch nun erhob sich der Feldmarschall Münnich, ein ehrgeiziger Mann, stolz auf seine Siege und der schon, als die Kaiserin noch lebte, bald Hospodar von der Moldau, bald Herzog von der Ukraine werden wollte. Er hatte gehofft, unter Biron's Verwaltung die erste Rolle zu spielen, da aber dieser ihm nicht traute, ihm nichts verwilligte, so beschloß er dessen Sturz. Oft hatte er schon, im Namen des Staatsverwesers, der Prinzessin Anna unangenehme Botschaften bringen müssen; einst, als er abermals eine solche Botschaft ausrichtete, und die Prinzessin klagte: man quäle sie; unter Birons Herrschaft habe sie nur Unglück zu erwarten, und gern wolle sie mit ihrer Familie sich nach Deutschland begeben; da ergriff Münnich den Augenblick und erbot sich, wenn sie ihn wolle schalten lassen, sie von des Herzogs Tirannei zu befreien. Sie nahm den Vorschlag mit Freuden an, und überließ ihm ganz dessen Ausführung. Münnich fuhr fort, dem Staatsverweser zu schmeicheln und wurde hinwiederum von ihm sehr höflich behandelt, oft zur Tafel geladen und Abends in vertraulichen Gesprächen zurück gehalten.

Das geschah auch am 18. Dezember, als der Feldmar-

Digitized by Google

schall bereits mit der nächtlichen Ausführung seines Plans schwanger ging. Der Herzog war den ganzen Abend unruhig und zerstreut. Von ungefähr fragte er den Grafen Münnich: ob er in seinen Feldzügen nie etwas Wichtiges bei Nacht unternommen habe? — Fast wäre der Feldmarschall aus der Fassung gekommen, denn er mußte vermuthen, der Herzog habe Argwohn geschöpft. Indessen hatte er, als ein vollkommener Hofmann, sein Gesicht in seiner Gewalt, und antwortete gleichgiltig: »Er erinnere sich keiner großen Unternehmung bei Nacht, aber sein Grundsatz sei, jede gute Gelegenheit zu ergreifen, die sich darbiete.« Dieser kleine Zufall bestimmte ihn, die Katastrophe zu beschleunigen. Abends um eilf Uhr verließ er den Staatsverweser und als er heim kam, sagte er zu Mannstein, seinem Generaladjutanten, er solle sich um zwei Uhr in der Nacht bereit halten, weil er ihn brauchen würde. Um diese Zeit ließ er ihn rufen, und fuhr mit ihm in den Winterpalast zu der Prinzessin. Hier schlief Alles. Münnich ließ Fräulein Mengden, die Hofdame und Favoritin der Prinzessin, wecken; diese sprach einen Augenblick mit ihm und weckte dann die Prinzessin nebst ihrem Gemahl. Doch nur die Erstere kam heraus und hatte eine kurze Unterredung mit dem Feldmarschall, worauf dieser durch den Adjutanten alle Offiziere rufen ließ, die im Palast die Wache hatten. Sie kamen. Die Prinzessin redete sie an, schilderte alles Ungemach, welches sie durch Biron erleiden müsse, erklärte, sie halte für schimpflich, es länger zu ertragen, darum solle der

Digitized by Google

Feldmarschall den Herzog verhaften, und sie hoffe, die Herren Offiziere würden, an der Spitze ihrer Mannschaft, dessen Befehlen gehorsamen.

Alle waren augenblicklich bereit. Sie gab einen Jeden die Hand zu küssen, umarmte Einen nach dem Andern; dann stiegen sie sämmtlich, von dem Feldmarschall angeführt, die Treppe hinab, und ließen die Wache in's Gewehr treten. Der Graf erklärte den Soldaten kurz, wovon die Rede sei, und alle riefen einstimmig, sie würden ihm folgen, wohin er sie führe. Man ließ die Gewehre laden. Ein Offizier mit vierzig Mann blieb bei der Fahne zurück. Die übrigen achtzig zogen mit dem Feldmarschall nach dem Sommerpallast, den der Herzog bewohnte. Etwa zweihundert Schritte vom Pallast machten sie Halt! Graf Münnich schickte Mannstein an die Offiziere ab, die bei dem Staatsverweser die Wache hatten, und ließ ihnen den Willen der Prinzessin andeuten. Auch diese machten keine Schwierigkeit, erboten sich sogar behilflich zu sein; so schnell wird ein ungerechter Machthaber von Allen verlassen! Hierauf erhielt Mannstein Befehl, nebst einem Offizier und zwanzig Mann in den Palast zu dringen, den Herzog zu verhaften, und, wenn er die geringste Gegenwehr thäte, ihn ohne Barmherzigkeit niederzustoßen. Mannstein betrat den Palast, ließ aber, um nicht Aufsehen zu erregen, seine Leute von ferne folgen. Da alle Schildwachen ihn kannten, so ließen sie ihn Alle unbedenklich passiren, denn er konnte ja, als Generaladjutant des Feldmarschalls

Digitized by Google

mit irgend einem wichtigen Auftrage an den Herzog abgeschickt sein. So kam er glücklich durch den Garten bis in die Zimmer. Nun war ihm aber Biron's Schlafzimmer unbekannt, er wußte nicht, wo er es suchen sollte, und gerieth einen Augenblick in große Verlegenheit. Mehrere Bediente in den Vorzimmern traf er wohl an, allein er wollte nicht zu früh Lärm machen.

Endlich entschloß er sich, auf gut Glück immer vorwärts zu gehen, in Hoffnung daß er am Ende das Zimmer wohl finden werde. Nicht lange so stand er vor einer verschlossenen Thür. Die Bedienten hatten vernachlässigt, die Riegel des einen Flügels derselben oben und unten einzuschieben, die ganze Thür war daher leicht aufzusprengen und diesem so geringfügig scheinenden Zufalle verdankte vielleicht die ganze Unternehmung ihr unblutiges Gelingen; denn wäre Biron früher erwacht, vielleicht hätte er sich gerettet, und wer weiß, welch ein Aufruhr dann entstanden wäre.

Jetzt hingegen stand Mannstein plötzlich vor seinem Bette, in dem er, nebst seiner Gemahlin so fest schlief, daß nicht einmal das Aufsprengen der Thüre ihn erweckt hatte. Mannstein zog die Bettvorhänge auf, und begehrte mit dem Staatsverweser zu sprechen. Plötzlich fuhren nun Beide schlaftrunken in die Höhe, und schrien aus Leibeskräften, da natürlich ein so überraschender Besuch ihnen nichts Gutes weissagte. Von ungefähr stand Mannstein an derjenigen Seite des Bettes, wo die Herzogin lag. Diesen Umstand machte sich Biron zu Nutze, sprang auf

Digitized by Google

der andern Seite hinaus, und wollte unter das Bett kriechen. Aber Mannstein eilte um das Bett herum, warf sich auf ihn, umklammerte ihn mit beiden Armen, und hielt ihn fest, bis die Wache herzu kam. Als Biron endlich auf seinen Füßen stand, wollte er sich wehren und schlug mit den Fäusten um sich, allein die Soldaten erwiederten seine Faustschläge mit derben Stößen ihrer Flintenkolben. Sie warfen ihn zu Boden, verstopften ihm den Mund mit einem Schnupftuch, banden ihm die Hände mit einer Schärpe, und trugen ihn so nackend in die Wachtstube, wo er mit einem Soldatenmantel bedeckt und in des Feldmarschalls ihn erwartenden Wagen gesetzt wurde. Ein Offizier stieg zu ihm hinein und brachte ihn nach dem Winterpalaste. Seine Gemahlin war im bloßen Hemde ihm bis auf die Straße gefolgt. Hier nahm ein Soldat sie auf die Arme und fragte Mannstein, was er mit ihr anfangen solle? Dieser befahl ihm, sie zurück in ihr Zimmer zu tragen, eine Mühe, die dem Soldaten zu beschwerlich schien, weshalb er sie mitten in den Schnee warf und davonging. In diesem elenden Zustande fand sie der Hauptmann der Wache, ließ ihr Kleider bringen und führte sie in ihr Zimmer zurück. Es scheint unbegreiflich, und Mannstein selbst gesteht, es sei ein halbes Wunder, daß eine solche Unternehmung mit nicht mehr als achtzig Mann so leicht ausgeführt werden konnte. Biron's Wachen hatten Befehl, sobald er sich schlafen gelegt, Niemanden einzulassen, und Jeden, der mit Gewalt eindringen wolle, auf

Digitized by Google

der Stelle niederzustoßen. Auch im Garten unter seinem Fenster stand ein Offizier mit vierzig Mann, und der ganze Palast war mit Wachen umgeben. Nur die stärkste Wache fehlte, die Liebe und Treue, und so wurde der Unwürdige in wenigen Minuten gestürzt, zu großem Jubel des ganzen Volkes. Man führte ihn zuerst nach Schlüsselburg, wo einige Senatoren ihn verhörten und ihm das Leben absprachen. Doch die Prinzessin schenkte ihm das Leben und verwies ihn blos nach Sibirien. Ein Ingenieuroffizier wurde vorausgeschickt, um dort ein Gefängniß für ihn zu erbauen. Es ist sehr merkwürdig, daß der Feldmarschall Münnich den Riß zu diesem Gefängniß mit Bleistift entwarf, ohne zu ahnen, daß er selbst es einst bewohnen werde; denn die Kaiserin Elisabeth berief Jenen zurück und schickte diesen an seine Stelle. Der Herzog bekam Erlaubniß, in Jaroslaw zu wohnen, durfte auch, acht Meilen im Umkreis, mit der Jagd sich erlustigen. Ich hebe noch einige unterhaltende Anekdoten aus Mannstein's Nachrichten aus. Der kurländische Adel, der unter seinen alten Herzogen große Freiheiten genossen hatte, konnte sich unter Biron's Tirannei an den Zwang nicht gewöhnen, sprach und murrte oft zu laut, und viele Glieder desselben zogen sich dadurch Verweisungen nach Sibirien zu. Man bediente sich dabei eines sonderbaren Verfahrens. Verlarvte Personen ergriffen den Schuldigen, wenn er es sich am wenigsten versah, warfen ihn in einen wohl verschlossenen Wagen und entführten ihn. So wurde einst ein Sacken, der

Digitized by Google

an der Thür seines Landhauses stand, plötzlich entführt. Fast zwei Jahre lang fuhr man mit ihm der Kreuz und Quer durch verschiedene Provinzen. Keine Menschenseele bekam er zu sehen, und selbst seine Begleiter erschienen ihm nur verlarvt. Endlich spannte man eines Abends die Pferde vom Wagen und ließ ihn stehen. Der Gefangene rührte sich nicht die ganze Nacht hindurch und erwartete am Morgen, daß man, wie gewöhnlich weiter mit ihm fahren werde. Aber es war schon heller Tag und Niemand bekümmerte sich um ihn. Aus dem Wagen schauen konnte er nicht und wußte also nicht wo er war. Indem er noch über das Räthsel nachsann, hörte er plötzlich in der Nähe seine Landessprache reden. Nun klopfte er, man öffnete den Wagen, und siehe, er befand sich auf derselben Stelle, von der man, vor fast zwei Jahren, ihn entführt hatte.

Er klagte nun bei dem Herzog, der, das Gaukelspiel vollendend, auch nicht ermangelte, seine Klage dem Hofe vorzulegen. Da kam der Bescheid, sobald Sacken die Thäter anzeigen könne, sollten sie streng bestraft werden.

Von der dortigen Pracht am Hofe erzählt Mannstein, man habe vergebens unermeßliche Summen aufgewandt, um es andern Höfen gleich zu thun. Umsonst hätten sich die Höflinge in Gold- und Silberstücke gewickelt, der russische Geschmack habe überall hervorgeleuchtet; eine schlecht gekräuselte Perücke bei einem kostbaren Kleide, oder eine elende Equipage bei dem prachtvollsten Anzuge. So auch die Damen, unter welchen man viele schöne Gesichter, aber

Digitized by Google

selten einen edlen Wuchs finde. In den Häusern wäre Gold- und Silbergeschirr, aber auch Schmutz gehäuft anzutreffen gewesen. (Wie anders ist das Alles jetzt!) Ein Galanteriehändler, sagt Mannstein, wurde in wenigen Jahren reich, wenn er auch nichts als einigen Kredit mitbrachte. (Hierin möchte sich wohl nichts geändert haben.) Bei Hofe wurde hoch gespielt, oft in wenigen Stunden bis zwanzig tausend Rubel gewonnen und verloren. Die Kaiserin selbst hielt bisweilen Bank, dann durften aber nur die Eingeladenen pointiren, man zahlte blos mit Marken; die verlornen löste die Kaiserin mit barem Gelde aus, die gewonnenen hingegen gab sie unentgeltlich zurück. Ein wahrhaft kaiserliches Spiel. Sie liebte Musik und Schauspiel. Es gab italienische und deutsche Komödie, die sich gemeiniglich mit Prügeln endigten. Im Jahre 1736 wurde die erste Oper in Petersburg aufgeführt, fand aber weniger Beifall als die Komödie. Getrunken wurde jetzt nicht am Hofe wie zu Peter des Ersten Zeiten, die Kaiserin konnte den Anblick eines Betrunkenen nicht ertragen. Nur der Fürst K*** hatte die Erlaubniß, so viel zu trinken als ihm beliebte. (Mannstein sagt nicht warum.) Doch wurde Einmal im Jahre, am 29. Januar, am Thronbesteigungstage der Kaiserin, ein Bacchusfest gefeiert. Da trank Jeder, vor der Kaiserin kniend, einen großen Becher voll ungarischen Wein aus.

Hofnarren waren noch sehr beliebt. Peter-der Erste soll ihrer bisweilen über ein Dutzend zu gleicher Zeit gehabt

Digitized by Google

haben. Die Kaiserin Anna hatte deren sechs, von welchen zwei Ausländer, la Costa und Pedrillo, die übrigen vier aus angesehenen russischen Familien waren. (Mannstein nennt sie auch.) Die Schwänke, an welchen sich die Kaiserin ergötzte, würden heutzutage kein Glück mehr machen. Die Narren mußten einander die Beine unterschlagen, sich bei den Haaren raufen, sich blutig kratzen u. s. w. wobei der ganze Hof sich todt lachen wollte.

La Costa war ein portugiesischer Jude, den schon Peter der Erste zum Könige der Samojeden ernannt hatte. Pedrillo war ein Italiener, der nach Petersburg kam, um in der Oper den Baß zu spielen. Er fand aber, daß die Narrheit mehr eintrage, als die Musik, ernarrte sich in neun Jahren über zwanzig tausend Rubel, und war so klug, mit diesem Gelde davon zu gehen. Die ersten zehn tausend Rubel ernarrte er auf eine komische Art. Biron neckte ihn einst, sprechend er sei mit einer Ziege verheirathet. Pedrillo verbeugte sich tief, sagte, der Herzog habe Recht, seine Frau werde nächstens in die Wochen kommen, und er lade hiermit den ganzen Hof ein, die Wöchnerin zu besuchen. Man versprach es. Nun herrschte damals der Gebrauch in Rußland (und ich glaube er herrscht noch), daß Jeder, der eine Wöchnerin besucht, ihr ein Geschenk machen muß. Pedrillo schlug das Wochenbett auf dem Theater auf, legte sich sammt seiner Ziege hinein, und ließ den Vorhang aufziehen. Dieses Schauspiel belustigte den ganzen Hof ungemein, die Kaiserin beschenkte die Wöch-

Digitized by Google

nerin reichlich, alle Großen folgten ihrem Beispiel, und Pedrillo steckte lachend seine zehn tausend Rubel in die Tasche. Die Kaiserin stiftete auch einen Narrenorden für Pedrillo und la Costa, den sie den Orden von Sanct Benedetto nannte. Eines russischen Gebrauchs erwähnt Mannstein, von dem ich nie gehört, vielweniger Zeuge davon gewesen, der folglich ohne Zweifel nicht mehr existirt. Wenn man einen verheiratheten Mann besucht, sagt er, und dessen Gattin zugegen ist, so muß der Mann den Gast bitten, seiner Frau einen Kuß zu geben. Dieser bittet hingegen, ihm mit gutem Beispiel vorzugehen, und nun wird die Frau von der ganzen Gesellschaft geküßt. Sie muß auch den Gästen allerlei starke Getränke präsentiren, »daß man bersten möchte,« sagt der Verfasser. Will Jemand nicht trinken, so gibt sie ihm die schönsten Worte, und wirft sich endlich gar ihm zu Füßen. 1741 kam eine persische Gesandtschaft nach Petersburg. Thomas Kuli Chan hatte sie abgefertigt, und zwar mit sechzehn tausend Mann und zwanzig Kanonen, um die Nachricht von seinen Siegen über den großen Mogul dem russischen Hofe zu melden. Ein so großes Gefolge fand man doch bedenklich. Man ließ schnell Truppen gegen Astracan vorrücken, und an der persischen Grenze ein Lager aufschlagen. Dann erklärte man dem Gesandten, daß der Weg nach Moskau durch eine große Wüste ginge, wo seine sechzehn tausend Begleiter Mangel an Lebensmitteln leiden würden, er möchte folglich nur drei tausend mitbringen. Das geschah.

Digitized by Google

Er zog im Juli zu Pferde in Petersburg ein und ihm folgten, außer den drei tausend Mann, vierzehn Elephanten, die sein Herr den russischen Großen zum Geschenke machte. Der Kaiserin überreichte er eine Menge große, aber ungeschliffene Diamanten. Anfangs befürchtete man, Thomas Kuli Chan möchte wohl im Schilde führen, Astracan zu erobern, allein er hegte viel freundlichere Gesinnungen, denn er wünschte, die Prinzessin Elisabeth, nachmalige Kaiserin, zur Gemahlin zu erhalten, und soll sich sogar erboten haben, unter dieser Bedingung die christliche Religion in seinem Reiche einzuführen. Die Regentin war nicht abgeneigt, allein sie wagte den Schritt doch nicht.

Von dem Feldmarschall Münnich urtheilt Mannstein, daß er, wie gewöhnlich die großen Feldherren, mehr Glück als Verstand gehabt. Bei der Belagerung von Oczakow im Jahr 1737 habe er die größten Fehler begangen und hätte von Rechtswegen geschlagen werden müssen. Er fing den Sturm an, ohne die Lage der Stadt rekognoscirt zu haben, und ohne zu wissen, auf welche Art sie befestigt sei. An der Seeseite wurde sie blos durch eine einzige, beschädigte Mauer gedeckt, und wäre da leicht zu erobern gewesen, allein er ließ gerade an der stärksten Seite Sturm laufen, und ohne alle Mittel über den Graben der Contrescarpe zu kommen, von dessen Dasein man nichts eher wußte, bis man vor ihm stand.

Ich habe schon bei einer andern Gelegenheit von den Gefahren gesprochen, die bisweilen durch einen falschen

Digitized by Google

Lärm in einem Lager entstehen. Auch Mannstein erzählt davon ein merkwürdiges Beispiel, welches sich in dem Kriege gegen Schweden 1741 zutrug. Es war Nachts um eilf Uhr. Die russische Armee war still und unbemerkt bis gegen Willmanstrand vorgerückt. Der Oberst, der dort kommandirte, hatte vier Mann ausgeschickt, um, von der Dunkelheit begünstigt, die Russen zu rekognosciren. Aber ein Vorposten im Walde wurde sie gewahr, und gab Feuer. Kaum war der Schuß gefallen, so griffen plötzlich zwei Regimenter von der zweiten Linie zu den Waffen, und feuerten eine halbe Stunde lang immer darauf los, ohne daß man ihnen Einhalt thun konnte. Sogar ihre Kanonen lösten sie einige Mal. Dadurch wurden in der ersten Linie ein Offizier und siebzehn Mann theils getödtet, theils verwundet. Die Generale Lascy und Keith waren in großer Lebensgefahr, denn sie hatten zwischen beiden Linien kleine Zelte aufschlagen lassen, in welchen sie schliefen, und mehrere Kugeln waren durch diese Zelte gegangen. Ungefähr zweihundert Dragonerpferde wurden durch das Feuern scheu, rissen sich los, und rannten auf die Landstraße nach Willmanstrand. Ein schwedischer Vorposten zu Pferde, der eine halbe Meile von den Russen stand, hörte das Feuern, und zugleich das Getrappel der losgerissenen Pferde, die auf ihn zukamen, meinte, es wäre eine feindliche Partei, nahm die Flucht, wurde von den leeren Pferden gejagt, und diese kamen mit ihm zugleich in die Stadt, ehe noch die Schweden die Brücke aufziehen konnten.

Digitized by Google

Durch diesen frischen Lärm erhielt der General Wrangel die erste Nachricht von der Annäherung der Russen, und rückte mit Tagesanbruch ihnen entgegen. Fürwahr, seit Erfindung des Pulvers liegt Mars nicht mehr in den Fesseln der Venus, sondern Fortuna ist seine Göttin.

Antoinette Bourignon.

Es wäre zu verwundern, wenn in unsern Zeiten, wo die Mystik an der Tagesordnung ist, und Swedenborg wieder eine Rolle spielt, nicht auch die christliche Schwärmerin Antoinette Bourignon wieder an's Licht gezogen würde. Ich zweifle, daß die Nüchternen unter meinen Lesern sie kennen, und nehme mir daher die Freiheit, sie ihnen vorzustellen, zuerst so wie sie ein gewisser Poiret in einem 1685 geschriebenen Memoire schildert. Er versichert, daß er seine Nachrichten nicht blos aus ihrer gedruckten Lebensbeschreibung und aus ihren Schriften gezogen, sondern daß sie ihm von Leuten mitgetheilt worden, die persönlich mit ihr umgegangen. Antoinette wurde 1616 in Flandern geboren. Schon im vierten Jahre (!) fing sie an, gewahr zu werden, daß diese Welt nicht die beste sei. Sie bemerkte nämlich, daß die Menschen alt wurden und starben. Das gefiel ihr nicht, und flößte ihr schon damals Verachtung für unsere Zeitlichkeit ein. Sie hatte vom Paradiese reden hö-

Digitized by Google

ren, und von Christus, wie er gelehrt und gelebt; das machte ihr große Freude, und sie verlangte zu wissen, ob es denn nicht Menschen auf der Welt gäbe, die so lebten, wie Christus gelehrt? — O ja, sagte man ihr, die Christen. — »Und wo sind die Christen?« fragte sie weiter. Das sind wir, war die Antwort. Aber das wollte sie durchaus nicht glauben, und man kann wohl zugeben, daß schon ein vierjähriges Kind leicht im Stande sein möchte, zu bemerken, daß die Christen nicht wie Christus leben, besonders in unsern Zeiten. Sie bestand darauf, in das Land der Christen geführt zu werden, wo man das Gold nicht achte, und weder nach Größe noch nach Vergnügen hasche. (Lieber Gott! wo liegt dieses Land? oder wo hat es jemals gelegen?)

Man lachte sie aus, da schwieg sie still, ging in ein Winkelchen und betete zu Gott, daß er ihr den Weg in das Land der Christen zeigen wolle. Als sie heranwuchs, wurde sie freilich auch zu den honneten Eitelkeiten der Jugend, wie der Verfasser es nennt, mit fortgerissen, weil sie, wenn sie dergleichen nicht mitmachen wollte, den Vorwurf hören mußte, sie sei ein albernes Geschöpf; aber sie zog sehr bald sich davon zurück, that die strengste Buße und beschloß, der Welt ganz zu entsagen. Dieser Entschluß war so ernstlich, daß sie im achtzehnten Jahre als Einsiedler verkleidet in eine Wüste floh, ohne zu bedenken, welche Gefahren einer achtzehnjährigen Einsiedlerin in einer solchen Einöde drohen. Sie wurde in der Gegend von Cam-

Digitized by Google

brai erkannt und zurück gebracht. Allein der Erzbischof erfüllte dennoch ihren Wunsch und gab ihr eine Einsiedelei. In der Folge erlaubte er ihr, auf dem Lande in Gesellschaft einiger andern Mädchen zu leben, die von ihrer Schwärmerei angesteckt waren, sich aber keine anderen Regeln vorschrieben, als das Evangelium und die Liebe Gottes. Der Verfasser meldet nicht, ob diese Mädchen hübsch oder häßlich waren. Nur im ersten Falle wäre es zwar nicht verdienstlich, aber doch schwer gewesen, der irdischen Liebe zu entsagen. Die Jesuiten widersetzten sich der Stiftung dieser frommen Gemeinschaft. Antoinette machte die Erfahrung, daß weder Geistliche noch Weltliche, weder Vornehme noch Geringe christlich leben wollten, und verschloß sich vier Jahre lang in ihre Kammer, wo sie, durch unaufhörliches Beten, sich immer mehr exaltirte. Nach dem Tode ihrer Eltern hatte sie eine Herrschaft (Seigneurie) und zwanzig oder dreißig Häuser geerbt, das Alles schenkte sie einem von ihr gegründeten Hospitale, wo sie neun Jahre lang sich beschäftigte, dreißig bis fünfzig arme Mädchen als wahre Christinnen zu erziehen. Sie war entschlossen, ihr ganzes Leben hier zuzubringen; allein gewisse Unordnungen, die sie aufdecken wollte, zogen ihr so heftige Verfolgungen zu, daß sie genöthigt war, einen andern Zufluchtsort zu suchen. Sie irrte eine Weile herum, und machte bei dieser Gelegenheit Bekanntschaft mit manchen frommen, gelehrten Theologen, die ihr anlagen, ihre Offenbarungen über mancherlei Gegenstände niederzuschreiben.

Digitized by Google

Da schrieb sie drei Bände unter dem Titel: Das Licht der Welt, ihr Meisterwerk, wie behauptet wird.

Drei andere Bände führen den Titel: Akademie der Theologen, und handeln vorzüglich von der Gnade, von der Prädestination und dergleichen hohlen Dingen, die leider oft genug auch Männerköpfe verrückt haben.

Als die Jansenisten in Frankreich am heftigsten verfolgt wurden, beschlossen sie, eine Insel an der holsteinischen Küste zu kaufen, und hatten bereits einen Theil derselben an sich gebracht; aber den größten Theil hatte sich Antoinette vorbehalten, um dort, nach ihrem Lieblingsausdrucke, christlich zu leben. Sie machte jedoch bald die Erfahrung, daß die praktische Moral der Jansenisten sehr verschieden von der theoretischen war, wenigstens behauptete sie das in mehreren Briefen an den Herzog von Holstein, den Magistrat von Amsterdam und Andere mehr. Sie hatte viele Verfolgungen auszustehen von den Jesuiten, den Lutheranern und den sogenannten Vätern de l'Oratoire. Sie mußte Holland verlassen, von Stadt zu Stadt nach Holstein entweichen, von da nach Hamburg, von Hamburg nach Ostfriesland, und endlich starb sie 1680 in Franecker, fast aller ihrer Güter beraubt. Soviel und nicht mehr berührt Herr Poiret von ihrem Leben. Es bleiben folglich eine Menge Lücken auszufüllen.

Bayle sagt in seinem Diktionnäre, sie sei so häßlich geboren worden, daß ihre Familie einige Tage zu Rathe

Digitized by Google

ging, ob es nicht besser sei, sie als ein Monstrum zu ersticken. Dieser Umstand erklärt zum Theil ihren himmlischen Beruf. Es ist bekannt, daß die schönsten, galantesten Damen aus sehr natürlichen Ursachen im Alter Betschwestern werden; Antoinette hatte dieses Alter schon als Kind erreicht. Ihre Mutter lebte in keiner glücklichen Ehe mit ihrem Vater, Antoinette war oft Zeuge seiner Härte, und betete deshalb schon als ein kleines Mädchen: „Lieber Gott! gib mir nie einen Mann!“ — Wenn sie nicht reich gewesen wäre, so hätte sie darüber ganz ruhig sein können, aber freilich heirathen die Männer auch Mißgeburten, wenn sie nur Geld haben, und die arme Antoinette hatte über diesen Punkt von ihrer Mutter viel zu erdulden, die sie durchaus verheirathen wollte. Antoinette selbst versicherte, von Jugend auf so keusch gewesen zu sein, daß sie auch nie einen Gedanken gehabt habe, der der reinsten Jungfrau ungeziemend gewesen wäre. Ihr Lobredner fügt hinzu, ihre Keuschheit habe auch nach außen auf alle die Personen gewirkt, die mit ihr umgegangen. Das ist eben kein Wunder, da sie so außerordentlich häßlich war. Der Vater wollte Antoinetten einen Mann aufdringen, und das war die Veranlassung zu ihrer Flucht in Mannskleidern. Aber ein muthwilliger Soldat erkannte sie für ein Mädchen, und nie schwebte ihre Keuschheit in größerer Gefahr als damals. Ein Geistlicher rettete sie kaum aus den Armen des Soldaten. Nachdem der Erzbischof von Cambrai sich ihrer nicht mehr annahm, lebte sie wieder eine Zeit lang still und

Digitized by Google

eingezogen in Flandern, und doch begegnete ihr hier ein Abenteuer, welches die nach außen wirkende Kraft ihrer Keuschheit eben nicht bewies. Ein gewisser P. Saulieu, eines Bauern Sohn, verliebte sich in sie oder in ihr Geld. Er war ein schlauer Gast, der bald merkte, daß auf den gewöhnlichen Wegen ihr nicht beizukommen sei; deshalb stellte er sich sehr heilig, spielte sogar den Propheten, den Inspirirten, versicherte, daß er keine Begierden kenne, daß er den Krieg mitgemacht und eben so rein als eine Jungfrau wieder zurückgekommen sei, ob es gleich an Verführerinnen nicht gemangelt, die sich sogar zu ihm in's Bett gelegt; daß er keinen Sinn für leckere Speisen und Getränke habe; daß er Bier und Wein vom Wasser nicht zu unterscheiden wisse, und dergleichen mehr. Nachdem er auf diese Weise Antoinetten sicher gemacht zu haben glaubte, fing er an von Liebe zu sprechen. Man schalt ihn brav aus, er bereute, man vergab, er machte neue Versuche und wurde endlich so ungestüm, daß man ihm das Haus verbieten mußte. Da zückte er ein Messer gegen sie und drohte, die Thüren zu erbrechen, zum Fenster hinein zu steigen; Antoinette mußte es endlich der Obrigkeit anzeigen, die während des Prozesses ihre Keuschheit durch zwei handfeste Kerls bewachen ließ, denn Saulieu hatte geschworen sie zu besitzen, wenn er auch auf dem Markte von Lille gehangen werden sollte.

Er verlor den Prozeß und mußte versprechen, nie einen Ort zu betreten, wo Antoinette sich aufhielt. Aber er spielte

Digitized by Google

ihr doch einen häßlichen Streich, der vielleicht am meisten dazu beitrug, sie gegen ihn zu erbittern. Eine ihrer frommen Jungfrauen nämlich, mit der sie in christlicher Gemeinschaft lebte, und von der sie selbst sagt, sie habe ein Spiegel der Vollkommenheit zu sein geschienen, befand sich plötzlich in gesegneten Leibesumständen und erklärte Saulieu für den Vater ihres Kindes, der sie auch nachher heirathete. Also zu derselben Zeit, da er so verliebt in Antoinetten zu sein vorgab, daß er lieber hängen als ohne sie leben wollte, unterhielt er mit Einem ihrer Mädchen einen so skandalösen Liebeshandel; das mochte weh thun, denn die frömmsten Damen sind doch im Grunde die eitelsten. Sie erzählt noch eine andere Geschichte — denn alte Jungfern erzählen dergleichen sehr gern — wie der Neffe eines Geistlichen sie geliebt, während sie in der Nachbarschaft eine Einsiedelei bewohnte, wie er beständig um ihre Wohnung geschlichen, ihr seine Liebe auf mancherlei Weise zu erkennen gegeben; wie sie bei dem Oheim sich deshalb beklagt, dieser ihn verstoßen, und der junge Mensch in der Wuth mehrere Male Flintenkugeln durch ihre Hütte geschossen. Endlich machte er überall bekannt, sie werde ihn heirathen, ein Gerücht, welches von den Kanzeln widerlegt werden mußte, weil alle Betschwestern schwuren, sie würden Antoinetten auf der Straße insultiren. — Es ist unbegreiflich, wie ein Monstrum den Männern so heiße Begierden einflössen konnte. Leider ist die schöne Anekdote, die Herr Poiret von ihr anführt — daß sie nämlich ihr ganzes Vermögen einem Ho-

Digitized by Google

spitale geschenkt — nicht der Wahrheit gemäß. Sie faßte zwar einmal den Gedanken, ihrem väterlichen Erbe zu entsagen, allein sie besann sich bald eines Bessern; sie behielt es nicht allein, sondern es vergrößerte sich auch unter ihren Händen. Das Letztere ging sehr natürlich zu. Sie brauchte wenig und gab keinem Menschen einen Heller. Man wird sich wundern, daß die fromme Dame Bourignon nicht wohlthätig war, allein das hatte seine guten Ursachen, die sie selbst folgendergestalt angibt: „Ich schlage die Zinsen zum Kapital, weil ich keine wahre Armen finde, denn die wahren Armen sind so selten, daß man sie in einer andern Welt suchen muß. Wollte ich in unserm erbärmlichen Jahrhundert Almosen austheilen, so würden sie nur dazu dienen, noch mehrere Sünden zu begehen.* Eine Maxime, die alle Geizhälse mit goldenen Buchstaben oder wenigstens mit Kreide über ihre Thür schreiben sollten. Das Hospital, von welchen Poiret spricht, existirte jedoch wirklich eine Zeit lang, Antoinette war dessen Vorsteherin, und hatte als solche Regel und Kleidung des heiligen Augustin angenommen, auch eine Menge frommer Jungfrauen um sich versammelt, aber Gott weiß es wie es zuging, es währte nicht lange, so hatte eine jede dieser Jungfrauen ein Engagement mit dem Teufel. Die Folge war, daß man Antoinetten für eine Hexe hielt. Der Magistrat von Lille mischte sich darein und sie entfloh nach Gent. Als etwas Außerordentliches verdient noch angemerkt zu werden, daß, so oft ihre Reden und Ermahnungen ein Weltkind bekehrten, es gleichsam neu geboren wurde.

Digitized by Google

Die Geschichte vom Ankauf der Insel Nordstrand zum Wohnsitz der Gläubigen ist sehr verworren. De Cort wandte große Summen darauf, Antoinette kaufte auch ein Gut daselbst; de Cort verhandelte seinen ganzen Antheil wieder an die Jansenisten; es entstanden aber schwere Prozesse daraus, er wurde in's Gefängniß geworfen und mußte von einem Bischof den Vorwurf hören, er sei gierig nach Weltgütern, habe beim Handel betrogen, sei dem Trunk ergeben, und führe mit einem Mädchen von Lille (nämlich mit Antoinetten) ein skandalöses Leben. De Cort starb 1669 und setzte sie zu seiner Erbin ein. Das mehrte die Zahl ihrer Verfolger, denn sie mußte um diese Erbschaft viele Prozesse führen. Sie schrieb in Amsterdam mehr Bücher, als sie Proselyten machte. Sie haderte mit allen Sekten und alle Sekten haderten mit ihr. Die Cartesianer nannte sie die abscheulichsten Atheisten. Da sie eben so schnell schrieb als andere Leute sprechen, so schaffte sie sich eine eigene Buchdruckerei für ihre Werke an, die sie in französischer, flämischer und deutscher Sprache ausgehen ließ. Auf die Geistlichkeit schimpfte sie wacker, das blieb natürlich nicht unvergolten. In Flensburg wurde der Pöbel gegen sie als eine Hexe aufgewiegelt, und sie hatte von Glück zu sagen, daß sie ihm entschlüpfte. In Hamburg war sie auch nicht länger sicher, als bis man ihre Ankunft erfuhr. Man wollte sich ihrer bemächtigen, sie entfloh abermals. In Ostfriesland nahm ein Baron Lützelburg sie in Schutz. Sie wurde dort wieder Vorsteherin eines Hospitals, doch unter der

Digitized by Google

ausdrücklichen Bedingung, daß sie nichts zu den Kosten hergeben wolle, »denn,« sagte sie, »alle menschlichen Dinge sind so unbeständig, daß man gar nicht wissen kann, ob diejenigen, denen wir heute Wohlthaten erzeigen, sie morgen noch verdienen werden.« Das war freilich eine vortreffliche Ausflucht, um sich für immer das Almosengeben zu ersparen. Poiret selbst gesteht in seinem Memoire, sie habe zu viel Gutes von sich selbst und zu viel Böses von Andern gesprochen. Das möchte noch hingehen, aber sie war überhaupt so gallsüchtig und zänkisch, daß keine Magd bei ihr aushalten konnte. Ihre Jünger selbst gestanden, man müsse einen guten Magen haben, um Alles zu verdauen. »Wenn diejenigen, die bei ihr wohnten, nicht recht starke Zähne gehabt hätten, um gewisse harte Rinden zu zermalmen, sie würden sie Tausendmal für Einmal im Stich gelassen haben.« Auch gab es unter allen ihren Jüngern nicht vier, die bei ihr bleiben mochten. Sie selbst beliebte diese ihre Gemüthsart eine bloße Liebe zur Gerechtigkeit zu nennen, behauptete, der Zorn sei eine Tugend und stützte sich auf die Beispiele der Apostel und Propheten. Einst machte sie ihren Freunden bittere Vorwürfe, daß sie einige Bauern, die ihr eine Kleinigkeit gestohlen hatten, nicht gerichtlich verfolgten, und als diese ihr vorstellten, sie hätten gefürchtet, ihrem eigenen Herzen wehe zu thun, wenn sie die Sache zu weit getrieben hätten, antwortete sie zornig: »Das sind nur Ausflüchte einer verdorbenen Natur, die jede Mühe scheut. Wie oft soll ich es wiederholen: man muß ohne

Digitized by Google

Barmherzigkeit das Böse hindern wo man kann.» Diese, allen Betschwestern eigene Gallsucht bekam ihr übrigens sehr wohl, denn sie war schon sechzig Jahr als man sie kaum für vierzig halten konnte, und nie gebrauchte sie eine Brille. In den Gegenden, wo sie gelebt hatte, hinterließ sie wenige oder gar keine Anhänger, aber nicht lange nach ihrem Tode breiteten sich ihre Lehren in Schottland aus, und es wird zu allen Zeiten Schwärmer geben, die aus ihren Schriften himmlische Weisheit zu schöpfen sich überreden werden. Habe ich doch selbst vor fünfzehn Jahren eine schöne, liebenswürdige, geistreiche Dame aus der großen Welt gekannt (die Gräfin S**), bei der ich Werke der Mll. de Bourignon auf dem Sofa fand, und die auf gutem Wege war, trotz meiner Spöttereien, eine vollkommene Proselytin zu werden. Dem Leser einen kurzen Begriff von Antoinettens Lehren zu geben, ist schwer, da sie, wie alle Inspirirte, sehr verworren schrieb. Um von der wahren Christlichkeit ganz durchdrungen zu werden, muß man, nach ihrer Meinung, unvernünftig sein, oder, welches auf Eins herauskommt, die Vernunft unterdrücken und blos von Gott sich erleuchten lassen. Das ist ihr, schon von vielen Mystikern aufgestellter Hauptgrundsatz.

Als ein Beispiel, welche Art von Erleuchtungen Gott ihr bisweilen zu Theil werden ließ, möge hier noch ihre Beschreibung des ersten Menschen stehen, wie er vor dem Sündenfall gewesen. »Sein Körper war reiner und durchsichtiger als Krystall, sehr leicht und gleichsam fliegend. In

Digitized by Google

den Adern dieses durchsichtigen Leibes sah man Ströme von Licht, die aus allen seinen Poren hervordrangen, auch Ströme von allerlei andern Flüssigkeiten von verschiedenen Farben, alle sehr lebhaft und transparent. Da floß nicht allein Wasser, sondern auch Milch, Feuer, Luft und mehr dergleichen. Wenn Adam seine Glieder bewegte, so ertönte ein liebliches Konzert. Er war größer als die heutigen Menschen, trug kurzes, geringeltes, schwärzliches Haar, auf seiner Oberlippe leichten Flaum.

Die Sibylle.

Der Ideensprung von Antoinette Bourignon auf die Sibylle ist sehr natürlich, denn sicher wäre Jene vor ein paar tausend Jahren eine Sibylle, und diese in unsern Zeiten eine Bourignon geworden. Es hat ein gewisser Peter Petit im Jahre 1686 ein Buch de Sibylla geschrieben, welches sehr interessante Untersuchungen über dieses räthselhafte Frauenzimmer enthält. Schon vor ihm hatten Manche den Gegenstand bearbeitet, bald als Kritiker, bald als Theologen und es war unter andern viel darüber gestritten worden, ob das Evangelium durch die Orakel der Sibylle bestätigt werde oder nicht. Petit war der Erste, der die Sibylle mit philosophisch-historischen Augen betrachtete. Da sein Buch lateinisch, folglich nicht für Jedermann lesbar ist, so liefert es mit Recht ein Blatt aus dem historischen

Digitized by Google

Herbarium für Clio's Blumenkörbchen. Es ist seltsam, daß in Ansehung der Zahl der Sibyllen eine so große Verschiedenheit der Angaben herrscht. Varro spricht von zehn, Suidas von vierzehn, Aelian hingegen nur von vier, Solinus und Ausonius nur von drei, Martianus Capella von zwei; endlich beweiset Petit, daß es doch nur eine Einzige gewesen ist, und zwar aus sehr vielen Stellen der Alten, wo nur von Einer geredet wird. Ganz bündig scheint dieser Beweis noch nicht, denn die Alten haben auch sehr oft von Einem Gott gesprochen und hatten doch viele Götter. Wir selbst reden gewöhnlich nur von Einem Teufel und glauben doch an Viele (zumal heutiges Tages). Es gäbe hier noch ein weites Feld für unsern gelehrten Böttiger. Alle sibylliniſchen Schriften sollen, nach Aussage des Lactantius, in griechischer Sprache gewesen sein, darum zweifelt Petit an der Existenz der Sibyllen von Phrygien, Babylon und Cumä, denn, sagt er, warum hätten sie griechisch prophezeit? warum nicht in ihrer Landessprache? — Uebrigens war der Name Sibylle nicht allen Prophetinnen gemeinschaftlich, wie viele Grammatiker behaupten, denn es gab eine Menge, durch Wahrsagergabe berühmte Frauenzimmer, die man nicht Sibyllen nannte. In der Folge wird die Frage untersucht: ob der Mensch von Natur die Gabe zu prophezeien besitze? — Plutarch hat es behauptet, denn, sagt er, die Seele hat klare Begriffe von dem, was nicht mehr da ist; warum könnte sie deren nicht auch haben von dem, was noch nicht da ist? —

Digitized by Google

Er beruft sich auf Beispiele von Menschen, die in ihrer Todesstunde zukünftige Dinge vorher gesagt und auf den Dunst, der aus der Delphischen Höhle stieg und zum Wahrsagen, gleichwie der Wein zu so manchen andern Dingen begeisterte. Petit widerlegt ihn, doch gibt er zu, daß man, um Prophet zu werden, an Leib und Seele ganz besonders organisirt sein müsse. Besonders, aber nicht vorzüglich, denn zur Delphischen Priesterin, zum Beispiel, wurde immer das unerfahrenste, einfältigste Mädchen erwählt, und man weiß ja überhaupt aus der Geschichte, daß die Propheten gewöhnlich keinen Ueberfluß an Geist besaßen. Der Dunst der Delphischen Höhle mag allerdings von großer, wenn gleich nicht von prophetischer Wirkung gewesen sein. Der Verfasser erzählt von einer italienischen Kirche, in welcher ein ganzes Jahr lang ein so seltsamer Dunst aufstieg, daß alle, die in dieser Kirche verweilten, von einem Zittern am ganzen Körper ergriffen wurden, und, wenn sie nicht schnell das Freie suchten, wider Willen tanzen und allerlei Verdrehungen machen mußten. Wenn solche Dünste die Einbildungskraft erwecken, so verschloß sich vielleicht Demokrit deshalb in Gräber und Euripides in eine Höhle der Insel Salamin. Der Verfasser, der den Geist seines Jahrhunderts nicht abzuschütteln vermag, untersucht auch sehr ernstlich, ob die Keuschheit der Sibylle dazu beigetragen, ihr die prophetische Gabe zu verleihen? — Der heil. Hieronymus zweifelt nicht daran, sondern versichert sehr bestimmt, die Gabe der Weissagung sei der

Digitized by Google

Sibylle als eine Belohnung der bewährten Jungfrauschaft zugestanden worden, unter deren Privilegien sie gehöre. Die Kabalisten lehrten dasselbe, und es gab sogar Leute, die sich einbildeten, der Stein der Weisen könne nur von keuschen Personen gefunden werden. (Ein schlimmes Zeugniß für die Keuschheit der Menschen, da noch Niemand ihn gefunden hat.) — Der Verfasser wendet ein, daß die berühmtesten jüdischen Propheten verheirathet waren. Die Delphische Priesterin mußte eine Jungfrau sein; man wählte sie Anfangs sehr jung und unter den Bäuerinnen, zum Beweis, daß schon damals die Sitten der Städter nicht im besten Rufe standen. In der Folge fand man doch besser, daß sie ein gewisses Alter habe. Es war ein seltsamer Widerspruch der Heiden, daß sie ihren Apoll nur von einer keuschen Jungfrau bedient wissen wollten, und doch zugleich die skandalösesten Liebesgeschichten von diesem Apoll erzählten, Abenteuer, die ihm gelungen oder mißlungen waren. Zu den letztern gehörte besonders auch der Versuch, seine eigene Sibylle zu verführen, der ihm nicht gelang, ob er ihr gleich das für ein Frauenzimmer lockendste Geschenk anbot, nämlich eine ewige Jugend. Sie wollte lieber eine alte Jungfer werden, und viele Jahrhunderte hindurch einen langen Bart tragen. Petit behauptet, die Sibylle sei von Erythrea in Jonien gebürtig gewesen, oder habe zum mindesten sich lange dort aufgehalten, denn er führt alle die übrigen Sibyllen auf die Eine zurück, welche man Eriphyle oder die Erythreische nannte. Ihr langes

Digitized by Google

Leben und ihre vielen Reisen hält er für die Ursache, daß man mehrere Personen aus ihr gemacht. Hier wäre also gerade das Gegentheil von dem geschehen, was dem Thebanischen Herkules widerfuhr, dem die Griechen alles zuschrieben, was fünf oder sechs andere Helden gethan hatten. Plinius und andere erzählen bekanntlich, die sibyllinischen Bücher wären zur Zeit des ältern Tarquinius nach Rom gebracht, oder von diesem nur zum Theil gekauft worden, weil die Verkäuferin derselben, ein altes Weib, zwei Drittel davon verbrannte. Aber es wird so verschieden berichtet, daß Petit den ganzen Bericht ohne Bedenken für eine Fabel erklärt. Viel Unterhaltendes tischt er uns über die Grotten der Sibylle auf, und kommt bei der Gelegenheit auf die Höhle der Nymphen, die vom Homer so schön beschrieben worden, und die, wenn man dem Porphyrius glaubt, ein mystisches Räthsel in sich schließt. Dann spricht er von dem, was die Sibylle von ihrer Natur und ihrem Tode zu sagen pflegte. Sie rühmt sich im Pausanias einer Mittelnatur zwischen Göttern und Menschen, und im Plutarch: daß der Tod ihr die Gabe der Weissagung nicht rauben, sondern daß die Sibylle nur in das Gesicht verwandelt werde, welches wir auf der Mondscheibe erblicken. Ihr Geist, in Luft aufgelöst, werde, sammt ihren Prophezeiungen, sich überall verbreiten, und aus ihrem Körper würden Kräuter hervorwachsen, die, von Opferthieren verzehrt, den Eingeweiden derselben prophetische Kennzeichen einprägen würden. Das ging in Erfüllung, denn ein

Digitized by Google

gewisser Thespesius (beim Plutarch) hörte die Sibylle von ihrem Throne im Monde herab den Tod des Vespasian verkünden. Justin hat uns eine schöne Beschreibung von der Sibyllenhöhle hinterlassen, die man ihm zu Cumä zeigte, wo er auch ihr Grab gesehen haben will. Dieses Grab fand man aber auch in der Gegend von Troja, und es ging damit, wie mit unsern heutigen Reliquien, von welchen es oft so viele Exemplare gibt. Im dritten Buche seines Werks spricht Petit von der Verschiedenheit in den Weissagungen der Sibylle und andern Propheten. Sie war weder an Zeit noch Ort, noch an gewisse Gegenstände gebunden, sie umfaßte alle Jahrhunderte; da hingegen die Delphische Priesterin Apoll's gute Laune abwarten mußte, um sich auf ihren Dreifuß über die Dunsthöhle zu setzen; auch hatten ihre Prophezeiungen gewöhnlich nichts Allgemeines zum Gegenstande, wie die der Sibylle, welche unter andern die verschiedenen Weltalter nach Abstufung der Metalle, auch einen allgemeinen Erdbrand prophezeite. Sie wurde von den Römern weit höher geachtet, als von den kleinen griechischen Republiken, auch hat uns Plutarch ein Paar ihrer berühmten Weissagungen, die Römer betreffend, aufbehalten. Die Verse, die unter ihrem Namen herumliefen, werden von Vielen für untergeschoben gehalten, von dem Verfasser nicht, der es dem Cicero nicht zugeben will, daß ein Mensch, der Verse in Silbenmaßen drechselt, unmöglich besessen sein könne, denn — der Teufel ist mächtig. Es gab sibyllinische Prophezeiungen, die man sorgfältig

Digitized by Google

verbarg, und andere, deren Sammlung wir noch besitzen, die aber ohne Zweifel untergeschoben sind, besonders alle die, in welchen von Christus die Rede ist; denn selbst der heilige Augustin gesteht, daß diese von Christen geschmiedet worden.

So weit Petit. Neuere haben ihm oft widersprochen. Sie sagen, man müsse alle Zeugnisse des Alterthums umstoßen, wenn man nicht zugeben wolle, daß es mehrere Sibyllen gegeben. Plato nennt die Pythya, die Priesterinnen von Dodona, und die Sibylle. Diodor von Sicilien sagt, Daphne, die Tochter des Tiresias, sei in der Wahrsagerkunst eben so erfahren gewesen als ihr Vater, habe zu Delphos viele Orakel gegeben und sei Sibylle genannt worden. Strabo erwähnt der erythreischen Sibylle, und noch einer andern, Athenais, welche zu Alexander's Zeiten gelebt haben soll. Er spricht auch von einer noch ältern. Pausanias erzählt lang und breit von der Sibylle Erophile, die vor der Belagerung von Troja lebte. Auch Aristoteles, der die prophetische Begeisterung für eine Gattung des Wahnsinns erklärt, nennt Bacis und die Sibylle. Man könnte noch zwanzig Zeugen hinzufügen, Varro, Cicero, Virgil, Plinius u. s. w. Am leichtesten würden die verschiedenen Meinungen sich vereinigen lassen, wenn man, wie Heraclit den Plutarch citirt, annehmen dürfte, daß die Sibylle tausend Jahre gelebt habe. Zu den Zeiten des Aeneas soll die Sibylle von Cumä schon sieben hundert

Digitized by Google

Jahre alt gewesen sein, und doch erst in ihren besten Jahren, denn sie hatte noch drei Jahrhunderte vor sich. Da konnte sie freilich in verschiedenen Ländern gewohnt haben, unter verschiedenen Geschlechtern gewandelt sein, und ihren Namen sehr oft verwechselt haben. Doch was kümmert uns diese ganze Untersuchung? Genug, durch den Namen Sibylle bezeichnete man Weiber, die, ohne Priesterinnen zu sein, oder einem gewissen Orakel anzugehören, sich für begeistert ausgaben und die Zukunft vorher sagten. Diese Prophezeiungen sammelte man. Keusch waren die Sibyllen nicht immer; wenigstens gab es eine sehr berühmte, die stolz darauf war, eine große Menge Liebhaber gehabt zu haben und doch nie verheirathet gewesen zu sein. Mille mihi lecti, connubia nulla fuere. Das alte Weib, welches dem Tarquin die neun sibyllinischen Bücher brachte, soll wie ein Schatten verschwunden sein. Man hielt sie selbst für die Sibylle, man versammelte die Auguren, brachte den Schatz in den Tempel des capitolinischen Jupiter, machte neue Priester, um ihn zu bewachen, und glaubte in allem Ernst, sie enthielten Roms künftige Schicksale. Indessen verbrannten sie doch in dem großen Brande des Capitols, im Jahre 671, unter der Dictatur des Sulla. Allein man eilte den Verlust zu ersetzen, man sammelte die Prophezeiungen auf's Neue zu Erythrea und wo man sonst deren finden konnte. Augustus verschloß sie in einem vergoldeten Kasten, den er unter einem von ihm erbauten Tempel des Apollo verwahrte. Dort blieben

Digitized by Google

diese Bücher bis zur Zeit des Honorius, vier hundert fünf Jahre nach Christi Geburt, wo, der Sage nach, dieser Kaiser dem Stilicho befahl, sie in's Feuer zu werfen. Zu allen Zeiten, in allen Ländern, haben die Menschen begierig die Zukunft zu erforschen gesucht. Griechen und Römer kannten lange kein anderes Mittel hiezu, als den Flug der Vögel und die Eingeweide der Thiere. Selbst die klügsten und muthigsten Männer fühlten die Macht der religiösen Eindrücke ihrer Erziehung. Julius Cäsar war doch gewiß ein Mann von Geistesgröße, und doch — als er einst mit dem Wagen umgeworfen hatte — stieg er nie wieder hinein, ohne vorher gewisse Worte zu murmeln, von welchen man glaubte, sie könnten einen solchen Zufall verhüten. Plinius, der das erzählt, fügt hinzu, daß zu seiner Zeit Jedermann sich dieser Worte bediente. Zu den Zeiten des Homer und Hesiod kannte man die redenden Orakel noch nicht. Das zu Delphos war das erste dieser Art, es gab aber seine Orakelsprüche nur Einmal im Jahre, nämlich am siebenten des Monats Busios, ein Gebrauch der sich lange erhielt. Da sammelte man, zur Bequemlichkeit derer, die nicht so lange warten wollten, schriftliche Weissagungen, die, gleich den Orakeln, aus dunkeln, zweideutigen Phrasen bestanden. Sogleich entstand auch ein neuer Erwerbszweig; es gab nämlich Chresmologen, Ausleger jener Sprüche. Die Alten sprachen von drei solchen Sammlungen, der des Musäus, der des Bacis und der der Sibylle, welche Letztere zwar

Digitized by Google

von den Griechen geringer geschätzt wurden, als von den Römern, aber doch den Athenienſern ſehr bekannt geweſen ſein müſſen, weil Ariſtophanes in zwei ſeiner, uns noch übrigen, Komödien darüber ſpottet. Die beiden Magiſtratsperſonen oder Prieſter, welche, auf Tarquin's Anordnung, die ſibylliniſchen Bücher bewahrten, durften ſie nicht befragen ohne des Königs, und in der Folge ohne des Senats Befehl. Sie verwalteten dieſes Amt lebenslänglich und es war mit großen Vorzügen verbunden. Als, drei hundert ſechs und ſechzig Jahre vor Chriſti Geburt, den Plebejern gleiche Rechte mit den Patriciern zugeſtanden wurden, vermehrte man die Zahl dieſer Ausleger der Schickſale der Nation (wie Decius beim Livius ſie nennt) bis auf zehn, und in der Folge bis auf fünfzehn. Sie allein durften die Bücher leſen, ihr Bericht galt, ohne weitere Unterſuchung, für wahr und der Senat baute ſeine Maßregeln darauf. Man befragte jedoch die Bücher nur in Fällen, wo eben bedenkliche Anzeigen die Gemüther beunruhigten, oder die Republik von einer Gefahr bedroht wurde. Die Antwort war gewöhnlich, man müſſe, um die Götter zu beſänftigen, dieſes oder jenes neue Feſt veranſtalten, oder alten Feſten neue Ceremonien beifügen u. ſ. w. Zuweilen begehrten die Ausleger ſogar Menſchenopfer, wie davon in den erſten beiden puniſchen Kriegen Beiſpiele vorkommen. Unter andern hatte man in den ſibylliniſchen Büchern auch geleſen, daß die Gallier und die Griechen ſich Roms bemächtigen würden. Um dem vorzu-

Digitized by Google

beugen, und doch den Spruch zu erfüllen, mußten auf einem öffentlichen Platze ein Mann und ein Weib von diesen Nationen lebendig begraben werden, und nun hieß es, sie hätten Besitz von der Stadt genommen. Auf eine so kindische Weise unterhandelte man mit den Göttern, die sich aber nicht täuschen ließen, denn die Gallier haben dennoch auf eine ganz andere Art von Rom Besitz genommen.

Augustus ließ alle Prophezeiungen, sowohl griechische als lateinische, die sich in den Händen von Privatleuten befanden, sorgfältig zusammen treiben, damit nicht etwa Mißvergnügte sie mißbrauchen könnten, um seine Herrschaft zu erschüttern. Es sollen deren bei zwei tausend Bände gewesen sein, die man sämmtlich verbrannte, die sibyllinischen Verse ausgenommen, die doch auch zuvor einer neuen Revision unterworfen wurden. Da das zu Zeiten des Sulla geschriebene Exemplar alt und unscheinbar zu werden begann, so veranstaltete Augustus durch die fünfzehn Männer eine neue Abschrift, und um dieser ein ehrwürdiges, altes Ansehen zu geben, schrieb man sie auf eine zubereitete Leinwand, deren man sich bediente, ehe das egyptische Papier bekannt, und das Pergament zu Pergamus erfunden wurde. Vopiscus erzählt einen merkwürdigen Fall, wo die sibyllinischen Bücher, auf Befehl des Kaisers Aurelian, um Rath gefragt wurden, zwei hundert siebzig Jahre nach Christi Geburt. Die Markomannen bedrohten damals Rom. Da schrieb der Kaiser

Digitized by Google

an den Senat, er wundere sich, wie sie so lange zögern könnten, bei jenen Büchern sich Raths zu erholen; es schiene ja fast, daß sie nicht in dem Tempel aller Götter, sondern in einer christlichen Kirche ihre Sitzungen hielten. Der Senat befahl darauf den sibyllinischen Priestern, sich zu reinigen, heilige Gewänder anzulegen, in den Tempel zu steigen, dessen Lorbeerzweige zu erneuern, dann die Bücher mit geweihten Händen zu eröffnen und das Schicksal des Reichs zu erforschen. Es geschah, und das Resultat war, daß man singende Prozessionen um Stadt und Felder anstellte. Der Kaiser hatte sich erboten, zu den Opfern beizutragen, selbst, wenn es sein müßte, Gefangene aller Nationen; ein neuer Beweis, daß, trotz der kaiserlichen Edicte, man sich berechtigt hielt, in außerordentlichen Fällen Menschen zu opfern. Zu den Zeiten der ersten christlichen Kaiser wurde der Tempel des Apollo noch nicht der sibyllinischen Bücher beraubt. Sie befanden sich noch dort unter Julian, der sie, im Jahre 363, wegen seines Zuges gegen die Perser um Rath fragte. Aber im März dieses Jahres verbrannte der Tempel des Apollo; man rettete seinen kostbarsten Schatz, die Bücher, mit vieler Mühe, und sonder Zweifel vertraute man ihn einem andern Tempel, denn als Alarich 403 in Italien einfiel, wurden unter Honorius die Bücher befragt. Wenn also Stilicho sie nachher in's Feuer warf, so kann das nicht früher als im Jahre 406 oder 407 geschehen sein. Wer weiß aber auch, ob es jemals geschehen ist, denn man hat keinen an-

Digitized by Google

dern Bürgen dafür, als den Rutilius Numatianus, ein Dichter, der ein eifriger Heide war, und der den Stilicho in Einem Athem beschuldigte, er habe die Barbaren in's Land gerufen, und den Umsturz des Reichs beabsichtigt, indem er, durch Vernichtung der sibylliniſchen Verse, ihm das Pfand seiner ewigen Dauer geraubt habe. Das Erstere war nicht wahr, folglich kann auch das Letztere eine Verleumdung sein, und wer weiß, ob nicht bei den häufigen Nachgrabungen, die jetzt zu Rom geschehen, man diese berühmten Bücher wieder finden wird, die sonder Zweifel sogleich tausend Federn in Bewegung setzen, aber sonst zu nichts auf der Welt nützen würden.

Es gab noch andere sibylliniſche Verse in acht Büchern, die aber augenscheinlich im zweiten Jahrhundert nach Christus durch frommen Betrug einiger platoniſchen Christen entstanden sind. Die Sibylle von Cumä pflegte, nach Virgil's Erzählungen, ihre Orakel auf Baumblätter zu schreiben, und vor ihrer Höhle ein Blatt neben das andere zu legen. Man mußte sehr geschickt, oder doch sehr schnell sein, um die Blätter in derselben Ordnung aufzusammeln, denn das geringste Lüftchen konnte einige Blätter verwehen, und wenn das geschah, so war Alles verloren, denn sie gab sich nicht die Mühe, zum zweiten Mal zu antworten. Die erythreiſche Sibylle, die berühmteste von Allen, die sich bald Gemahlin, bald Schwester, bald Tochter des Apollo nannte, wurde in den trojaniſchen Gefilden im Haine dieſes Gottes begraben, und eine Marmorsäule

Digitized by Google

trug folgende Inschrift: »Ich bin die berühmte Sibylle, die Apollo zum Dolmetscher seiner Orakelsprüche wählte, vormals eine beredte Jungfrau, jetzt stumm unter diesem Marmor und zu ewigem Schweigen verdammt. Dennoch, durch die Gunst der Götter, ist mir die süße Gesellschaft des Merkur und der Nymphen, meiner Gespielinnen, vergönnt.« Wie waren denn nun eigentlich die Prophezeiungen der Sibyllen abgefaßt? — Von der ersten, verbrannten Sammlung wissen wir gar nichts mehr. Die zweite ist uns, durch Varro, ein wenig besser bekannt. Sie enthielt Anfangs nicht mehr als eintausend Verse, vielleicht noch weniger, nachdem Augustus eine Revision damit vorgenommen. Sie mußten ganz nothwendig aus lauter Akrostichen bestehen, das heißt: die Buchstaben, aus welchen der erste Vers bestanden, mußten in derselben Ordnung zu Anfang jeder folgenden Zeile wiederholt sein, so, daß am Ende alle diese Anfangsbuchstaben wieder den ersten Vers bildeten. Fanden sich andere Zeilen dazwischen, so galten sie für untergeschoben.

Diese dunkeln Prophezeiungen bestimmten weder Zeit noch Ort, daher schon Cicero sagte, sie hätten auf Alles gepaßt. Plutarch hat uns, im Leben des Demosthenes, Eins dieser Orakel aufbewahrt, welches bei Gelegenheit der Schlacht bei Chäronea gegeben worden war und die Athenienser in große Unruhe versetzte. Es lautete wie folgt:

»Könnte ich von der Schlacht von Thermodon mich entfernen, und, gleich einem Adler, aus den Wolken

Digitized by Google

dem Treffen zuſehen, wo der Ueberwundene weinen und der Sieger ſeinen Untergang finden wird.“ Es war ſehr ſchwer, dies Orakel auf die verlorne Schlacht bei Chäronea anzuwenden, denn man mußte erſtens ein Thermodon in der Nähe des Schlachtfelds finden, und Plutarch, der doch ſelbſt von Chäronea gebürtig war, geſteht, daß in der ganzen Gegend kein Bach noch Fluß dieſes Namens befindlich ſei. Zweitens fand der Sieger ſeinen Untergang nicht in dieſer Schlacht, und wurde nicht einmal verwundet. Da bekanntlich die Politik keine Art von Mitteln verſchmäht, ſo wurden auch die ſibylliniſchen Prophezeiungen oft gemißbraucht, um irgend ein Verbrechen zu beſchönigen. P. Lentulus Sura, Eins der Häupter der catilinariſchen Verſchwörung, ſchmiedete ſelbſt eine Weiſſagung, die er der Sibylle unterſchob. Nach dem Inhalt derſelben ſollten drei Sprößlinge aus der corneliſchen Familie die höchſte Gewalt in Rom erringen. Sulla und Cinna, die beide aus dieſer Familie abſtammten, hatten bereits einen Theil der Prophezeiung wahr gemacht, und wer weiß, ob es nicht dem dritten Sprößling, Lentulus, gelungen wäre, eine ähnliche Rolle zu ſpielen, wenn nicht Cicero's Vorſicht dieſesmal das Orakel zu Schanden gemacht hätte. Als Pompejus den König von Egypten, Ptolemäus Auletes, wieder in ſein Reich einſetzen wollte, brachten ſeine Widerſacher eine ſibylliniſche Weisſagung zum Vorſchein, Kraft deren die Römer einem Könige von Egypten, der ſie um Hilfe anſpreche, zwar beiſtehen möchten, aber ohne

Digitized by Google

Truppen. Cicero, der sehr wohl merkte, woher das Orakel kam, fand doch besser Täuschung mit Täuschung zu vergelten, als es anzutasten. Er ließ dem Statthalter von Afrika befehlen, in Egypten einzurücken. Als Julius Cäsar, unter dem Titel eines Diktators, die höchste Gewalt in Rom usurpirt hatte, und seine Freunde ihn zum Könige machen wollten, verbreiteten sie ein Orakel der Sibylle, nach welchem nur ein König von Rom die Parther besiegen konnte. Der Plan war seiner Ausführung nahe, und der Senat unterzeichnete schon das Dekret, aber an demselben Tage, an welchem Cäsar ermordet wurde. Die Mode, Prophezeiungen zu schmieden, wurde nach und nach so häufig, daß Tiber, fürchtend, man könne deren auch gegen ihn verbreiten, allen Privatleuten ihre Sammlungen wegnahm. Die Orakel gehören also unter die ältesten konfiszirten Bücher. Zum Schluß noch eine Bemerkung: Es ist bei weitem nicht so sonderbar, daß die Römer an diese Albernheiten glaubten, (denn das gebot ihre Religion), als daß noch im vorigen Jahrhundert die Theologen darüber stritten, ob die Orakel übernatürlich gewesen oder nicht? — Die Meisten behaupteten das Erstere und schrieben sie dem Teufel zu.

Digitized by Google

Vornehme Klatschereien.

(Originalbriefe von J. B. Rousseau an den Grafen Bonneval, die Sache betreffend, welche den Letztern zwang, in die Türkei zu flüchten.)

Diese Briefe, die sowohl in Rücksicht der Personen, von welchen sie geschrieben worden, als auch in Rücksicht der Sache, von welcher sie handeln, ein hohes Interesse haben, blieben, nach Rousseau's Tode, in den Händen eines alten Bedienten, der, aus Erkenntlichkeit für ein Amt, welches ihm der Vicomte de Saudrouins in Brüssel verschaffte, sie diesem einhändigte. Durch den Sohn des Vicomte, den Kammerherrn des Prinzen von Lothringen, bekam sie der Herr de la Place, der sie, in seinen pièces intéressantes pour servir à l'histoire, zum ersten Male abdrucken ließ, und dann die Originale in der königlichen Bibliothek niederlegte. So viel zur Einleitung.

1. Rousseau an den Grafen D***. Brüssel den 27. November 1723. Ich habe meine Antwort auf Ihr geehrtes Schreiben verzögert, weil ich immer hoffte, Ihnen die Ankunft des Grafen Bonneval melden zu können, die ich täglich erwarte. Auch sein Bruder erwartet ihn mit Ungeduld und will, nachdem er einen Prozeß gegen ihn verloren, ihm nun seinen Sohn anvertrauen. Ich weiß nicht, ob diese späte brüderliche Zuneigung unsern Freund bewegen wird, irgend einen schlechten Vergleich einzugehen. So weit ich ihn kenne, wäre er dessen wohl fähig.

Digitized by Google

wenn nicht die Familie Biron ihn gegen seine hundische Güte (contre la bonté de son chien de coeur) standhaft erhält. (In diesem Briefe kommt nichts weiter von Bonneval vor; ich übergehe daher das Uebrige.)

2. Rousseau an denselben, den 10. März 1724. — — — Ich habe hier viele Freunde, brave Leute, aber nicht sehr umgänglich. Zum Ersatz hat mir Gott den Grafen Bonneval gesandt. Ich bringe zwölf Stunden vom Tage mit ihm zu, ohne es gewahr zu werden. Er hat jetzt ein sehr gutes Haus, welches er nicht verläßt, weil Jedermann zu ihm kommt, sogar der Herr Plenipotentiaire, und dessen Familie — (der Marquis de Prié, Statthalter des Kaisers), dessen Besuche den Grafen eben nicht sehr ergetzen, da er, gleich mir, gewohnt ist, die Leute nach ihrem innern Werth und nicht nach ihren Titeln zu schätzen u. s. w.

3. An denselben vom Grafen Bonneval. Brüssel den 17. August 1724. Ich muß Ihnen, lieber Cousin, meine Händel und den tiefen Unwillen beichten, der gegen das Haus Prié mich ergriffen, da Rousseau Ihnen bereits einen Wink davon gegeben, und ich nicht Lust habe, während des vom Papste verwilligten Jubiläums, mir einen Ablaß zu den Füßen eines Mönchs zu holen. Es ist nicht möglich, infamere Verleumdungen gegen die junge Königin von Spanien zu verbreiten, als die Frau Marquise de Prié und ihre Tochter, die Gräfin d'Aspremont in gewissen Gesellschaften, bei der Tafel, beim Spieltisch und unter vier

Digitized by Google

Augen sich erlauben, meistens in Gegenwart des Marquis de Prié, der, weit entfernt, die Unverschämtheit seiner Frau und Tochter zu zügeln, wohl noch frostige Späßchen und boshafte Anwendungen über den Ruf unserer Prinzessin hinzufügt. Da seit fünf oder sechs Tagen mir diese Klatschereien täglich zu Ohren kommen, so wollte mir schon oft die Galle überlaufen; indessen hielt ich doch immer noch an mich, hoffend, das Geschwätz werde von selbst verhallen. Aber es sind eine Menge Engländer, Holländer und Deutsche hier und die Verleumdungen haben sich bereits in den Niederlanden so allgemein verbreitet, daß ein gewisser Hauptmann Olisi mir neulich sagte, man spreche zu Gent von nichts Anderm und sein ehrlicher Gastwirth erzählte sie ihm sogar gleich bei seiner Ankunft. Dasselbe sagte mir der Prinz von Nassau, als er neulich Abschied von mir nahm. Kurz, aus Furcht zu platzen, mußte ich endlich ausbrechen, es entstehe daraus was da wolle. Ich schicke Ihnen hier eine Abschrift von dem, was ich in Brüssel bekannt gemacht. Zwanzig solcher Abschriften laufen in der Stadt herum, da ich sie gestern Abend in der bei mir anwesenden Gesellschaft ausgetheilt habe. Sie werden sagen, ich sei ein Narr? — Aber Sie sollen wissen, daß ich schon in Deutschland einem preußischen General eine derbe Ohrfeige auf sein breites Gesicht gab, weil er sich unterstand, bei dem Herzoge von Gotha in meiner Gegenwart zu sagen: unser guter alter König Ludwig XIV. sei ein J**f**, und daß ich durch diese Händel, die ich ziemlich glücklich been-

Digitized by Google

digte, von ähnlichen nicht abgeschreckt worden bin. Da nun einmal das Faß angezapft ist, so will ich es auch bis auf den letzten Tropfen leeren und nimmer dulden, daß da, wo ich bin, die Ehre unsers königlichen Blutes angetastet werde. Alles, was zwischen mir und dem Hause Prié seit vier und zwanzig Stunden vorgefallen, ist so weltkundig, daß ich nicht mehr zurück treten kann, auch nicht die mindeste Lust dazu habe. Man soll bekennen, von wem man die Neuigkeiten erfahren? oder ob man sie selbst geschmiedet hat? Die Urheber müssen gezüchtigt werden, sonst bliebe der Ehre der jungen Königin eine böse Narbe, und eine so niederträchtige, allgemein verbreitete Verleumdung kann nur durch eine derbe Züchtigung ihrer Urheber wieder ausgelöscht werden.

Bedenken Sie, lieber Cousin, daß es nicht allein meine Pflicht ist, die Ehre unsers königlichen Blutes gegen Jedermann zu vertheidigen, sondern daß ich auch sogar, durch die Häuser Foix und Albret, demselben verwandt bin. Unser großer Heinrich selbst hat das bezeugt in einem Schreiben an das Parlament von Pau, welches sich in den Händen meines Stiefvaters befindet. Er empfiehlt darin mit Wärme die Sache seines Cousin, des Herzogs von Biron, den er seinen nahen Verwandten durch das Haus Bonneval nennt. Ich wiederhole Ihnen die eigenen Worte dieses großen Monarchen, nicht aus Eitelkeit, sondern um Ihnen zu zeigen, daß die Ehre meiner Familie mich zu Allem, was ich gethan habe, be-

Digitized by Google

rechtigte. Sollte man zu Wien es übel deuten, weil ich in kaiserlichen Diensten stehe, so kann man es doch einem Verwandten der Königin von Spanien nicht verargen, obschon ich dieser ehrenvollen Ausflucht mich nur im höchsten Nothfall bedienen werde. Hätte ich vollends die Erlaubniß dazu von Sr. Hoheit dem Herzog, so wollte ich dem Sch— von Piemonteser noch ganz anders zusetzen. Es wird überhaupt sehr gut sein, den Fremden auf diese Weise ein wenig mehr Respekt für unser königliches Geblüt einzuflößen, denn die Holländer und Deutschen schwatzen bisweilen sehr frech. Ich bin u. s. w.

4. Oeffentliche Erklärung des Grafen Bonneval, die Verleumdungen gegen die Königin von Spanien betreffend. Die Marquise von Prié und ihre Tochter, die Gräfin d'Aspremont, haben in ihrem Hause, in Gesellschaft und in Gegenwart des Marquis de Prié, Progubernators der österreichischen Niederlande, Gemahls der obgenannten Marquise, gesagt und wiederholt: sie hätten Briefe, welche berichteten, daß ein gewisser Marquis des Caux, ein Flamänder, in Madrid ermordet worden, weil man ihn bei Nacht bei der Königin gefunden, und das sei die die Ursache der Ungnade, in welche diese junge Fürstin bei ihren Gemahl und Schwiegervater gefallen. Diese Reden sind dem Grafen Bonneval, General von der Infanterie in kaiserlichen Diensten, zu Ohren gekommen, der in ganz Brüssel bekannt gemacht

Digitized by Google

hat, daß Alle diejenigen, die sich dergleichen Geschwätz erlauben, Schurken sind, und die Weiber Huren, welche verdienten, daß man ihnen das Kleid am Hintern wegschnitte, weil es Niemanden gebührt, den Ruf einer so großen Prinzessin anzutasten. Der Graf Bonneval nimmt kein Haus und keinen Menschen in ganz Brüssel davon aus, wäre es auch der Marquis de Prié selbst, oder seine Frau oder seine Tochter, ob er gleich kaiserlicher Progubernator der österreichischen Niederlande ist; wofern er nicht unwiderlegliche Beweise von dem beibringt, was so öffentlich und schamlos verbreitet worden.

5. Rousseau an denselben, den 18. August 1724. Es sind hier Dinge vorgegangen, die ernsthafte Folgen haben können. Vor sechs Tagen erhielt die Gräfin d'Aspremont Briefe mit der Nachricht, daß Einer ihrer alten Bekannten, der Marquis des Eaux, in Spanien ermordet worden. Diese Nachricht war ohne alle weitere Anmerkungen und Vermuthungen mitgetheilt worden. Allein am andern Tage beliebte es der Frau Marquise de Prié in einer Assemblee zu erzählen, dieser Mord sei die Folge einer Galanterie zwischen dem Marquis und der Königin von Spanien; er sei gewarnt worden, habe nicht darauf geachtet, und so habe man ihm einen Dolch in die Brust gestoßen, und zwar in demselben Palaste, wohin die Königin verwiesen worden. Der Rheingraf, der gegenwärtig war, hinterbrachte die Geschichte ganz warm dem Grafen Bonneval, der sie als eine Impertinenz betrach-

Digitized by Google

tete, die, weil sie von selbst fallen würde, nicht verdiene, daß man sie aufmutze. Am andern Morgen erzählte ihm Graf Lanoy dasselbe. Dieser hatte der Marquise geantwortet, sie solle doch nicht glauben, daß das Bett einer Königin von Spanien eben so zugänglich sei, als das einer Madame d'Aspremont.

Dennoch erfuhren wir Abends, daß Frau von Prié während der ganzen Mittagstafel von nichts Anderm gesprochen; eben so hatte sie am andern Morgen wiederum den Prinzen von Nassau unterhalten, und sogar hinzugefügt, es wundere sie am meisten, daß ein so schöner Mann wie der Marquis des Eaux, sich in ein kleines Ungeheuer habe verlieben können, das der Auswurf des menschlichen Geschlechts sei. Nun wurde Bonneval hitzig. Noch hielt er an sich; als aber Abends die ganze Stadt voll von dem Mährchen war, so glaubte er als ein geborner Franzose, die Unverschämtheit nicht länger dulden zu dürfen, und erklärte laut, in der Assemblee, welche zweimal wöchentlich bei ihm gehalten wird, die Urheber dieser Klatscherei, im Fall es Männer wären, für Schurken, fügte auch hinzu, daß man nur in einem Bordell so unverschämt von einer französischen Prinzessin und Königin von Spanien reden könne. Er bat alle seine Freunde, diese Erklärung von seinetwegen in allen Häusern zu wiederholen, und da er viele Freunde hat, so ist kein Zweifel, daß sie bald genug an die Behörde, der es gilt, gelangen wird. Da aber doch sehr ernsthafte Weitläufigkeiten daraus entstehen

Digitized by Google

können, so hat er für gut gehalten, seinem Gegner zuvorzukommen und den Wiener Hof von der ganzen Sache zu unterrichten. Gewiß wird man dort das Abscheuliche jener schamlosen Klatscherei empfinden und Genugthuung dafür geben, wenn es der Mühe verlohnte sie zu begehren. Ich habe für Pflicht gehalten, Ihnen den ganzen Vorfall zu berichten, damit, wenn der französische Hof Nachricht davon erhält, Sie im Stande sein mögen, Ihren Freund und Verwandten zu vertheidigen, wie er es verdient. Ich zweifle nicht, daß man in andern Ländern ihm gleiche Gerechtigkeit werde widerfahren lassen. In einem andern Brief vom 22. August, wiederholt Bonneval seine Erzählung, und fügt noch einige Umstände hinzu. Die Gräfin d'Aspremont sollte vor ihrer Witwenschaft in vertrauten Verhältnissen mit dem ermordeten Marquis gelebt haben. Den Brief hatte sie von einer Prinzessin von Hohenzollern, Stiftsdame zu Metternich, empfangen, welche diese Neuigkeit wiederum von einer andern Stiftsdame erfahren hatte, deren Bruder sich in Spanien befand. Der Leichnam des Marquis des Eaux sollte aus den Fenstern geworfen worden sein u. s. w. Das drolligste von der ganzen Geschichte, fährt er fort, ist, daß die Stiftsdame, an die man deshalb einen Kourier geschickt hatte, erklärte: »sie wisse nicht, was man von ihr wolle, sie habe seit fünf Monaten keinen Brief aus Spanien erhalten.« Die ganze Geschichte ist ein neuer Beweis, daß nichts so bos-
ft ist, als die Narren, und nichts so närrisch als die
shaften.

Digitized by Google

6. Schreiben eines Ungenannten (L. C. du C.) an Milain, ersten Sekretär des Herzogs von Bourbon, den 23. August 1724. Meist Wiederholung; doch ist zu merken, daß der Schreiber, der zwar von Bonneval sagt, er habe geglaubt, den Don Quixote spielen zu müssen, doch auch gesteht, die Marquise de Prié und ihre Tochter wären Beide (unter uns gesagt) große H**, und der Ruf der Redlichkeit des Herrn Marquis de Prié rieche nicht wie Balsam. In einer Nachschrift fügt er hinzu: Weder der spanische Hof, noch das Haus Orleans haben sich gerührt, um Bonneval zu schützen, obgleich sein Schwiegervater, der Herzog von Biron, und mehrere große Herren Alles deshalb in Bewegung gesetzt haben. Dem widerspricht Bonneval selbst im folgenden Briefe, in dem er berichtet, daß die spanischen Minister auf dem Kongresse zu Cambray, der damals gehalten wurde, Feuer und Flammen gegen den Marquis de Prié gespien haben.

7. Rousseau an den Grafen D***, den 31. August. — — Die Sache macht großen Lärm und wird dessen vermuthlich noch mehr machen. Die piemontesische Excellenz ist ohnehin in Wien nicht gut angeschrieben. Graf Bonneval hat an den Kaiser selbst geschrieben, und ihm die Zeugnisse aller derjenigen übersandt, welche die Verleumdung mit angehört haben. 8. Aus Wien, wohin Rousseau nunmehr gegangen war, schrieb er Folgendes an denselben: »Ich hoffe, daß die Sache des Gra-

Digitized by Google

sen Bonneval zu dessen Zufriedenheit endigen werde, denn Herr von Prié (welcher den Grafen indessen hatte verhaften lassen) hat seine Sache nur noch verschlimmert, und wenn auch unser Freund wegen seiner Lebhaftigkeit getadelt werden sollte, so wird man doch den Herrn Progubernator noch weit mehr tadeln, weil er sich unterfangen, eigenmächtig eine nur bedingungsweise zugefügte Injurie durch solche Personal-Injurien an einem Manne vom Range des Grafen Bonneval zu rächen. Man ist ohnehin jetzt damit beschäftigt, seine ganze Administration sehr streng prüfen zu lassen, und zwar durch Leute, die ihn nicht schonen werden.

9. Graf Bonneval an den Grafen D***. Vom Schloße Auvers (wo er gefangen saß), den 29. September 1724. — — Ich bitte den Herzog von Biron, meinen lieben Cousin, Ihnen alles das mitzutheilen, was ich in meiner Sache an den Kaiser und an den Hofkriegsrath gesandt habe. Ich bin schlau genug gewesen, die Sache dem Prinzen Eugen aus den Pfoten (pottes) zu spielen, denn es beliebte mir nicht, mich von ihm necken zu lassen (turlupiner) um seiner Günstlinge willen, die gewöhnlich die größten Schurken im ganzen türkischen und römischen Reiche sind. Ich kann Ihnen auch sagen, daß der Kaiser sich im Vertrauen für mich erklärt hat, und mir solches durch den Prinzen von Cardonna melden läßt, der mich anspornt, den schlechten Kerl in die Enge zu treiben (à pousser le vilain). Erzählen Sie Alles dem

Digitized by Google

Herzog von Brancas, meinem Freunde, und sagen Sie ihm, er könne meinetwegen ganz ruhig sein.

10. Allein Bonneval hatte doch zu viel auf seine gerechte Sache vertraut, denn am 17. Januar 1725 schrieb Rousseau dem Grafen D*** sehr betrübt: Das Urtheil des Kriegsgerichts gegen den Grafen ist, nachdem es drei Wochen auf des Kaisers Tische gelegen, gestern publicirt worden. Se. Majestät entlassen ihn aller seiner Bedienungen und verdammen ihn zu fünfjährigem Gefängniß. Das ist sehr hart, indessen ist doch seine Ehre dabei geschont worden, indem das Wort Cassation in dem Urtheil nicht vorkommt. Seine Freunde sind hier weniger bestürzt, als sie es in Frankreich sein werden, denn man hat Grund zu hoffen, daß diese Genugthuung die Beleidigten besänftigen werde, wenn er sich nur mäßigen kann und nicht neue Veranlassung zur Erbitterung gibt. Man wird Sorge tragen, daß es ihm da, wo er ist, an nichts fehle. Er besitzt Muth und Zuflucht in sich selbst. Vielleicht wird er in der Folge nicht so unglücklich sein, als er es jetzt scheint. Das ist Alles, was ich mit Gewißheit zum Trost der Frau von Bonneval sagen kann. Mein Herz blutet, indem ich Ihnen schreibe. 11. In einem andern Briefe, der in Regensburg auf die Post gegeben wurde, ließ Rousseau sich deutlicher heraus: Der Sturz des Marquis de Prié, der durch seine Geschichte mit Bonneval verursacht worden, würde auch dem Zorn des Prinzen Eugen allen Vorwand geraubt haben, ohne den fatalen Brief,

Digitized by Google

für welchen er Genugthuung forderte. (Den Brief nämlich, in welchem Bonneval dem Prinzen eine blinde Anhänglichkeit für den Marquis de Prié in einem Tone vorwarf, der so ziemlich einer Ausforderung glich.) Der Kaiser hatte vergebens Alles gethan, um ihn zu besänftigen und als er ihm endlich die verlangte Genugthuung zugestehen mußte, schonte er wenigstens dabei der Ehre des Grafen, löste das Kriegsgericht auf, ohne ihm einen Spruch zu erlauben und verabschiedete Bonneval durch eine eigene Resolution, die seine Gefangenschaft auf ein Jahr beschränkt. Prinz Eugen hat über diese Sache drei Wochen lang ein Fieber gehabt, und ist noch nicht ganz wieder hergestellt. Ich ahne mit Unruhe die Folgen der Stimmung, in der ich diesen Hof gefunden. Bonneval hat vielleicht durch seine Unbesonnenheit sich besser empfohlen, als durch alle seine Dienste. Es ist gewiß, daß der Kaiser ihn liebt, und seine Verdienste kennt. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen. Das sei genug zum Troste der Frau von Bonneval, der Sie diesen Brief mittheilen werden, ehe Sie ihn in's Feuer werfen.

12. Die Gräfin Bonneval an den Grafen D***, à la Roquette den 8. November 1725. — — Es scheint mir, daß der Wiener Hof meinen Gemahl gemißhandelt hat, indem er ihm den Spielberg zur Wohnung anwies. Indessen bin ich doch noch weit unruhiger über Bonneval's Aufenthalt im Haag — denn er hat sein Wort gegeben. Haag ist ein freier Ort, folglich verdächtig, und mächtige Feinde können sich dieses Umstandes be-

Digitized by Google

dienen, um ihn zu stürzen. Ich habe einen Kourier an ihn abgeschickt, um ihm meine Bedenklichkeiten mitzutheilen.

13. Rousseau an denselben, Wien den 18. November 1725. Mit großer Bestürzung habe ich vernommen, daß Graf Bonneval entschlossen ist, im Haag zu bleiben. Dieser Schritt hat seine Sache hier sehr verschlimmert, uns die Hände gebunden und den Mund verstopft. Unglücklicherweise ist beides nicht sein Fall. Er hat geschrieben wie ein Rasender, und damit seine Briefe ja in die rechten Hände kämen, hat er sie gerade an ihre Adresse geschickt, aus Furcht, wir möchten sie unterdrücken. Freilich hatte der Herzog von Aremberg das, aus kluger Freundschaft, schon öfter gethan, nur abgeliefert, was nützen konnte, und auf diese Weise Alles so gut eingeleitet, daß, trotz der furchtbaren Protektion, deren sein Gegner genießt, Bonneval nur auf dem Spielberge anlangen durfte, wo man ihn nicht länger als vier und zwanzig Stunden würde gelassen haben, um doch dem Prinzen Eugen zum Scheine Genugthuung zu geben. Alles das hatte der Herzog von Aremberg ihm unter der Hand gemeldet, urtheilen Sie daher von unserm Erstaunen, als wir seinen Entschluß erfuhren, und von unserer Verlegenheit, als wir die Briefe sahen, die er recta dem Prinzen Eugen und dem Herrn von Zinzendorf geschrieben, in welchen er sich geradezu auf uns beruft.

Wir haben ihm einen zweiten Kourier, einen vertrauten, verständigen Mann geschickt, können aber vor Sonn-

Digitized by Google

abend nicht erfahren, was er ausgerichtet. Die Frau Gräfin Bonneval hat mir geschrieben. Ich habe ihr geantwortet, daß ihrem Gemahl kein anderer Weg übrig bleibt, als zu gehorsamen, wenn er in kaiserlichen Diensten bleiben will. Gehorcht er nicht, so wird er kassirt. Kommt er, so hat er es mit dem Prinzen zu thun, den er vom Haag aus persönlich angegriffen hat, und Sie begreifen leicht, daß ein Fürst, der ganz allein einen von aller Welt verabscheuten Mann (den Marquis de Prié) zu schützen im Stande war, sich selbst noch besser gegen den allein stehenden Bonneval zu erhalten wissen wird. Also von allen Seiten Bedrängnisse. Das kleinste Uebel ist aber immer noch, zu gehorchen.

Seine Geschichte mit Prié war eine Kleinigkeit, denn der hatte so viele dumme Streiche gemacht, daß die ganze Welt Steine gegen ihn aufhob. Aber nun hat der Graf gewissermaßen dessen Angelegenheiten eine günstigere Wendung gegeben und nur seine eigenen verdorben. Er kannte weder den französischen, noch den Wiener Hof, aber am letztern hat er sehr viele Freunde, welche seufzen, daß er selbst ihnen die Zunge gefesselt, und von Herzen wünschen, daß er sie wieder entfessele. Wollte Gott, er hätte sich keine anderen Feinde gemacht als die Priés.

Von Rousseau finden sich weiter keine Briefe. Es folgt nur noch ein Einziger von dem Bassa Bonneval an seinen Bruder in Paris, der an ihn geschrieben hatte. Der Titel Bassa beweiset schon, daß Bonneval alle die

Digitized by Google

wohlgemeinten Rathschläge seiner Freunde verwarf, sich nicht auf den Spielberg stellte, sondern in die Türkei flüchtete, wo er mit offenen Armen aufgenommen wurde. Schon der Anfang des Briefes ist voll der muthwilligsten Scherze, welche zu übersetzen der Wohlstand nicht erlaubt. Dann fährt er etwas ernster fort: Du beklagst dich, daß ich dir nicht geschrieben, seit ich in der Türkei bin? — Aber du selbst und alle meine Verwandten, meine Frau ausgenommen, habt ihr mir wohl ein Lebenszeichen gegeben, während ich in Deutschland im Gedränge war? hat Einer von euch mir den kleinsten Dienst geleistet? oder sich auch nur dazu erboten? — und doch, worin bestand mein ganzes Verbrechen? — Darin, daß ich den Prinzen Eugen herausgefordert hatte, weil er, mit dem ich zuvor achtzehn Jahre in vertrauter Freundschaft gelebt hatte, jetzt ein elendes Mährchen gegen mich in Schutz nahm, blos aus einem hartnäckigen Widerwillen gegen das französische Königshaus, den ich, in den Zeiten unserer Vertraulichkeit, ihm oft als seiner unwürdig vorgeworfen habe. Darum, und nicht um des Marquis von Prié willen, bin ich zur Gefangenschaft auf ein Jahr und zum Verlust meiner Bedienungen verurtheilt worden, mit der angehängten Weisung, stets in einer Entfernung von zwei Meilen vom Hofe zu bleiben; eine Vorsicht, die man gegen meine natürliche Lebhaftigkeit nahm. Vom Verlust meines Kopfes ist aber nicht die Rede gewesen, obgleich gewisse Verschönerer (Joliveurs) in meinen vorgeblichen Memoiren es behaup-

Digitized by Google

ten. Ihr Alle, meine Herren, habt mein Verfahren gegen den Prinzen Eugen als höchst unbesonnen und verwegen betrachtet, obgleich in Deutschland es sehr gewöhnlich ist, daß die größten Fürsten sich selbst muthig erbieten, Männern vom hohen Adel, die sie beleidigt haben, Genugthuung zu geben. (Heutzutage ist das in Deutschland gar nicht mehr gewöhnlich.) Ihr Franzosen werdet doch die alberne Gewohnheit nie ablegen, die Gebräuche fremder Länder nach den eurigen zu beurtheilen. So wisset denn, daß Frankreich das einzige Land auf der Welt ist, wo die kleinen vornehmen Herren es wagen dürfen, ihre Feigheit mit dem Mantel ihrer Würde zu bedecken. Als der Herzog von Lothringen, Schwager des Kaisers Leopold und dessen Statthalter im ganzen Reiche, als dieser Prinz, der in jeder Rücksicht den Prinzen Eugen wohl aufwog, in Ungarn an der Spitze der Armee war, hat er sich recht brav gegen einen simpeln Kavallerielieutenant geschlagen, den er, bei einer Fouragirung, ohne ihn zu kennen, beleidigt hatte, und solcher Beispiele gibt es tausende. (Das möchte doch wohl zu bezweifeln sein.) Uebrigens hat der Prinz durch seine Klage beim Hofkriegsrath nichts weiter über mich gewonnen, als was man auch dem geringsten Offizier aus der Arme würde zugestanden haben; denn es mußte nach den bestehenden Verordnungen geurtheilt werden — auf die man sich aber in Deutschland sehr selten beruft — und obgleich die Ausdrücke meiner Ausforderung etwas weideutig waren, so mußte man, nach den Gesetzen, sie

Digitized by Google

doch für eine solche gelten lassen. Darum kann ich mich auch über nichts beklagen, und der Kaiser hat in der ganzen Sache mir weder Gnade noch Unrecht bewiesen. Allein warum behandelt man mich denn, als hätte ich eine Handlung meiner Herkunft unwürdig verübt? — Ich habe meinen Degen mit dem Degen eines der bravsten Fürsten auf der Welt messen wollen, weil er, aus freien Stücken, von einem alten, ungerechten Eigensinn getrieben, Verleumdungen gegen eine französische Prinzessin in Schutz nahm. Wenn die ganze Geschichte noch einmal von vorne anzufangen wäre, so würde ich sie gerade wieder eben so anfangen, wenn auch alles dasselbe daraus erfolgen sollte; denn schon die Sache, die ich vertheidigte, stellte mich dem Prinzen wenigstens gleich, und in Rücksicht der Verschiedenheit unserer Gesinnungen werde ich ihm nicht einmal die Ehre anthun, ihn mit mir zu vergleichen. Wenn es in unserm Vaterlande unter dem Adel niedrige Seelen gibt, die anders denken, so sind sie ihres Ranges unwürdig, und können sich mit dem stolzen Deutschen nicht messen. Ich weiß auch ganz gewiß, daß viele Könige und Fürsten in Deutschland das Verfahren des Prinzen Eugen sehr gemißbilligt haben. Dieser Prinz hat wohl gezeigt, daß er nicht zu jener edeln Nation gehört. Er würde fürwahr seine Lorbeern nicht befleckt haben, wenn er sich mit einem General des Kaisers von berühmter Herkunft, und der sich einigen Ruf bei der Armee erworben, geschlagen hätte. Kurz, ich sage wie Phaeton in der Oper: »es ist schön, daß ein Sterbli-

Digitized by Google

cher bis zu den Wolken sich erhebe, es ist selbst dann noch schön, wenn er fällt.» Alle diese Verfolgungen haben mir weder meinen guten Appetit, noch meine gute Laune geraubt. Glücklich diejenigen, die ihre Philosophie im Blute haben! So bin ich denn nun von Stufe zu Stufe in der Türkei gestiegen, trage einen Turban vier Pfund schwer auf dem Kopfe, einen langen Bart und Kaftan. Ich möchte mich todt lachen, wenn ich an die Ursache dieser Maskerade denke, die mich von Rechtswegen nie so weit hätte führen sollen. Indessen bin ich meiner ganzen Familie eine Rechtfertigung deshalb schuldig, und ich richte sie an dich, mein Bruder, als den Aeltesten der Familie, doch unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Als ich von Venedig nach Bosnien kam, eine Grenzprovinz des Sultans, so wurde ich dort arretirt auf Verlangen eines kaiserlichen Offiziers, der eben dort war. Die Deutschen wandten große Summen auf, damit man, als einen Deutschen, mich ausliefern sollte. Nachdem ich fünfzehn Monate gefangen gesessen — (urtheile, was ich während dieser Zeit gelitten!) — kam endlich der Befehl, mich meinen grausamsten Feinden zu übergeben, und in dieser Noth vertauschte ich den Hut gegen den Turban, der allein mich retten konnte. Wenn der französische Gesandte bei der Pforte mich als Franzosen reklamirt hätte, man würde mich augenblicklich ihm überliefert haben; allein das hat er nie thun wollen, und ich habe mir sein Betragen nur daraus erklären können, daß er von einem Juden abstammt, und folg-

Digitized by Google

lich hoch erfreut war, einen Christen verkaufen zu können, da er nun einmal zu spät auf die Welt gekommen, um den Messias kreuzigen zu helfen. Ihm verdanke ich also den Turban, aber du sollst wissen, daß man mich keiner der Ceremonien dabei unterworfen hat, von welchen der Verfasser meiner angeblichen Memoiren, um seine Leser zu belustigen, zu reden beliebt. Du wirst auch eben sowohl als ganz Europa leicht den Schluß machen, daß ein Mensch von meinem entschiedenen Charakter nicht fünfzehn Monate lang sich besonnen haben würde, ein Türke zu werden, wenn ich mit dieser Absicht in die Staaten des Sultans gekommen wäre. Noch weniger würde ich den Augenblick abgewartet haben, in dem man mich den Oesterreichern ausliefern wollte. Es gab kein anderes Mittel, mich aus ihren Klauen zu retten. Ich hätte mich lieber zum Teufel gemacht, als mich ihrer Willkühr Preis gegeben.

Die Ursachen meiner Reise nach der Levante waren sehr vernünftig, und ich kann mit mehr Wahrheit als mancher Andere ausrufen: Der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Mehr kann ich darüber nicht sagen, weil ich gewisse Personen von hohem Range nicht compromittiren darf. Du sollst blos wissen, daß ich, unsern seufzenden Heuchlern zum Trotz, lieber hier bin und bleibe was ich bin, als daß ich in Deutschland als ein guter Christ mich lebendig sollte schinden lassen. —

Nach dieser ernsthaften Rechtfertigung wird Bonneval wieder muthwillig, und erklärt in einem Liedchen: er sei

Digitized by Google

noch gar nicht so hinfällig als Narren behauptet hätten; sein Wein und seine Schöne würden die Stützen seines Alters bis zum Tode sein. Er habe, wie Alexander, sich alle die Orte unterworfen, wohin er gekommen. Er sei, wie Alcibiades, ungerechterweise aus seinem Vaterlande vertrieben worden, und werde nun, gleich Jenem, überall geliebkost. Seine Gesinnungen habe er von den alten Philosophen entlehnt, die Nachbarschaft ihrer Gräber bringe ihm ihre Maximen wieder in's Gedächtniß, und Plutarch, sein altes Breviarium, verlasse auch jetzt ihn nie. Man sei nur dann meineidig, wenn man die Gesetze der Natur nicht befolge. Nach dem Beispiel des Anakreon, und eben so alt wie dieser, leere er am Bosphorus oft sein Gläschen Wein und werde von Ceres, Bacchus und den Liebesgöttern nie verlassen. Er zweifle nicht, daß diese Moral für einen Mann seines Alters ein wenig leichtfertig scheinen werde, zumal, wenn man nicht die Kraft habe, die gebrechliche Maschine zum Grabe sich neigen zu sehen, und dabei mit der Seele hoch über dem Abgrunde zu schweben, vollkommen ruhig das unvermeidliche Schicksal betrachtend, dem Jeder vom Weibe Geborne unterworfen ist. Sein Glaube sei: Gott habe nichts verordnet, was nicht gut und nützlich, folglich sei der Tod nicht nur ein eingebildetes Uebel, sondern gewiß ein Gut, weil ihn der Schöpfer in der allgemeinen Ordnung der Dinge mit aufgenommen habe. Uebrigens — fährt er fort — befinde ich mich vollkommen wohl, habe weder Podagra, noch Husten, noch Stein, reite als wäre ich zwan-

Digitized by Google

zig Jahre alt, und gehe auch noch brav zu Fuße. Nur der Satan, der den heiligen Paul so quälte, daß er ihm sogar Ohrfeigen gab, hat mich verlassen, welches mir sehr leid thut. Dann und wann freilich, des Morgens besucht er mich wohl noch einmal, aber — passons là-dessus. Meine alte Neigung zum Kriege erwacht wohl noch bisweilen, denn ich bin noch rüstig genug, um mehrere Kampagnen zu machen, allein der letzte Herr, dem ich gedient, hat mir fast alle Höfe auf der Welt verleidet; ich müßte mir einen Souverain wählen dürfen, und vielleicht würde der, den ich wählen möchte, mich nicht wollen.

Hier thue ich was ich will, lebe wie mir beliebt, nichts mangelt mir, ich habe sogar genug, um den Hang zur Verschwendung zu befriedigen, den man mir so oft vorgeworfen hat. Gestehen muß ich freilich, daß mein Leben ein wenig allzueinförmig ist, und daß ich, ohne meine Bücher, wenig Zeitvertreib nach meinem Geschmack finden würde. Indessen bin ich doch gar nicht unzufrieden mit meinem Schicksale. Die größten und edelsten Männer in Deutschland beweisen mir noch immer viele Theilnahme; selbst die Oesterreicher haben, bei den Ministern des Sultans, mir Lobsprüche ertheilt, die gewiß nicht erbettelt waren, ja sogar Kardinäle und Bischöfe, die vormals meine Freunde waren, sind es geblieben. Gekrönte Häupter erzeigen mir gleiche Ehre. Nur mit dem kleinen französischen Ambassadeur kann ich mich nicht vertragen, wir denken zu ungleich. Dennoch habe ich bei jeder Gelegenheit das französische

Digitized by Google

Intereſſe wahrgenommen; die ſchwediſchen und türkiſchen Miniſter können mir bezeugen, daß ich es bin, der die Annahme der Mediation unſers großen Monarchen bewirkt hat u. ſ. w. Leb wohl! mein Bruder! und vergiß nie, daß es in dieſer Unterwelt blos Thorheiten gibt, die in luſtige, ernſthafte, politiſche, theologiſche, gelehrte, traurige ꝛc. ꝛc. eingetheilt werden, aber daß nur die luſtigen den Leib immer offen erhalten und ein langes, fröhliches Leben gewähren.

(Das Einzige Empörende in dieſem ganzen Briefe iſt; daß Bonneval ſeiner braven Gattin mit keiner Silbe gedenkt.)

Die Ehetrennungen der vormaligen Monarchen von Frankreich.

(Ein hiſtoriſcher Verſuch.)

Es iſt dem Verfaſſer nicht unbekannt, daß ſchon vor einigen Jahren ein ähnlicher Verſuch eines Ungenannten im Druck erſchienen iſt, allein er ſchmeichelt ſich, mehr aus den echten Quellen geſchöpft zu haben, und vielleicht auch ein lebhafteres Gemälde zu liefern. Dem Leſer, dem die häuslichen Begebenheiten der alten franzöſiſchen Könige nicht ganz gegenwärtig ſind, wird dieſe Skizze hoffentlich Vergnügen gewähren.

Digitized by Google

Der erste französische Monarch, der seine Gemahlin von sich entfernte, war Clotar I. Sie hieß Ingunde und wird als ein sehr sanftes, in ihr Schicksal sich ergebendes Frauenzimmer geschildert. Sie wurde mehrere Jahre lang, dem Anscheine nach, von ihrem Gemahl zärtlich geliebt und auf diese Liebe vertrauend, sprach sie eines Tages zu ihm: (Greg. v. Tours lib. 4. n. 3.) »Der König, mein Herr, hat mit seiner Magd gethan nach seinem Gefallen, und hat sie in sein Bett aufgenommen. Jetzt bitte ich meinen Herrn und König wohl zu vernehmen, was seine unterthänige Magd ihm vorzutragen hat. Wenn er mir die höchste Gunst erweisen will, so beschwöre ich ihn, meiner Schwester Aregunde, seiner Magd, einen Mann zu verschaffen, dessen Rang und Verdienst demjenigen Stande und Range gleich komme, zu welchem er mich erhoben hat, um durch solch' eine Verbindung mich wo möglich noch näher an die Person meines Königs zu fesseln.«

Auf diese demüthige Bitte erhob sich Clotar sogleich nach dem Landhause, welches Aregunde bewohnte, und machte sie ohne weitere Umstände zu seiner eigenen Frau. Das war nun wohl gar nicht die Meinung der guten Ingunde, die nicht wenig erstaunen mochte, als Clotar zurückkehrte und sie folgendergestalt anredete: »Ich habe dein Begehren erfüllt. Du wolltest einen mächtigen und reichen Mann für deine Schwester, ich habe sie selbst geheirathet, welches dir sonder Zweifel viel Vergnügen machen wird.«

Der gute Clotar kannte schwerlich die Weiber, auch

Digitized by Google

leuchtet aus Fnegundens Antwort eben kein großes Vergnügen hervor. »Ich werde mich bemühen,« sagte sie, »nichts zu thun, was meinem Herrn mißfallen könnte. Die einzige Gnade, die ich noch erflehe, ist, daß seine Magd nicht die Ehre seiner Hochachtung verliere.« — Sie fand sich also mit vieler Sanftmuth in ihr Schicksal, und lebte für ihre sechs Kinder.

Das zweite, nicht minder auffallende Beispiel hat derselbe Clotar geliefert. Waldrade war die Tochter eines Königs der Longobarden und Schwester einer Königin von Austrasien, mit deren Sohn sie sich vermählte. Die austrasische Linie starb aus, und nun nahm der alte Clotar die Witwe dessen zur sechsten Gemahlin, dessen Großoheim er war, blos um sich des Königreichs Austrasien zu bemächtigen und seinen Brüdern nichts davon zu geben. (Es geschah im Jahr 555.) Die Geistlichkeit fand aber diese Ehe unzulässig, und Clotar verstieß sie wieder, nachdem er seinen Zweck erreicht hatte.

Das dritte Beispiel wird von Cherebert erzählt, einem Sohne von Clotar I. und Jurgunden. (Gregorius von Tours, lib. 4. c. 6.) Er war vermählt mit Ingoberge, verliebte sich aber nebenher in ein Paar hübsche Mädchen auf einmal, zwei Schwestern von niedriger Herkunft, in Diensten der Königin. Ihr Vater war ein Wollenweber und diesen ehrlichen Handwerksmann ließ die eifersüchtige Königin zu sich kommen, und gab ihm Arbeit, die er in ...en Zimmern anfangen mußte. Dann holte sie ihren Ge-

Digitized by Google

mahl und versprach, ihm ein ganz neues Schauspiel zu zeigen. Als der König die Thür öffnete, und den Wollenweber erblickte, stutzte er und wollte umkehren.

»Ei,« sagte Ingoberge, »warum wollt Ihr nicht sehen, wie geschickt Euer Schwiegervater die Wolle mischt?« — Der bittere Schmerz bekam ihr sehr übel, denn Cherebert verstieß sie und heirathete des Wollenwebers Tochter.

Das vierte Beispiel meldet Gregorius vom König Guntram, dessen Gemahlin Veneranda hieß und nur die Tochter eines Leibeigenen des Königs war. Guntram wurde ihrer Reize überdrüssig und nahm noch eine zweite Frau. Diese Untreue ertrug Veneranda nicht mit so vieler Sanftmuth als ehemals Inegunde. Noch erfreute sie sich des Vorzugs, einen Prinzen geboren zu haben, als aber ihre Nebenbuhlerin den König gleichfalls mit einem Prinzen beschenkte, da entbrannte ihr Haß, und man gibt ihr Schuld, dieses Kind aus dem Wege geschafft zu haben. Auch ihr eigner Sohn starb bald darauf und Guntram, der sie als die Urheberin alles diesen Unheils hielt, verstieß sie. Seine zweite Gemahlin war zwar von edler Geburt, allein er behandelte sie nicht zärter als die erste, denn er verliebte sich in eine ihrer Kammerfrauen, Austregilde oder auch Bosile genannt, die er, als die Königin starb, gleichfalls heirathete. Die Bosile war ein Ungeheuer. Als sie sich dem Tode nahe fühlte, behauptete sie, die Aerzte hätten sie umgebracht (Greg. v. Tours lib. 5. n. 36), und bat deshalb den König, gleich nach ihrem Hinscheiden ihre

Digitized by Google

Mörder zu vertilgen, »damit,« wie sie sich ausdrückte, »die Seufzer derer, von denen sie geliebt werde, sich mit den Thränen derer mischen möchten, welche jenen Aerzten zugethan wären.« — Mit dieser gräßlichen Bitte auf den Lippen starb sie, und Guntram fand auch nichts billiger, als die armen Aerzte, Nikolaus und Donat sogleich erdrosseln zu lassen; welches denn wohl ein wenig sündhaft sein mochte, fügt der ehrliche Gregor hinzu. (Quod non sine peccata factum fuisse multorum censet prudentia.)

Das fünfte Beispiel hat Childerich aufgestellt. Seine Gemahlin war eine sanfte, eben nicht mit großem Geist begabte Frau, aber sehr schön, wiewohl ein Neuerer (Le Gendre) behauptet, sie sei nur eine schöne Bildsäule gewesen. Indessen besaß sie doch das Verdienst einer großen Fruchtbarkeit, hatte bereits drei Prinzen geboren und war zum vierten Mal schwanger, als Childerich einen Feldzug gegen die Sachsen antrat. Während seiner Abwesenheit wurde sie von einer Prinzessin entbunden. Eine ihrer Hofdamen, die nachmals so berühmte Fredegunde, ein schlaues Weib, das bereits mit dem Könige einen Liebeshandel angesponnen hatte, überredete die gutmüthige und arglose Königin, das Kind selbst zur Taufe zu halten, unter dem Vorwand, daß der König bei seiner Zurückkunft eine gewaltige Freude darüber haben würde. Die in ihrer Religion schlecht unterrichtete Mutter that was die Freundin ihr rieth. Aber nun trat Fredegunde dem Könige

Digitized by Google

bewillkommend entgegen, wünschte ihm Glück zu der neugebornen Tochter, beseufzte jedoch, daß er in dieser Nacht ein großes Verbrechen begehen, nämlich bei seiner Frau Gevatterin schlafen würde. Sobald Childerich vernahm, daß zwischen ihm und seiner Gemahlin eine geistliche Verwandtschaft eingetreten sei, erlaubte sein Gewissen ihm nicht, sie zu umarmen, sondern er erzeigte diese Ehre auf der Stelle Fredegunden und verstieß die Frau Gevatterin. Die Betrogene wurde in ein Kloster gesteckt, aber auch dahin verfolgte sie Fredegundens Haß, denn sie wurde auf deren Befehl im Jahre 580 ersäuft oder erdrosselt.

Derselbe Childerich oder Chilprich hat auch das sechste Beispiel einer Ehetrennung geliefert, bei der es noch gewaltsamer herging. Fredegunde nämlich hoffte damals noch vergebens durch ihre Verbrechen den Thron zu erringen. Der König behielt sie zwar zur Maitresse, aber zur Gemahlin verlangte er durchaus eine Prinzessin, und warf sein Auge auf Galsonten, die älteste Tochter des Königs der Westgothen. Galsonte war nicht schön, aber geistreich und voll Grazie. (Le Gendre t. 1. p. 225.) Weder ihr noch ihrer Mutter, von der sie zärtlich geliebt wurde, war Childerich's Antrag willkommen, da er in einem sehr üblen Rufe stand; allein der Vater kehrte sich daran nicht, die Politik sieht mit andern Augen. Galsonte, mit großen Reichthümern ausgestattet, wurde dem französischen Monarchen zugeführt. Ihre Abreise war ein Tag der Trauer

Digitized by Google

für das ganze Volk; sie wurde von den Thränen ihrer Mutter und von eigenen schwarzen Ahnungen begleitet. Die Pracht, mit welcher sie durch Narbonne und Poitiers ging, war außerordentlich; Fortunatus in seinen Gedichten sagt, daß die Räder ihres Wagens von Silber waren. In Rouen wurde die Vermählung vollzogen. Der geizige Chilprich, als er den Brautschatz sah, fand Galsonten sehr liebenswürdig, und in der That schien es eine Zeit lang, daß ihre Tugend, ihr Verstand, ihre Gefälligkeit den flatterhaften König endlich gefesselt hätten. Vielleicht glaubte Galsonte es selbst, doch nur zu bald erkannte sie ihren Irrthum. Die schlaue und blutdürstige Fredegunde behauptete nach wie vor ihren gefährlichen Einfluß auf des schwachen Childerich's Herz. Galsonte, vom ganzen Hof angebetet, und im Bewußtsein ihrer hohen Geburt und ihrer Tugenden, erlaubte sich Klagen, Vorwürfe und verlangte endlich geradezu, daß man entweder Fredegunden entfernen oder sie nach Spanien zurück senden solle. Childerich, der weder mit ihrem Vater zerfallen, noch ihren Brautschatz wieder ausliefern wollte, schmeichelte ihr auf's Neue und besänftigte sie, ließ sie aber bald nachher in ihrem Bett erdrosseln. Dadurch wurde das Band der Ehe getrennt und Fredegunden Platz gemacht.

Das siebente Beispiel. Ein ähnliches Schicksal wie Galsonte hatte Blichildis, die erste Gemahlin Theobert des Zweiten, Königs von Austrasien. Seine Mutter, berühmte Brunhildis oder Brunehaud, kaufte sie

Digitized by Google

zu Metz als eine sehr schöne und geistreiche Sklavin. Sie wollte nicht, daß ihr Sohn sich mit einer Prinzessin verbinden sollte, aus Furcht, daß eine solche Schwiegertochter den Einfluß der Schwiegermutter verringern möchte; hingegen meinte sie, eine Sklavin, die sie selbst aus dem Staube auf den Thron erhöbe, werde diese Wohlthat Zeitlebens dankbarlich erkennen. Allein sie irrte. Blichildis gewöhnte sich bald an ihren neuen Rang, die Vormundschaft der Schwiegermutter wurde ihr lästig; ohnehin haßten die Großen die Königin Mutter wegen ihres Stolzes, Blichildis hingegen hatte durch ihre liebenswürdige Herablassung alle Herzen gewonnen. Es entstanden zwei Parteien am Hofe, die Damen wurden immer mehr und immer heftiger erbittert gegen einander, vergebens bemühte sich der König sie auszusöhnen. Brunhildis mußte endlich weichen. Sie ging zu ihrem Enkel. Damals also, im Jahre 599, liebte Theodebert seine Gemahlin mehr als seine Mutter; zehn Jahre später aber (609) ermordete er sie, um eine Andere zu heirathen. Zwar bürdet Mezeray diesen Mord der Schwiegermutter auf, allein Fredegarius, der weit älter ist als Mezeray, und gar keine Vorliebe für Brunhildis äußert, sagt ausdrücklich, der König habe seine Gemahlin getödtet, um sich ein junges Mädchen, Namens Teudechildis, zuzulegen, also nur um eine Lust zu büßen.

Das achte Beispiel. Dietrich II., mit dem Beinamen der Junge, König von Burgund und Austrasien,

Digitized by Google

Enkel der berühmten Brunhildis, vermählte sich mit Ermengard, einer Tochter des Königs der Westgothen. Die Braut wurde zu Chalons sur Saone mit großer Pracht empfangen. Vergebens hatte sich die herrschsüchtige Großmutter dieser Verbindung aus denselben Gründen widersetzt, aus welchen sie die der Blichildis befördert hatte. Allein da Dietrich ein sehr ausschweifender Fürst war, der der Reize der neuen Königin bald überdrüssig wurde, so gelang es der Brunehaud in sehr kurzer Zeit, ihren Enkel dahin zu bringen, daß er Ermengard nach Spanien zurückschickte, trotz der Eidesschwüre, welche seine Gesandten, unter denen sich ein Bischof von Lyon befand, in seinem Namen hatten leisten müssen. Vergebens berief sie sich auf diese Schwüre, nicht einmal ihren Brautschatz gab Dietrich zurück. Er verwickelte sich dadurch in sehr schlimme Händel, da der beleidigte Schwiegervater ein Bündniß gegen ihn mit mehreren Fürsten schloß, und durch einen Einfall in seine Staaten sich rächte.

Neuntes Beispiel. Dagobert I., der Gründer der Abtei St. Denis, vermählte sich mit Gomatrude, einer Schwester der vortrefflichen Königin Bertrude, der allgemein verehrten Gemahlin Clotar's des Großen, der auch der Vermählung seiner Schwägerin im Jahr 625 beiwohnte. (Fredegarius c. 53. u. 58.) Drei Jahre nachher wurde sie verstoßen, unter dem Vorwand der Unfruchtbarkeit. Allein die französischen Geschichtschreiber stimmen darin überein, daß jene Unfruchtbarkeit ein

Digitized by Google

bloßer Vorwand war, denn Dagobert hatte sich in eine Hofdame seiner Gemahlin, Nantilde, verliebt, die er auch heirathete, obgleich der heilige Amandus, Bischof von Mastricht, aus allen Kräften sich der Scheidung von Gomatruden widersetzte. Dagobert, einer der ausschweifendsten Wollüstlinge, blieb aber auch Nantilden nicht getreu, denn Fredegarius nennt noch drei andere Beischläferinnen, (deren wenigstens Eine, Ragnetrude, gleichfalls den Titel Königin führte) und fügt hinzu: seiner übrigen Liebschaften wären so viel gewesen, daß er seine Erzählung durch ihre Namen nicht anschwellen möge.

Obige neun Beispiele sind aus der Geschichte der Könige der ersten Dynastie gezogen. Wir wenden uns jetzt zu der zweiten Dynastie, zu der der Karolinger, und da stoßen wir zuerst auf Karl den Großen, der das zehnte Beispiel geliefert hat, und der unter die bewundertesten und geliebtesten französischen Monarchen gehört. Die Bewunderung will ich ihm nicht absprechen, daß er aber geliebt wurde, daran zweifle ich aus guten Gründen, die ich bei einer andern Gelegenheit historisch und moralisch auseinander setzen werde. Hier sei blos die Rede von seiner Vermählung mit Ermengard (oder Bertha, wie Andere sie nennen), der Tochter des Longobardischen Königs Desiderius, die im Jahr 770 vor sich ging, nachdem er seine erste Gemahlin verstoßen hatte, Papst Stephan II. widersetzte sich derselben aus allen Kräften, allein vergebens. Indessen wurde Karl seiner zweiten

Digitized by Google

Gemahlin auch bald überdrüssig, und schickte sie wieder nach Hause. Man könnte nun freilich vermuthen, und mehrere französische Geschichtschreiber thun das auch, Karl habe es aus Politik gethan; Einige sagen auch, er habe dabei den Rath der Bischöfe befolgt; Andere, (besonders der Mönch von St. Gallen) behaupten, Bertha sei unfruchtbar gewesen. Allein Erstens konnte Karl von ihrer Unfruchtbarkeit noch nicht überzeugt sein, da er sie kaum ein Jahr besessen; Zweitens gilt das Zeugniß Eginhard's, seines gleichzeitigen Biographen, hier wohl mehr als jedes andere, und dieser sagt ausdrücklich (in Carol. M. p. 8.) die Ursache sei ungewiß. (Incertum qua de causa post annum repudiavit.)

Auch kommt eine merkwürdige Stelle vor, beim Paschasius Radebertus im Leben Adelards, (siehe Mabillon Acta S. S. Ord. S. Ben. T. IV. P. I. p. 310) die sich mit den Worten schließt: — atque rex inlicito uteretur thoro propria sine aliquo crimine repulsa uxore. Schmidt, in seiner Geschichte der Deutschen, T. 1. p. 401, ist gleichfalls weit entfernt, die Trennung von Karl's Ehe der Politik zuzuschreiben, sondern er sagt ganz trocken: Karl habe geglaubt, eben das thun zu dürfen, was mehrere von seinen Vorfahren gethan hätten.

Wenn man nun, auf diese unverwerflichen Autoritäten gestützt, noch den Umstand hinzurechnet, daß Karl dadurch den Zorn seiner Mutter reizte, welche die Verbindung gestiftet hatte, und daß viele vornehme Franken — beson-

Digitized by Google

ders diejenigen, die sich nach der damaligen Gewohnheit eidlich verbürgt hatten, daß Ermengard nie verstoßen werden sollte — höchst unzufrieden mit diesem Treubruch waren, und daß endlich Karl's dritte Gemahlin, Hildegard, aus einer eben nicht bedeutenden deutschen Familie abstammte; so darf man wohl mit Recht behaupten, daß die Trennung von Karl's Ehe blos ein Werk seiner königlichen Laune war.

Eilftes Beispiel. Karl der Dicke vermählte sich mit Richarde, der Tochter eines schottischen Königs, im Jahre 877. Er war bekanntlich ein sehr schwacher Fürst, welches er, unter Anderm, auch dadurch bewies, daß er, nach einer zehnjährigen Ehe, Richarden des Ehebruchs und eines unerlaubten Umgangs beschuldigte mit einem Manne, der Luitgard hieß, und lange sein vertrautester Minister gewesen war, jetzt verbannte er ihn vom Hofe, und berief eine Versammlung (siehe Reginon bei dem Jahre 887, p. 482 der Ausgabe von 1609 hinter dem Abbas Urspergensis), in welcher er, in Gegenwart der Kaiserin, seine eigene Schande proklamirte, doch zugleich versicherte, daß er die Ehe mit Richarden nie wirklich vollzogen habe. So unglaublich dies, nach zehn verflossenen Jahren, scheinen mochte, so bekräftigte es doch Richarde selbst, betheuerte aber zugleich, daß sie auch nie einem andern Manne erkannt habe, erbot sich, jeder Untersuchung sich zu unterwerfen, auch die Feuerprobe zu bestehen, oder einen Kämpfer für sich zu stellen. Es scheint nicht, daß man auf dieses Anerbieten

Digitized by Google

Rücksicht genommen. Die Ehe wurde getrennt, und Richarde ging in ein Kloster, welches sie selbst bei Straßburg erbauet hatte.

Das zwölfte Beispiel. Ludwig der Stammler vermählte sich aus Liebe, und zwar Anfangs insgeheim ohne Wissen seines Vaters, Karl's des Kahlen, mit der schönen Ansgarde. Sie lebten sehr glücklich mit einander, bis Karl der Kahle, man weis nicht warum, die Trennung dieser Ehe gebot. Ludwig mußte gehorchen. Nach seines Vaters Tode wollte Ansgarde ihre Rechte auf's Neue giltig machen, der Erzbischof Hinkmar von Rheims untersuchte die Sache und entschied, daß Ludwig sie wieder zur Gemahlin nehmen sollte, obgleich er sich indessen schon mit einer andern, Adelheid, verbunden hatte. Ludwigs alte Liebe erwachte, und er war bereit, die Ehe mit Ansgarden zu erneuern, Adelheid zu verstoßen, allein der berüchtigte Erzbischof von Paris, Gozelin, duldete es nicht, und der wankelmüthige Ludwig wurde auch bald wieder andern Sinnes. — Soviel von der zweiten Dynastie.

Das dreizehnte Beispiel, das erste aus der dritten Dynastie. Robert der Fromme, Sohn des Hugo Capet, verband sich durch die zärtlichste, dem Throne gewöhnlich so fremde Liebe, mit Bertha, der Witwe eines Grafen von Blois. Sie war mit Robert weitläufig verwandt, und unglücklicher Weise war er noch überdies in eine geistliche Verwandtschaft mit ihr gerathen dadurch, daß

Digitized by Google

er Eines ihrer Kinder aus der ersten Ehe zur Taufe gehalten hatte. Gründe genug, um in der damaligen Zeit diese Ehe für gottlos zu halten. Robert selbst wurde unruhig darüber und befragte die Geistlichen, was zu thun sei? sie riethen ihm, einen Synod zusammen zu berufen, in welchem die französische Geistlichkeit kraft ihrer zu allen Zeiten ausgeübten Macht, ihn dispensiren könne, ohne den Papst darum zu fragen. Das geschah auch wirklich, und die Ehe wurde vollzogen. Aber die päpstliche Gewalt hatte damals schon große Fortschritte gemacht und Gregor V. wollte die schöne Gelegenheit nicht verlieren, sie noch weiter auszubreiten. Hätte Robert sich gleich an ihn gewandt, er würde sicher die erwünschte Dispensation erhalten haben, nun aber zeigte sich Gregor gleich erbittert sowohl gegen den Fürsten, als gegen die Geistlichkeit, die, ohne seine Zustimmung, einen solchen Schritt gewagt hatte. Er versammelte ein Concilium zu Rom, in Gegenwart des Kaisers Otto, excommunicirte die Bischöfe, welche die Verbindung gut geheißen, und excommunicirte auch das liebende Fürstenpaar, wenn es nicht auf der Stelle sich wieder trennen würde. Robert und Bertha kehrten sich Anfangs wenig an ein Urtheil, welches dem Wohl des Staates, der Majestät des Thrones und den Grundsätzen der gallicanischen Kirche so gänzlich zuwider war. Sie lebten und liebten sich nach wie vor. Allein der Papst, um seinem Bannstrahl Wirkung zu verschaffen, wagte zum ersten Mal einen unerhörten Schritt, und legte das ganze Reich in den Bann. Alsobald

Digitized by Google

sah man den Gottesdienst gehemmt, keinem Lebenden wurde das Sakrament gereicht, kein Todter wurde begraben. Das erschrockene Volk zitterte und murrte. Der König wurde sogar von allen seinen Bedienten verlassen; kaum blieben zwei oder drei bei ihm, aber auch diese wurden so überzeugt von der Gottlosigkeit seiner Ehe, daß sie Alles, was er berührt hatte, als unrein betrachteten, die Schüsseln, von welchen er gespeist, auf die Straße warfen, und, was er von Speisen übrig ließ, den Hunden gaben.

Welche rührende Zärtlichkeit mußte nicht Robert für Bertha empfinden, da er die Kraft aus ihr schöpfen konnte, nicht allein alle diese Unwürdigkeiten zu ertragen, sondern auch wohl gar einen noch wankenden Thron auf das Spiel zu setzen! — Eine zu frühe Niederkunft überraschte die Königin; alsobald verbreitete sich das Gerücht, die Strafe Gottes habe sich an ihr offenbart, sie sei von einer Mißgeburt mit einem Gänsekopf und Gänsehals entbunden worden. (Damianus lib. VII. epist. 19.)

Robert mußte endlich nachgeben. Das Volk glaubte, das Strafgericht Gottes, das durch den Gänsekopf über ihn verhängt worden, habe seine Halsstörrigkeit überwunden; allein der berühmteste französische Geschichtschreiber, Mezeray, sagt, er sei durch die Lage der Angelegenheiten dazu gezwungen worden.

Die unglückliche Bertha behielt nicht allein den Titel einer Königin, sondern sogar die Hoffnung, nicht auf immer von ihrem Robert getrennt zu sein, denn sie kannte

Digitized by Google

sein Herz, wußte, daß er sie noch liebte, und daß er der redlichste Mann in seinem ganzen Reiche war. Selbst die Vermählung mit Constantia von Arles schlug ihren Muth nicht ganz nieder, und als sie erfuhr, daß er, mit Zurücklassung seiner zweiten Gemahlin, eine Reise nach Rom gemacht habe, folgte sie ihm dahin, hoffend, ihn noch treu und den jetzigen Papst geneigter zu finden, ihre Ehe als giltig anzuerkennen, da sich indessen mehrere ihrer Anhänger für sie verwendet hatten. Allein das durch Gregor V. erregte Aufsehen war zu groß, die Schritte konnten nicht mehr zurück gethan werden, und Bertha starb als ein Opfer der päpstlichen Herrschsucht.

Das vierzehnte Beispiel. Eine andere Bertha — der Name schien von einer ungünstigen Vorbedeutung für das Glück der Ehe — eine Gräfin von Holland, vermählte sich mit Philipp dem Ersten im Jahre 1071. Auch hier stand eine weitläufige Verwandtschaft im Wege, deren aber in den ersten zwanzig Jahren dieser Ehe gar keine Erwähnung geschah, nicht einmal dann, als Unfruchtbarkeit den König zu einer Trennung zu berechtigen schien. Er ließ in allen seinen Staaten öffentliche Gebete anordnen, um den Ehesegen vom Himmel zu erflehen, und — Bertha gebar einen Prinzen im zehnten Jahre ihrer Verbindung. Philipp war entzückt. Er machte in offenen Briefen dieses frohe Ereigniß allen seinen Unterthanen bekannt; überall wurde die Geburt des Thronfolgers durch glänzende Feste gefeiert. Die Geburt einer Tochter und

Digitized by Google

eines zweiten Sohnes schien das Band immer fester zu knüpfen, um so mehr, da Bertha's nachsichtsvolle Sanftmuth dem wollüstigen Monarchen gern verzieh, wenn er an einem, durch Sittsamkeit eben nicht berühmten Hofe, seinen Begierden den Zügel schießen ließ. Aber — sagt der verständige Mezeray — »die Vergnügungen trüben sich selbst, werden oft zu Geschäften und veranlassen deren sehr gefährliche.« Bertha's Besitz hatte keinen Reiz mehr für Philipp, und nun erst erwachte sein Gewissen, ihm die Verwandtschaft vorrückend. Nachdem er drei Kinder mit ihr erzeugt hatte, fand er auf Einmal, daß er Blutschande triebe. Die unglückliche Königin wurde vorläufig nach Montreuil-sur-Mer verbannt, die Scheidung aber erst im Jahre 1090 förmlich proklamirt, und zwar auf Bitten der schönen Bertrade von Montfort, in die der König verliebt war. Bertha starb drei Jahre nachher in Kummer und Armuth.

Das fünfzehnte Beispiel. Bertrade von Montfort, schilderte der Abbé Suger, Geschichtschreiber und Minister Ludwig des Dicken, mit angenehmern Zügen. Ihm zufolge war Bertrade eben so schön als geistreich und muthvoll. Sie wußte ohne Zwang die Herzen zu beherrschen. Man befahl Andern weniger gern als man ihr gehorchte. Ihren Willen, selbst ihre Launen befolgend, glaubte man doch nur den eigenen Willen zu vollbringen. (Suger im Leben Ludwig des Dicken c. 17.)

Sie war noch sehr jung, als man sie zur Gemahlin des

Digitized by Google

widerlichsten Mannes bestimmte, eines Grafen von Anjou mit dem Beinamen der Zänker. Außer der Eigenschaft, welche ihm diesen Beinamen erworben hatte, war er auch sehr häßlich, in Ausschweifungen grau geworden, mit dem Zipperlein behaftet, und nur Geburt und Reichthum bedeckten, wie gewöhnlich, alle seine leiblichen und geistigen Gebrechen. Auch hatte er schon drei Frauen gehabt, deren zwei Verstoßene sogar noch lebten. Dennoch wurde Bertrade, eine arme Waise, von ihrem Oheim diesem Unhold ausgeliefert. Was war natürlicher, als daß sie ihn von ganzem Herzen haßte und auf Mittel dachte, ihre Freiheit wieder zu gewinnen, oder sie wenigstens um einen höhern Preis zu verkaufen?

Sie wußte, daß der König von seiner Gemahlin getrennt lebte, sie wußte, wie empfänglich der König für weibliche Reize war, und vor allen Dingen war sie ihrer Schönheit sich bewußt. Warum sollte es ihr nicht gelingen, den französischen Thron zu besteigen? Das Verlangen nach diesem und der Wunsch, sich von ihrem alten Zänker zu befreien, wurden so heftig, daß sie sogar die weibliche Sittsamkeit überwanden. Bertrade schickte insgeheim eine Botschaft an den König, ihn zu komplimentiren und ihm ihre Hochachtung anzubieten. Der Funke fiel augenblicklich in Philipp's Brust und sein Herz loderte. Seine Antwort war die eines feurigen Liebhabers. Man bestimmte eine Zusammenkunft zu Tours, am Pfingstabend im Jahre 1092. Die Einverstandenen sahen sich, der Etikette gemäß,

Digitized by Google

einige Augenblicke öffentlich, dann nahm Bertrade den Zeitpunkt wahr, wo ein neuer Taufstein in der Kirche des heil. Johannes geweiht wurde und die ganze Stadt dahin sich drängte, um die Ceremonie anzugaffen; sie entschlüpfte während derselben, von ihrem Gemahl unvermißt, und kam, unter Bedeckung einer königlichen Reiterschar, glücklich nach Orleans. Jetzt boten die Liebenden Alles auf, um von beiden Theilen förmlich geschieden zu werden. Philipp bewies seine Verwandtschaft mit Bertha und Bertrade erklärte: sie sei zu der Verbindung mit dem podagrischen Zänker gezwungen worden, auch wären noch zwei Frauen desselben am Leben, von welchen er sich eigenmächtig geschieden. Der Papst war diesmal nachgiebig; die Liebenden sahen sich frei und wähnten um so mehr, daß ihre Vermählung nichts mehr hindern könne, da Bertha um diese Zeit starb.

Der König lud die Großen und die Prälaten seines Reiches zu der Hochzeitsfeier. Alle billigten, laut oder schweigend was geschah. Die Verbindung wurde zu Paris durch den Bischof von Senlis eingesegnet. Nur Yvo, der Bischof von Chartres, war nicht erschienen, und hatte, auf des Königs schriftliche Einladung geantwortet: »sein Gewissen verstatte ihm solches nicht, weil zuvor ein Concilium über die Rechtmäßigkeit der Trennung von Bertha und des neuen Bündnisses entscheiden müsse, und lieber wolle er mit einem Mühlstein am Halse in das Meer versenkt werden, als sein zartes Gewissen beflecken.« (Yvonis Epistolae. XV.) Am Schluß seines Briefes erinnerte er

Digitized by Google

den König an Adam, Simson und Salomon, deren Namen hier nicht in dem mindesten Zusammenhange mit der verhandelten Sache standen. Er schrieb auch an die Bischöfe (ep. XIV. u. XXV.) »sie sollten keine stummen Hunde sein, die nicht bellen könnten, sondern, als wachsame Vorposten beim Anblick des Feindes in die Trompete stoßen.» — In andern Briefen nannte er den König einen Herodes, einen Balac, einen Nero und Bertraden eine Jesabel, eine Herodias.

Vergebens versuchte Philipp alle glimpflichen Mittel, um den blinden Eiferer zu besänftigen, vergebens berief er sich auf die Legaten des Pabstes, welche seine Trennung von Bertha im Namen ihres Herrn proklamirt hatten. Yvo's Ränke bewirkten die Ernennung eines neuen Legaten, welcher im Jahre 1094 ein Concilium versammelte und den König, wegen seiner Vermählung mit Bertraden, in den Bann that. Philipp kehrte sich nicht daran, allein er hatte, außer Yvo, noch zwei erbitterte Feinde zu bekämpfen, den Pabst Urban den Zweiten, und den Grafen von Anjou, der mit Wuth die schöne Bertrade in des Königs Armen sah. Philipp erklärte, er wolle sich auf einem Concilium zu Clermont persönlich rechtfertigen. Es wurde gehalten, der ränkevolle Yvo war dessen Seele, und der Zänker trat als Kläger auf, seine Klage stützend auf die Verwandtschaft zwischen ihm und dem Könige, welche dem Letztern verbiete, des Grafen gewesene Gattin zu ehelichen.

Digitized by Google

Philipp und Bertrade wurden nochmals in den Bann gelegt, und zugleich alle Diejenigen damit bedroht, welche ihn für ihren König und Souverain erkennen würden. Die schöne Bertrade nannte man die Verfluchte (maledicam, Wilh. Malmesbury, de gest. reg. Anglor. L. IV. c. 2.). Sehr merkwürdig ist dabei, daß man nicht blos wagte, ein solches Urtheil fast unter den Augen des Königs zu fällen, sondern, daß es von einem Pabste ausgesprochen wurde, der als Flüchtling eine Freistatt in Frankreich und Schutz gegen den Kaiser suchte. Indessen wurde wenigstens, was den Punkt des zu verweigernden Gehorsams betraf, diesem unsinnigen Spruche nicht gehorcht, nicht einmal von der Geistlichkeit, welche ihre alten Gerechtsame gekränkt sah, und sogar sich verlauten ließ, daß man den König absolviren müsse. Trotz der Drohungen des Pabstes, behandelten sie Philipp nach wie vor als den ältesten Sohn der Kirche und hätte er nur mehr Festigkeit des Charakters besessen, er würde als Sieger aus diesem Kampfe hervorgegangen sein. Philipp hatte nicht den Muth, einen entscheidenden Schritt zu thun, sondern begab sich nach Nismes, und empfing die Absolution des Pabstes unter der schimpflichen Bedingung, sich von der geliebten Bertrade zu trennen und nur in Gegenwart von Zeugen sie zu sehen oder mit ihr zu sprechen. Das geschah im Jahre 1096, und ein Jahr später war Alles wieder auf dem alten Fuße, denn länger konnte Philipp die Trennung von Bertraden nicht ertragen. Das

Digitized by Google

vorige Spiel begann nun auf's neue. Urban II. ſtarb, und vergebens hoffte Philipp, daß ſein Nachfolger, Pascal II. ihn ſchonender behandeln würde. Der Bannſtrahl wurde abermals geſchleudert. Philipp beſchloß, ſelbſt nach Rom zu gehen und Alles aufzubieten, um eine Diſpenſation zu bewirken. Yvo kam ihm zuvor durch ein Schreiben an den Papſt, in welchem er dieſen beſchwor, dem Könige nichts zu gewähren, wenn er ſich von Bertraden nicht trenne. Des Königs Reiſe unterblieb und ein neuer Legat ſchrieb abermals ein Concilium aus, auf welchem Philipp und Bertrade in Perſon erſchienen (1104). Hier willigten Beide auf's Neue in die Trennung, und beſchworen auf das Evangelium, ſich künftig nur in Gegenwart unverdächtiger Zeugen zu ſehen, bis der Papſt ihnen die Diſpenſation zugeſtehen würde. Und nun nahm endlich Yvo ſelbſt des ſo unwürdig geneckten Ehepaares ſich an, veränderte plötzlich ſeinen Ton und ſchrieb an den Pabſt (ep. CLIV): »das Sprichwort ſage: wer ſich die Naſe zu ſtark ſchnäuze, der locke Blut hervor; nach den Worten des heil. Cyrillus ſei eine modificirte Diſpenſation der Klugheit nicht zuwider; man müßte Rückſicht nehmen auf die menſchliche Schwachheit u. ſ. w.«

Ob die Diſpenſation des Pabſtes wirklich erfolgte, iſt ungewiß, gewiß hingegen, daß Bertrade nicht aufhörte, Philipp's Gemahlin und Königin zu ſein, ob er ihr gleich zweimal feierlich entſagt hatte. Nach ſeinem Tode wurde ſie eine Nonne, und zwar in dem, von Robert d'Arbriſſel geſtifteten, ſtrengen Orden.

Digitized by Google

Das sechzehnte Beispiel. Luciane von Rochefort wurde schon in ihrem zehnten Jahre mit Ludwig dem Dicken vermählt, (1104) dem vermuthlichen Thronerben. Ihr Vater Graf Guy von Rochefort, hatte jederzeit an Bertradens Schicksal die lebhafteste Theilnahme bewiesen, und dadurch sich auf den Gipfel einer Gunst geschwungen, die ihn nicht selten übermüthig machte. Luciane war erst dreizehn Jahre, als der junge König beschloß, sich von ihr zu trennen. Es fand sich leicht mehr als ein Vorwand. Die Jugend der Braut hatte die Vollziehung der Ehe bis jetzt verhindert, und es wurde auch, wie gewöhnlich, eine weitläufige Verwandtschaft ausgespürt. Im Grunde wollte Ludwig blos den Grafen von Rochefort demüthigen, weil er, bei der Belagerung von Monthléry sehr eigenmächtig und ehrfurchtswidrig gehandelt hatte. Luciane verlor dadurch die Krone, vertauschte den Titel einer Königin von Frankreich mit dem einer Frau von Beaujeu, und war vielleicht glücklicher in den Armen ihres Guichard's, Herrn von Beaujeu, als sie auf dem Throne gewesen sein würde.

Siebzehntes Beispiel. Wir kommen jetzt zu der romantischen Geschichte der schönen Eleonore von Guyenne, der Gemahlin Ludwigs des VII. Sie war kaum sechzehn Jahre alt, ein Liebling der Grazien und des Glücks. Zu der Geburt im Fürstenpurpur und ihrer reichen Aussteuer gesellten sich alle Reize des Körpers und des Geistes. Freilich war sie auch etwas zu lebhaft, ge-

Digitized by Google

fallsüchtig, unbesonnen; doch daß sie, wie alle guten Weiber nur der Liebe bedurfte, um vollkommen zu sein, hat sie in der Folge als Gattin des Königs von England bewiesen.

Ludwig, in gleichem Alter mit seiner Braut, war ein schwacher Prinz. (Vir colombinae simplicitatis — — Simplicior quam deceret principem sagt Duchesne Tom. IV. pag. 410 u. 428.) nicht ohne Kühnheit im Unternehmen, oft aber ohne Klugheit, daher fast stets die Reue folgte. Nur seine Gestalt schien Eleonorens würdig, denn man schildert ihn als einen schönen wohlgewachsenen Jüngling. Mit einem prächtigen Gefolge schickte ihn sein sterbender Vater, Ludwig der Dicke, nach Bordeaux, wo die Vermählung (1137) unter dem lauten Jubel von ganz Frankreich vollzogen wurde. (Suger in vita Ludov. Crassi.)

Ludwig war entzückt von der Schönheit seiner Braut und auch Eleonore schien mit der Wahl ihres Vaters zufrieden; Beide nahmen den ersten jugendlichen Rausch für Liebe. Ihr Aufenthalt in Guyenne währte bis zu dem Tode Ludwig des Dicken, worauf die schöne junge Königin einen triumphirenden Einzug in Frankreich hielt. Während der ersten zehn Jahre dieser Ehe lebte das königliche Paar, wenigstens dem Anscheine nach, friedlich und freundlich miteinander; nur die vielen Andachtsübungen des Königs mochten der fröhlichen jungen Frau und der unbegrenzte Einfluß des Ministers Suger, der ehrgeizigen Königin zuwider sein. Nun aber hatten die Sarazenen

Digitized by Google

Edessa erobert, das heilige Land ging verloren, und Bernhard, der Abt von Clervaux, predigte mit so hinreissender Beredsamkeit einen Kreuzzug, daß Ludwig Einer der Ersten war, der sich das Kreuz auf den königlichen Mantel heften ließ, theils um Ruhm auf Erden und das Paradies im Himmel zu erlangen, theils um eine That abzubüßen, die sein Gewissen ihm vorrückte, da er bei der Einnahme von Vitry 1143 mit kalter Grausamkeit ein tausend dreihundert Menschen hatte verbrennen lassen. Eleonore folgte dem Beispiel ihres Gemahls und nahm das Kreuz. Vielleicht machte seine Eifersucht es ihr zur Pflicht; vielleicht wollte der Minister sie entfernen, um keiner lästigen Regentin untergeordnet zu sein; vielleicht war es auch nur eine Laune der hübschen jungen Frau, der das Kreuzlein von rothem Tuch eben so schön stand als die Krone von Diamanten und die sich wohl von einer Reise nach Asien allerlei Vergnügen versprach. Ihr Beispiel wirkte wie ein elektrischer Funke auf die Damen ihres Hofes, deren eine Menge das Kreuz nahmen, um ihre Gatten zu begleiten, Manche auch ihre Liebhaber. Diese Damen bedurften wiederum vieler Kammerfrauen und so entstand ein Heer von Frauenzimmern, welches die Zahl des männlichen Heeres zwar verdoppelte, aber dessen Stärke nicht vermehrte. Man nahm sogar Dichter mit, um die Siege, die man davon tragen würde, sogleich an Ort und Stelle zu besingen. An strenge Kriegszucht war in einer solchen Armee nicht zu denken. Man vergaß die Beschwerden der Reise bei fröh-

Digitized by Google

lichen Gelagen, die gar bald in unsittliche Schwelgereien ausarteten.

Die Folge von alle Dem war, daß das buntscheckige Heer in Syrien geschlagen wurde, und mit Mühe nach Antiochien entkam. Dort herrschte Raimund, Eleonorens Oheim, der den König und seine Nichte mit großer Freude und großer Pracht empfing, weil er von den Sarazenen hart bedrängt wurde und von den französischen Kreuzfahrern seine Rettung hoffte. Allein Ludwig erklärte sehr bestimmt, er könne sich durchaus nicht eher in einen Krieg einlassen, bis er, seinem Gelübde gemäß, in Jerusalem gewesen. Raimund wähnte, seine schöne Nichte werde ihren Gemahl eines Bessern überreden, auch bot Eleonore Alles auf, um ihres Oheims Wünsche zu erreichen, doch vergebens. Natürlich mußte es die schöne, ehrgeizige Königin schmerzen, unter lauter Fremden und im Angesicht eines nahen, geschätzten Verwandten, einen Beweis ihres geringen Einflußes abgelegt zu haben, und der Erzbischof von Tyrus gibt ihr Schuld, sie habe sich zu Antiochien durch eine zügellose Lebensart gerächt. Dem sei wie ihm wolle, dem Könige blieb das Gerücht von ihren Galanterien weder verborgen noch gleichgiltig. Er verlangte, daß sie Antiochien verlassen sollte, sie weigerte sich dessen. Da ließ er sie mit Gewalt entführen.

Welche Stimmung nach solchen Vorfällen zwischen dem königlichen Paare herrschen mußte, ist begreiflich. Nicht blos schweigende Kälte, sondern auch öftere Aus-

Digitized by Google

brüche der Eifersucht und des Widerwillens erbitterten die Gemüther immer heftiger. Die Verwirrung, die am Hofe herrschte, pflanzte sich auf das Heer fort, dessen Anführer mehr ihren persönlichen Vortheil, als den Ruhm im Auge hatten, und so mußten die wohlangelegtesten Entwürfe scheitern. Die Belagerung von Damascus, dessen Eroberung den Besitz von Syrien gesichert haben würde, hob man unverantwortlicher Weise auf; Ludwig rettete sich mit Mühe vor den Nachstellungen des griechischen Kaisers Manuel, schiffte sich wieder ein, ging nach Sicilien, von da nach Rom und kehrte im Jahre 1150 in seine Staaten zurück.

Hier war sein erstes und größtes Geschäft eine Trennung von Eleonoren zu unterhandeln, die er wahrscheinlich schon zu Rom bei dem Pabst Eugen III. eingeleitet hatte. Vermuthlich bestärkte der allmächtige Abt und Vicekönig Suger den Monarchen in seinem Vorhaben, so schädlich auch eine solche Trennung dem Staate war. Zwei Monate nach Suger's Tode, folglich sonder Zweifel noch als eine Folge seiner Rathschläge, wurde zu Baujency eine Versammlung gehalten, bei der jeder im Staate oder in der Kirche ausgezeichnete Mann in Person erschien. Der König selbst war gegenwärtig, die Königin aber nicht, entweder weil sie sich dessen geweigert hatte, oder weil man es für unanständig hielt. Zum Schein hatte man jedoch den Erzbischof von Bordeaux zu ihrem Vertheidiger ernannt.

Digitized by Google

Der Kanzler nahm das Wort. (Belleforêt, Geschichte von Frankreich bei dem Jahre 1152.) Er sagte, es sei überflüssig, der Versammlung die Klagepunkte weitläufig auseinander zu setzen. Keiner sei gegenwärtig, dem die Aufführung der Königin in Antiochien nicht zur Genüge bekannt sei. Zwar habe Ludwig keine entscheidenden Beweise darüber, auch wolle er nicht aus Rache die Ehre einer Fürstin vernichten, mit der er fünfzehn Jahre lang sein Bett und seine Krone getheilt und die aus dem erlauchten Hause der Herzoge von Aquitanien abstamme, aber er sei auch in einem verbotenen Grade mit ihr verwandt, wie Eleonore zu Antiochien selbst erklärt habe; bis jetzt sei sie blos Mutter von zwei Prinzessinnen, in welchen er sein eigenes Blut ehre, wenn sie ihm aber auch Prinzen gebären sollte, so würden diese seine Nachfolger in den Augen der Kirche aus blutschänderischer Ehe erzeugt sein. Um diesem Unheil vorzubeugen, begehre er die förmliche Scheidung.

Der Erzbischof von Bourdeaux, ein geborner Unterthan Eleonorens, trat nun als ihr Vertheidiger auf, betheuerte ihre Unschuld, und erklärte, die Trennung könne nimmermehr Statt finden, wenn der König blos unerwiesene Gerüchte zum Grunde seines Begehrens mache. Was hingegen die Verwandtschaft betreffe, so sei solche allerdings nicht zu läugnen, nur werde es dem Könige leicht werden, eine Dispensation zu erhalten, eine Maßregel, zu welcher auch die Königin weit lieber die Hände bieten werde,

Digitized by Google

als zu einer gänzlichen Trennung. Vielleicht sagte er das Letztere nur des Wohlstandes halber, auch wurde keine Rücksicht darauf genommen, sondern die Scheidung wirklich proklamirt, und beiden Theilen vorbehalten, sich wieder zu vermählen. Der Annalist von Aquitanien (T. III. bei dem Jahre 1152) und nach ihm viele Andere, haben behauptet, Eleonore sei vom Stuhl in Ohnmacht gefallen und mehrere Stunden sprachlos gewesen, als man ihr die Nachricht überbracht. Ist das wirklich geschehen, so hat das schlaue Weib Komödie mit den Deputirten gespielt; denn theils sagen Andere ausdrücklich, die Trennung sei mit beiderseitiger Einwilligung beschlossen worden (per consensum partium. Gesta Ludovici Grassi c. 30.), theils ist wohl nicht zu zweifeln, daß Eleonore schon damals den Gedanken und die Hoffnung nährte, Heinrich von Anjou, nachmaligen König von England zu heirathen. Sie willigte also mit guter Art in die Scheidung, unter der Bedingung, daß Aquitanien und Poitou ihr und ihren Erben verblieben. Der König ließ sich das gefallen, zum großen Mißvergnügen von ganz Frankreich, und mit Recht werfen fast alle französischen Geschichtschreiber ihm vor, er habe, wenn Eleonore schuldig war, sie in ein Kloster verbannen und Guyenne im Namen ihrer ältesten Tochter als väterlicher Vormund verwalten, oder, wenn sie unschuldig war, sie nicht verstoßen und zwei für Frankreich so wichtige Provinzen aufopfern sollen. Selbst wenn sie schuldig war, meinen Einige, hätte er lieber sich ver-

Digitized by Google

ſtellen und blos Maßregeln zu Verhütung eines Rückfalls treffen, als ein ſolches, dem Staate ſo nachtheiliges Opfer bringen müſſen.

Achtzehntes Beiſpiel. Philipp Auguſt war Witwer und erſt ſechs und zwanzig Jahre alt, da er, im Jahre 1193, die däniſche Prinzeſſin, Ingelberge oder Iſemburge, eine Enkelin des heiligen Canut und Tochter Waldemar I., zur Gemahlin nahm. (Die Dänen nennen ſie Ingeborg.) Der König Canut IV., ihr Bruder, willigte nur auf vieles Zureden in dieſe Verbindung, denn Philipp Auguſt wollte mit ſeiner Hilfe den König Richard aus England vertreiben, Canut hingegen in keinen ſo fernen Krieg ſich einlaſſen. (Gebhardi Geſchichte von Dänemark pag. 511.) Doch wenn gleich nur die Politik um Ingelbergen geworben hatte, ſo ſchien es, als wäre dieſesmal die Liebe unter ihrem Gefolge verſteckt geweſen; denn als die verlobte Prinzeſſin zu Amiens landete, bezauberte ſie durch ihre Schönheit den König auf der Stelle und wenige Tage nachher wurde die Vermählung mit großem Pomp vollzogen. Mit feurigem Verlangen führte Philipp Auguſt die ſchöne Braut in die Hochzeitkammer, mit Abſcheu gegen die Unglückliche trat er am Morgen wieder aus derſelben. Die Gründe dieſes Abſcheues ſind ein Geheimniß geblieben, der König hat ſich nie darüber erklärt. Man vermuthet, daß die junge Königin ein verborgenes, Ekel erregendes Gebrechen an ihrem Körper trug. Gläubige Schriftſteller (unter Andern Anto-

Digitized by Google

ninus P. II. tit. 17. c. 9.) meinten, daß instigante diabolo der König behext worden sei.

Die Zeitgenossen schildern Ingeborg als eines der vollkommensten weiblichen Wesen. Stephan von Tournay ermüdet nicht in ihrem Lobe; Geschichte und Fabel müssen ihm Züge zu seiner Schilderung liefern. »Wir haben hier,« so schreibt er an den Erzbischof von Rheims, »einen kostbaren Edelstein, den die Menschen mit Füßen treten und die Engel verehren; er ist würdig eines königlichen Schmuckes, würdig eines Palastes, würdig des Himmels. Ich rede von der Königin, welche in der Abtei Cisoin fast wie im Kerker lebt, alle Leiden der Verbannung und des Mangels duldend. Wir dürfen sie nur beklagen und ihr Schicksal Gott anheim stellen. Nur ein Herz von Marmor und Erz könnte nicht gerührt werden durch den Zustand einer Fürstin, die so erhaben durch ihre Geburt, so verehrungswürdig durch ihre Sitten und ihr Betragen ist, dabei von bewundernswürdiger Schönheit, im Glauben untadelhaft, sehr jung, aber reifen Geistes. Mit einem Worte: eine Fürstin, klüger als Sara, sittlicher als Rebecca, liebenswürdiger als Rahel, frömmer als Anna, keuscher als Susanna, und, für diejenigen, welche der Schönheit kundig sind, so schön als Helena und so edlen Anstandes als Polixena. Ihre gewöhnlichen Beschäftigungen sind Gebet, Lesen und Handarbeit; Spiele und Zeitvertreib kennt sie nicht. Vom frühen Morgen bis um neun Uhr betet sie, weniger für sich als für den König; sie thut

Digitized by Google

es stehend oder knieend, nie erlaubt sie sich zu sitzen. Ach! wenn dieser Ahasverus die Verdienste seiner Esther recht kennte, er würde ihr bald seine Liebe, sein Vertrauen und den geraubten Thron wieder schenken; er würde in ihre Arme fliegen und mit Salomo zu ihr sprechen: Kehre wieder, meine geliebte Sunamitin! — Diese Königin, diese Königstochter und Enkelin von heiligen Märtirern, muß ihre Möbeln, ja sogar ihre Kleider verkaufen, um Brot zu haben, sie muß um Almosen betteln. Ich habe sie oft weinen sehen und mit ihr geweint. Ich habe sie ermahnt, sich dem Herrn in die Arme zu werfen. Sie thut es, aber seufzend: Meine Freunde, meine Verwandte haben mich verlassen!»

Der schale Vorwand, dessen Philipp sich bediente, um seine Ehe zu trennen, war die Verwandtschaft, und diese wurde gar von dem russischen Zaar Jaroslaw hergeleitet, dessen Tochter Anna französische Königin gewesen. Eine Enkelin von dem Bruder dieser Anna sollte Ingeborg's Großmutter sein. (Mezeray T. III. p. 157.) Schamlos wurde eine solche Stammtafel aufgestellt und beschworen, worauf der König sogleich mit Agnes von Meranie sich verband. Ingeborg's Bruder klagte lange vergebens am päpstlichen Hofe, die Falschheit der beschwornen Stammtafel beweisend. Die schöne Unglückliche blieb ungebeugt. Alles duldete sie, aber ihre Rechte als Königin und Gattin behauptete sie standhaft. Die empörendsten Mißhandlungen, die erniedrigendste Ar-

Digitized by Google

muth entrissen ihr keine Entsagung auf jene Rechte. Der Erzbischof von Rheims nahm sich ihrer treulich an, wenigstens insgeheim. »Ihr allein,« schrieb sie ihm, »habt meine Schwachheit unterstützt, meine Thränen getrocknet, meine Verbannung erleichtert, Ihr allein habt in meinem schweren Kummer mich getröstet. Verstattet nicht, o ich bitte Euch! daß ich jemals einem andern Gemahl überliefert werde; das wäre der gefürchtete Gipfel meines Elends.« (Stephan von Tournay, CCLXIII. Brief.) Am Schluß dieses rührenden Briefes erwähnt sie eines kleinen Geschenkes, welches sie dem Erzbischof übersendet und »welches seiner zwar nicht würdig sei, aber ihn an die traurige Lage der Geberin erinnern solle.« —

Endlich wurde auch der Papst für das unschuldige Schlachtopfer gewonnen. Cölestin III. erklärte die Scheidung für null und nichtig. Sein Nachfolger, Innocenz III., folgte seinem Beispiel, befahl dem Könige, Agnesen zu entfernen, und Ingeborg, seine rechtmäßige Gemahlin, wieder aufzunehmen. Alle französischen Prälaten stimmten ein. Der widerspenstige Philipp und sein ganzes Reich wurden in den Bann gelegt. Wüthend vertrieb er die Bischöfe von ihren Sitzen, die Geistlichen aus ihren Kirchen und confiscirte deren Güter. Zugleich drückte er alle Stände durch neue Auflagen, und machte die Juden zu Generalpächtern. Ganz Frankreich seufzte unter diesem Monarchen. Ingeborg mußte in das Bisthum Tournay flüchten. Aber auch dieser Freistatt der bittersten Armuth entriß er sie, und

Digitized by Google

sperrte sie in das Schloß von Etampes, wo sie alle Leiden einer strengen Haft ertrug und doch standhaft blieb.

Indessen wurde die Lage der Dinge mit jedem Tage ernsthafter. Seit sieben Monaten war aller Gottesdienst unterbrochen, die Todten blieben unbegraben. Die Geistlichkeit ergriff mit Wärme Ingeborg's Partei; der Adel klagte über Verletzung seiner Vorrechte; das Volk, durch Eigennutz und Vorurtheil stets geleitet, schloß den höhern Ständen sich an; es bildeten sich schon gefährliche Parteien, der Königsthron wankte. Da beugte endlich die Furcht den stolzen Philipp, er ließ sich herab zu bitten, und der Papst hob das Interdict auf, jedoch nur unter der Bedingung, daß der König die verstoßene Gemahlin wieder aufnehmen, und binnen sechs Monden, sechs Wochen, sechs Tagen und sechs Stünden in Gegenwart der Königin und ihrer Verwandten, wegen der Trennung seiner Ehe vor dem päpstlichen Legaten sich stellen solle. Den Ort zu bestimmen, wo dieser große Prozeß geführt werden sollte, wurde Ingeborg überlassen, und sie wählte Soissons. Ihr Bruder sandte die geschicktesten Männer seines Reiches, um seine Schwester zu vertheidigen. Im Jahre 1201 versammelte sich der hohe geistliche Gerichtshof. Einige Wochen verstrichen unter wechselseitigen Schikanen und Förmlichkeiten. Aber Philipp merkte bald, daß ein Urtheil gegen ihn würde gesprochen werden. Um dem zuvorzukommen, drang er eines Morgens plötzlich in Ingeborg's Wohnung, setzte sie hinter sich auf sein Roß, ritt mit ihr davon

Digitized by Google

und ließ dem Legaten sagen: er möge sich weiter mit dem Urtheil nicht bemühen, weil er die Königin für seine Frau erkenne und sie wieder zu sich nehme. So erzählt es Mezeray (T. III. p. 177.) und so klingt es auch am wahrscheinlichsten. Doch einige andere Schriftsteller (Paul Emil L. VI. in Phil. Aug. J. Pineda P. III. von der geistlichen Monarchie und Johann de Serres T. I.) fügen so interessante romantische Umstände hinzu, daß ich sie den Leserinnen, die gewiß für Ingeborg laut sich erklärt haben, nicht vorenthalten mag.

Philipp's Sachwalter sprachen mit einer Beredtsamkeit, die um so leichter den Sieg verhieß, als Niemand wagte, für die Unglückliche aufzutreten. Dreimal rief der Herold mit lauter Stimme: Ist kein Vertheidiger der Königin vorhanden? — Tiefes Schweigen herrschte, nur durch einen Seufzer der Unvertheidigten unterbrochen. Schon wollten die Richter zu den Stimmensammeln schreiten, als plötzlich ein Jüngling durch die Volksmenge sich drängte und um Gehör bat. Die Versammlung stutzte. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, der Königin dankbare Blicke hingen bethränt an ihm. Er wandte sich zuerst an den König, verbeugte sich anständig und bat um Erlaubniß, gegen ihn zu sprechen, indem der Monarch dieselbe Ehrfurcht, die man ihm beweise, den Gesetzen schuldig sei. Der überraschte Philipp konnte des Jünglings edlem Stolze und kluger Kühnheit seinen Beifall nicht versagen, er erlaubte ihm, Alles vorzubringen, was er, zu Inge-

Digitized by Google

borg's Vertheidigung, für dienlich halten möchte. Und nun sprach der Fremdling — er sprach nicht, es strömte von seinen Lippen; er rührte, erschütterte, überzeugte — die ganze Versammlung klatschte ihm Beifall zu — der König selbst erröthete, erbleichte und sprach im Innern sein eigenes Urtheil. Fast im Tumult erhoben sich die Richter, um es zu bestätigen, als Philipp klüglich ihrem Spruch zuvorkam und Ingeborg freiwillig in ihre Rechte wieder einsetzte. (Dipl. Philippi in Gruberi Livonia p. 115.)

Allein wer war der großmüthige Fremdling? — Kaum hatte er die günstige Wirkung seiner feurigen Beredsamkeit gespürt, als er unter der Menge sich verlor und verschwand. Vergebens suchte man ihn, Niemand hatte ihn gesehen, Niemand gekannt. Es war ein Engel vom Himmel! riefen die Gläubigen, ihn sandte Gott selbst zum Vertheidiger der unterdrückten Unschuld. Die Königin richtete ihr dankbares Gebet an den Schutzgeist, dessen Gestalt sie nie vergaß.

Aber war sie denn nun glücklich? wurden achtjährige, namenlose Leiden durch die Wiederkehr der Liebe ihres Gemahls vergolten? — O nein! Der Titel Königin wurde ihr zwar nicht mehr streitig gemacht, aber Philipp's Neigung, oder auch nur Hochachtung, konnte sie nie gewinnen. Sie mußte nach wie vor das Schloß zu Etampes bewohnen, wenn auch nicht mehr als eine Gefangene, doch als eine Verlassene. Im Jahre 1210 erbot Philipp sich sogar, die Tochter eines Landgrafen von Thüringen zu ehe-

Digitized by Google

lichen, wenn sie nur nicht ganz häßlich wäre, und wenn ihr Vater den Papst bewegen könne, den König von Ingeborg zu scheiden. Da dieser Plan mißlang, so nahm er 1213 die verhaßte Gemahlin wieder zu sich, ohne darum sein Betragen gegen sie zu ändern. Sie überlebte ihn, denn sie starb erst 1236, etwa sechzig Jahre alt, und hatte folglich die schönsten Jahre ihres Lebens, vom siebzehnten bis in's fünf und zwanzigste, im höchsten Elend verweint.

Neunzehntes Beispiel. Margarethe von Burgund, die erste Gemahlin Ludwig des X., war noch sehr jung, als sie im Jahr 1299 vermählt wurde. Sie verband eine ungemeine Lebhaftigkeit mit blendender Schönheit. Die Galanterie, welche seit der Regierung des heiligen Ludwig am französischen Hofe Wurzel gefaßt, und wie ein schön blühendes Unkraut sich verbreitet hatte, artete nicht selten in Ausschweifungen aus, wie man aus der Schilderung der damaligen Frauen schließen mag, welche Guillaume de Lorris und sein Fortsetzer Jean de Meun in dem berühmten Roman de la Rose geliefert haben. Margarethens Jugend und Temperament widerstanden dem bösen Beispiel nicht. Sie sowohl als ihre beiden Schwägerinnen wurden des Ehebruchs überwiesen. Die Abtei Moubuisson war der Schauplatz ihrer Abenteuer. Ludwig ließ die beglückten Liebhaber und ihre Helfershelfer auf das grausamste hinrichten, ja sogar zuvor lebendig schinden. (Gaguin in Philippo pulchro, L. VII.) Die unglückliche Margarethe wurde mit einer Serviette erdros-

Digitized by Google

felt. Bei dieser gewaltsamen Ehetrennung handelte nicht der König, sondern der beleidigte Gatte.

Zwanzigstes Beispiel. Johanna von Burgund, Gemahlin Philipp V., hatte gleiche Schuld wie Margarethe auf sich geladen, allein ihr Gatte, ein ernster, sanfter Mann und sogar ein Dichter (denn die Provençalpoesie war damals bei Hohen und Niedern beliebt) schien nicht geneigt, das Beispiel der Strenge zu befolgen, welches sein Bruder ihm gegeben hatte. Er verwies Johannen auf ein Schloß, und verzieh ihr sogar nach einiger Zeit.

Ein und zwanzigstes Beispiel. Blanca von Burgund, Gemahlin Karl's des Schönen, wurde gleichfalls des Ehebruchs angeklagt und überwiesen, allein auch sie büßte nur durch Gefangenschaft. Der Papst trennte ihre Ehe auf Karl's Verlangen, der, um ihren Ruf zu schonen, sich blos eines immer in Bereitschaft stehenden Vorwandes, nämlich der Verwandtschaft bediente. Blanca erhielt Erlaubniß, in der Abtei Moubuisson den Schleier zu nehmen, und sich durch strenge Andachtsübungen mit Gott und der Welt zu versöhnen. Allerdings bedurfte sie dessen gar sehr, wenn es wahr ist, was einige Schriftsteller von ihr erzählen, daß sie nämlich ihre begünstigten Liebhaber von einem Thurme herab in den Strom stürzen lassen. Selbst der holländische Dichter, Johannes Secundus, der im Jahre 1532 in Paris war, hatte sich diesen Thurm zeigen lassen, und Eines seiner schönsten Epigramme bei dieser Gelegenheit gedichtet (Bayle Dictionaire unter dem

Digitized by Google

Artikel Buridan), allein dennoch ist es sehr zweifelhaft, daß diese Blanca solch ein Ungeheuer gewesen. Ein sehr junges, sehr hübsches, außerordentlich lebhaftes, durch Beispiele verführtes Weib, so schildern sie die zuverlässigern Geschichtschreiber. Froissard nennt sie eine der schönsten Damen auf der Welt. Man erzählt, (und es sieht ihr wohl ähnlich) sie habe einst, sammt ihren Hofdamen, beschlossen, den Dichter Jean de Meun oder Mehun höchst eigenhändig mit Ruthen zu streichen, weil er in seinem Roman von der Rose so viel Böses von den Frauenzimmern gesagt. Den armen Teufel, der bereits zum Empfang der diktirten Strafe entkleidet war, verließ die Gegenwart des Geistes nicht; er unterwarf sich der Züchtigung, doch unter der Bedingung, daß die Unkeuscheste unter diesen Damen ihm den ersten Streich geben solle. Keine wollte dafür gehalten sein, und Jean de Meun entschlüpfte auf diese Weise der Rache der beleidigten Schönen.

Zwei und zwanzigstes Beispiel. Johanne von Frankreich, eine Tochter Ludwig des XI., war die erste Gemahlin Ludwig des XII. Geist und Herz werden an ihr gerühmt, allein sie war häßlich und sogar bucklig. Ihr Vater konnte sie nicht leiden, und vernachlässigte ihre Erziehung; dennoch gab er sie dem ersten Prinzen seines Geblüts zur Frau, vielleicht weil er diese Prinzen alle haßte, und weil die Vermuthung ihm angenehm war, daß Johanna, bei ihrem Körperbau, unbeerbt bleiben werde. Wenigstens schrieb er selbst an den Grafen Dammartin:

Digitized by Google

das künftige Ehepaar werde in keine Verlegenheit wegen Versorgung der Kinder gerathen, aber, was man auch davon sagen möchte, die Vermählung solle dennoch vor sich gehen. Und sie ging vor sich, obgleich die Braut erst zwölf Jahre, der Bräutigam vierzehn zählte. Der Letztere betheuerte, daß er nur aus Zwang gehorche. (St. Gelais le Montlieu hist. de Louis XII.) Einige behaupten sogar, er habe eine Protestation vor dem Notarius niedergelegt. Indessen, so lange Ludwig XI. lebte, mußte er seine Gesinnungen sorgfältig verbergen, ja sogar alle Pflichten eines Ehegatten erfüllen, denn es galt nichts weniger als sein Leben, und der Schwiegervater hatte ihn so mit Spionen umringt, daß er aus Furcht wohl den Liebhaber seiner Gemahlin spielen mußte. Nach Ludwig's Tode that er sich weniger Zwang an, doch sprach er noch nicht von Trennung, aus Achtung für seinen Schwager, Karl VIII. Aber nur zu deutlich sah Johanne voraus, daß ihr Gemahl, nach erlangter Freiheit, diesen Schritt sogleich thun werde. Sie hielt um so fester an ihrer Tugend, erfüllte jede Pflicht der Gattin mit der zärtlichsten Aufmerksamkeit, ertrug seine Launen und Behandlung mit der bewundernswürdigsten Geduld und Sanftmuth, ja sie hatte das Unglück, ihn wahrhaft zu lieben. Ob sie gleich seine Freuden nie theilte, so verließ sie ihn doch nie im Unglück. Nach dem Verlust der Schlacht von St. Aubin und während seiner Gefangenschaft zu Bourges ließ sie nicht ab mit Bitten bei ihrem Bruder, Karl VIII. und ihrer Schwester,

Digitized by Google

der Herzogin von Bourbon; ihrem beharrlichen Flehen verdankte er zum Theil seine Freiheit.

Gewiß erkannte er diesen Edelmuth, denn sein eigenes Herz war empfänglich dafür, allein er liebte schon längst Annen von Bretagne, die Witwe Karl's VIII., und die Trennung seiner Ehe wurde von ihm beschlossen, sobald er den Thron bestiegen hatte. Johanne that keinen Schritt, um es zu hintertreiben. Der König erklärte in seinem Rathe, »er sei mit Gewalt zu dieser Verbindung gezwungen worden, in einem Alter und zu einer Zeit, wo er des Widerstandes unfähig gewesen sei.« Auch eine gewisse Verwandtschaft machte er geltend, denn sein Schwiegervater hatte ihn aus der Taufe gehoben. Endlich behauptete er auch noch, die Ehe sei nie wirklich vollzogen worden. — Mit gänzlicher Ergebung, aber auch mit großer Würde, antwortete die befragte Königin: »Die geistliche Verwandtschaft sei ihr unbekannt gewesen; von erzwungener Einwilligung habe sie nichts bemerkt, und das Andenken ihres Vaters sei ihr zu ehrwürdig, als daß sie glauben könne, er habe sich unrechtlicher Mittel bedient.« Auf den letzten Punkt, als den entscheidendsten, erklärte sie: »die Schamhaftigkeit verbiete ihr, sich bestimmt auszudrücken, aber ihr Gewissen erlaube ihr nicht, ihn zuzugestehen (d'en demeurer d'accord.)

Folglich standen der Trennung große Schwierigkeiten im Wege, denn der angeführte Zwang entschuldigte nicht länger, wenn die Ehe nachher freiwillig war vollzogen

Digitized by Google

worden, und von der geistlichen Verwandtschaft konnte dispensirt werden. Aber Ludwig XII. schämte sich nicht, seine Aussage zu beeidigen, und auf diesen Eid erklärten die Richter die Verbindung für null und nichtig.

Ludwig eilte, die Früchte seines Meineides zu ernten, und erstickte sein Gewissen in den Armen der schönen Anna von Bretagne. Aber mehrere Theologen der damaligen Zeit tadelten sein Verfahren laut, und Johann Standonk, Rector der Universität, sagte ihm in's Gesicht: »es sei unerlaubt, eine tugendhafte Gattin zu verstoßen und bei ihren Lebzeiten eine andere zu nehmen; auch sei es unerlaubt, des Bruders Witwe zu heirathen.« — Man ließ den ehrlichen Standonk reden und schickte ihn gelegentlich in's Exil. (Histoire de l'Université T. V. p. 900.) Johanne schwieg und vertraute nur Gott ihre Leiden. Der König wies ihr ein reichliches Auskommen an, und sie stiftete ein Nonnenkloster, in dem sie selbst sich einkleiden ließ. Die Gläubigen behaupten sogar, sie habe Wunder verrichtet. Ihre beharrliche Sanftmuth und edles Schweigen waren allerdings eine Art von Wunder.

Drei und zwanzigstes Beispiel. Claudine von Frankreich, die erste Gemahlin Franz des Ersten, ist freilich von ihrem Gemahl nicht eigentlich geschieden, auch nicht von ihm ermordet worden, doch leider ist es nur zu gewiß, daß er ihre Tage, so wie seine eigenen, verkürzte. Sie starb im vier und zwanzigsten Jahre. Der König war der Urheber ihres Todes und folglich der Tren-

Digitized by Google

nung ihrer Ehe. (Brantôme. Belleforêt Annalen bei dem Jahre 1524.) Der zuletzt hier angeführte Schriftſteller nennt ſie die Blume und Perle ihrer Zeitgenoſſinnen, einen Spiegel der Sittſamkeit, Frömmigkeit und Unſchuld, von Jedermann geliebt, nur beſchäftigt Gutes zu thun, Gott zu dienen und ihrem Gemahl gefällig zu ſein. Man betete nach ihrem Tode zu ihr als zu einer Heiligen. An ihrem Hochzeittage war ſie und der ganze Hof in Trauer um Anna von Bretagne, und dieſer düſtere Anblick ſchien gleichſam ihr bevorſtehendes Schickſal zu weiſſagen.

Ihre Nachfolgerin, eine öſterreichiſche Prinzeſſin, fand auch das Glück nicht auf dem franzöſiſchen Throne, denn Brantôme ſagt, der König habe ſie ſchlecht behandelt und dieſe Verbindung oft verflucht. (Dames galantes T. II.)

Vier und zwanzigſtes Beiſpiel. Margarethe von Valois, erſte Gemahlin Heinrich des IV., des Guten, des Vielgeliebten, des Unvergeßlichen, war eines ſolchen Gatten unwürdig; denn ſie beſaß faſt alle Fehler und Laſter der Fürſten ihres Hauſes, obgleich vereint mit allen ihren Tugenden und Talenten: die gefälligen Sitten und die Gutherzigkeit Ludwig XII., aber auch ſeine Schwachheit für Lieblinge, ſein blindes Vertrauen, ſeinen Mangel an Klugheit in frühern Jahren; das Genie Franz des Erſten, ſeine Neigung für Künſte und Wiſſenſchaften, ſeine natürliche Beredſamkeit, aber auch ſeine Eitelkeit, ſeine Ruhmſucht; die Leutſeligkeit Heinrich II.,

Digitized by Google

ihres Vaters, aber auch seine Unbeständigkeit in der Freundschaft; den majestätischen Anstand Heinrich III., aber auch seinen Leichtsinn, mit dem er von Andachtsübungen zu den sinnlichsten Freuden überging. Sie kniete vor allen Altären, hörte mehrere Messen an Einem Tage, und floh aus der Kirche in die Arme der Wollust. Sie war außerordentlich schön, und ein sanftes Feuer leuchtete aus ihren schwarzen Augen; dabei wußte sie durch die gewählteste Kleidung ihre Reize zu erhöhen. Ihre Anbeter hatten sie so oft eine Göttin genannt, daß sie endlich selbst glaubte, es zu sein, und sich gern Urania nennen hörte. Man behauptet, sie habe schon in ihrem zwölften Jahre einen sehr vertrauten Umgang mit dem jungen Entragues und mit einem gewissen Charins gepflogen. Im siebzehnten Jahre wurde sie von dem Herzog von Guise geliebt. Sogar die enge Verbindung mit ihrem eigenen Bruder, dem Herzog von Anjou, soll strafbar gewesen sein, und freilich war die Verderbtheit des französischen Hofes damals so groß, daß das Gerücht dadurch Wahrscheinlichkeit erhält. Der Herzog von Guise wollte sie heirathen, als der König von Portugall um sie warb. Es scheint nicht, daß sie etwas dagegen hatte, allein der König von Spanien hintertrieb diese Verbindung.

Einige Zeit nachher beschloß man, sie mit Heinrich IV., damals Prinzen von Navarra, zu vermählen. Die Königin Mutter nämlich hatte wahrgenommen, daß die protestantische Partei, obschon der Prinz von Condé nicht mehr

Digitized by Google

lebte und viele der ersten Häupter gefallen waren, dennoch von ihrer Stärke nichts verloren hatte; sie wollte den Stamm mit der Wurzel ausrotten, und wußte kein besseres Mittel, um alle Protestanten am Hofe zu vereinigen, als Margarethens Verbindung mit dem Haupte derselben. Das fromme Mädchen hatte weiter nichts einzuwenden, als ihre Anhänglichkeit an die katholische Religion. Indessen verstand sie sich doch dazu, aus den Armen des rechtgläubigen Herzogs von Guise in die Arme eines ketzerischen Prinzen überzugehen; man ersuchte den Papst nicht einmal um Dispensation, obgleich Heinrich und Margarethe Geschwisterkinder im zweiten Grade waren, und die Vermählung wurde mit der größten Pracht vollzogen. (Margarethens eigene Memoiren.) Alle Hugenotten hatten sich auf Treu und Glauben eingefunden. Der 18. August 1572 war ein Tag des Glanzes und der rauschendsten Fröhlichkeit, und schon am vier und zwanzigsten brach die abscheuliche Bartolomäusnacht herein (de Thou). Margarethe wußte nichts davon. Sie selbst erzählt treuherzig: sie sei bei ihrer Mutter, der Königin, gewesen, als diese zu Bett gehen wollen, und Katharina habe ihr gesagt: sie möge sich nur schlafen legen. »Als ich mich verneigte,« das sind ihre eigenen Worte, »nahm meine Schwester von Lothringen mich beim Arm, hielt mich zurück, weinte sehr, und sagte: Mein Gott, Schwester, geh nicht weg. Ich erschrack. Die Königin, meine Mutter, wurde es gewahr, rief meine Schwester, war zornig gegen sie, und verbot ihr, mir etwas

Digitized by Google

zu sagen. — Ich sah wohl, daß sie mit einander flüsterten, aber ich verstand ihre Worte nicht. Die Königin befahl mir noch einmal sehr herbe, ich sollte schlafen gehen. Meine Schwester, in Thränen schwimmend, wagte nichts weiter zu sagen, als gute Nacht, und ich ging, ganz verwirrt und erschrocken, ohne begreifen zu können, was ich zu fürchten hätte. Der König von Navarra war schon im Bett, umgeben von dreißig oder vierzig Hugenottischen Herren, welche die ganze Nacht hindurch von der Wunde sprachen, die der Admiral Coligny erhalten. Als es Tag wurde, stand Heinrich auf, um sich so lange mit dem Ballspiel die Zeit zu vertreiben, bis der König Karl (IX.), den er um Gerechtigkeit in dieser Sache ansprechen wollte, sichtbar sein würde.»

Jetzt fühlte Margarethe sich vom Schlafe überwältigt, ließ ihre Thür zuschließen und entschlummerte. Aber kaum war eine Stunde verstrichen, als sie plötzlich aufgeschreckt wurde durch einen Menschen, der mit Händen und Füßen an die Thüre schlug und dabei schrie: Navarra! Navarra! — Margarethens Amme, die mit in demselben Zimmer schlief, glaubte, es sei der König und öffnete schnell. Es war ein Edelmann, Namens Tejan. Er stürzte herein, vier Häscher hinter ihm. Sein Blut floß, denn er hatte bereits durch Degen und Hellebarde zwei Wunden am Arm empfangen. Seine Todesangst veranlaßte eine der seltsamsten Scenen, denn er warf sich geradezu auf das Bett der jungen Königin, die sich, als die Häscher ihn von da weg-

Digitized by Google

reißen wollten, hinter das Bett warf. Allein Tejan umfaßte sie, und klammerte sich fest an sie an; vergebens wollte sie sich losreißen, er schrie, sie schrie, Beide waren gleich erschrocken.

Jetzt drang der Gardekapitän Nansay herein, der, trotz der Gräßlichkeit des Schauspiels, dennoch sich des Lachens nicht enthalten konnte. Er befahl den Trabanten, sich zu entfernen und bewilligte Margarethen das Leben des armen zitternden Tejan, der nicht mehr von ihrer Seite wich und den sie in ihrem Kabinet verbinden und pflegen ließ, bis er geheilt war. Durch Nansay erfuhr sie Alles, was vorging. Er versicherte sie, daß der König, ihr Gemahl, in dem Kabinet ihres Bruders sei, und daß er nichts zu befürchten habe. Sie warf einen Nachtmantel über und eilte zu ihrer Schwester, wo sie mehr todt als lebendig ankam. In dem Augenblicke, als sie das Vorzimmer betrat, wurde ein Edelmann, Namens Bourse, drei Schritte von ihr, von einer Hellebarde durchbohrt. Fast ohnmächtig fiel sie dem Gardekapitän in die Arme. Endlich gelangte sie zu ihrer Schwester. Auch bis dahin folgten ihr der erste Edelmann und der erste Kammerdiener ihres Gemahls, sie anflehend, ihnen das Leben zu retten. Sie ging und warf sich zu den Füßen des Königs und der Königin Mutter, aber nur mit vieler Mühe wirkte sie Beiden Begnadigung aus.

Diese, von Margarethen selbst niedergeschriebene Erzählung beweiset, welche Abscheulichkeiten die Mörder sich erlaubten, und wie wahr der Spruch ist: »Ein Fürst, der

Digitized by Google

das Verbrechen will, findet überall Handlanger.» Sie beweiset aber auch, daß einige Zeitgenossen schlecht unterrichtet waren, wenn sie das Mährchen ausſprengten: Margarethe habe den König, ihren Gemahl, unter ihrem Reifrock verborgen, und ihm dadurch das Leben gerettet. Figürlich gesprochen, mochte es wahr sein, denn der Gemahl Margarethens von Frankreich und Schwager des Königs wurde um dieſer Verbindung willen geſchont, und in demſelben Sinne drückte Karl IX. ſich aus, wenn er zu ſcherzen beliebte: »Der Unterrock ſeiner Schweſter ſei das Netz geweſen, mit dem er die Hugenotten gefangen.»

Aber ſeine blutdürſtige Mutter, Katharina von Medicis, und ihre Kreaturen, die Guiſen, knirſchten, daß Heinrich, der Hauptgegenſtand des Haſſes, dem Blutbad entgangen war, und, um ihm die Freiſtatt zu rauben, die er in der nahen Verwandſchaft mit dem königlichen Hauſe fand, beſchloſſen ſie, die Ehe wieder zu trennen. Allein woher den Vorwand nehmen? — Die ſkandalöſe Königin fragte Margarethen: ob ihre Ehe wirklich vollzogen ſei? das drückte ſie mit folgenden Worten aus: »ob ihr Gemahl ein Mann ſei, weil, im Fall ſie ſich darüber zu beſchweren hätte, man Mittel finden würde, das Band zu löſen.» — Margarethe hätte wohl antworten können, wie Heinrich ſelbſt ſpäter geantwortet hat: es ſei eben nicht wahrſcheinlich, daß, bei ihrem beiderſeitigen Temperament und Hange zum Vergnügen, ſie in den erſten Tagen ihrer Ehe ſich freiwillig zur Enthaltſamkeit verurtheilt hätten; allein,

Digitized by Google

wenn wir Margarethens eigenen Worten trauen, so verstand sie den Sinn der Frage gar nicht, sondern versetzte ehrerbiethig: »ihre Frau Mutter wolle geruhen zu glauben, daß sie in solchen Dingen ganz fremd sei, aber daß sie mit dem Gemahl, den man ihr gegeben, verbunden bleiben wolle.« »Denn ich merkte wohl,« fügt sie hinzu, »daß unsere Scheidung der Wink zu seinem Verderben sein würde.« Uebrigens betheuert sie in ihren Memoiren, daß sie bei der Frage: ob Heinrich ein Mann sei? sich in dem nämlichen Falle befunden habe, wie jene Römerin, die von ihrem Manne gescholten wurde, daß sie ihm seinen übelriechenden Athem verheimlicht habe, und die auf Treu und Glauben versichern konnte, sie habe dafür gehalten, alle Männer wären mit einem solchen Athem behaftet, weil sie sich nie einem andern als ihm genähert habe. Das wäre denn zugleich eine vollkommene Rechtfertigung und Widerlegung aller der satyrischen Anklagen gegen Margarethen, wenn nur nicht unglücklicherweise ihr ganzes Leben ihre Aussage Lügen strafte.

Dem sei nun wie ihm wolle, sie bezeigte nicht die mindeste Lust sich scheiden zu lassen, entweder aus Herzensgüte, oder weil sie nicht Lust hatte, den Feinden ihres Gemahls zu gefallen, den Titel einer Königin zu entsagen.

Bald nachher wurde der Herzog von Anjou, ihr Bruder, zum Könige von Polen erwählt. Die polnische Gesandtschaft, welche ihn abzuholen kam, hatte auch eine Audienz bei der jungen Königin von Navarra, und war

Digitized by Google

von ihren Reizen so entzückt, daß Einer der Gesandten erklärte: »wenn man sie gesehen habe, so müsse man nichts mehr sehen, sondern, gleich den frommen Pilgrimen, die zu Mekka das Grab ihres Propheten erblickten, sich die Augen ausstechen.» (Brantôme Dames illustres.)

Dieses schöne Weib hing zu jener Zeit noch mit ganzer Seele an ihrem Gemahl. Zwar verrieth sie einst die Flucht, zu der er sich vorbereitet hatte, doch nur unter der Bedingung, daß ihm kein Leides geschehe; und ein anderes Mal setzte sie selbst eine Vertheidigungsschrift für ihn auf, die von den Zeitgenossen und von der Nachwelt bewundert wurde. Ja sie steckte ihn sogar einmal in ihre eigenen Kleider und gab ihm ihren eigenen Wagen zur Flucht. Der Anschlag mißlang, allein der Tod Karl's IX. verschaffte ihm endlich die Freiheit. — Wunderbar, doch mit dem weiblichen Herzen nicht unvereinbar, ist der Umstand, daß zu derselben Zeit, als sie für Heinrich Alles wagte, sie auch einen Edelmann aus der Provence, Namens la Mole, heftig liebte. Gern hätte sie ihn gerettet, denn er wurde als Staatsverbrecher angeklagt, unter andern auch wegen eines Wachsbildchens, welches man bei ihm fand, und dem das Herz mit einer Nadel durchstochen war. Das sollte ein Zaubermittel sein, um Karl IX. aus dem Wege zu schaffen, der wirklich an einer abzehrenden Krankheit litt. La Mole verlor seinen Kopf auf dem Schaffot. (de Thou ad ann. 1574.) Man sagt, Margarethe habe dieses geliebte Haupt entwenden lassen, und es eigenhändig in der Kapelle des heil. Martin begraben.

Digitized by Google

Noch manches andere galante Abenteuer wurde von ihr erzählt, besonders schien Büssy d'Amboise, einer der vollkommensten Männer seiner Zeit, ihre Gunst in einem hohen Grade zu besitzen. Er wurde verbannt, und man nahm ihr sogar ihre Vertraute, eine gewisse Torigny. Diesen doppelten Verlust ertrug sie nicht mit Standhaftigkeit. Sie selbst gesteht in ihren Memoiren: »Die Klugheit verließ mich, der Kummer überwältigte mich. Ich konnte mich nicht entschließen, dem Könige, meinem Gemahl, ferner entgegen zu kommen; wir schliefen nicht mehr beieinander und redeten nicht mehr miteinander.« — Die Noth brachte sie einander wieder näher.

Heinrich III. hatte den Thron bestiegen. Margarethens geliebtester Bruder, der Herzog von Alensdn, wurde am Hofe gering geschätzt. In gleicher Lage befand sich der König von Navarra. Beide entflohen. Heinrich III. wüthete und Margarethe sollte Alles entgelten. Sie bekam Arrest auf ihrem Zimmer. Ohne ihre Mutter würde ihr Schicksal noch härter gewesen sein. Ihre Vertraute, Torigny, wollte der König ersäufen lassen; sie war bereits ergriffen, als einige Offiziere, die dem Herzog von Alenson zu folgen im Begriff standen, herzusprengten und sie ihren Henkern entrissen.

Der König von Navarra hatte zwar von seiner Gemahlin keinen Abschied genommen, allein er schrieb ihr einen freundlichen Brief, und bat sie um ihren Beistand am Hofe. Die Königin Mutter begab sich selbst zu dem Herzog

Digitized by Google

von Alenson, der bereits an der Spitze einer ansehnlichen, täglich wachsenden Macht stand, und suchte ihn zu besänftigen, allein er schwur, daß er sich in nichts fügen werde, wenn man nicht seine Schwester in Freiheit setze. Das geschah. Der wankelmüthige König ließ sich sogar zu einer Art von Entschuldigung herab. Margarethe erzählt, sie habe in ihrem Gefängniß zuerst Geschmack an dem Lesen frommer Bücher gefunden. »Traurigkeit und Einsamkeit" sagt sie, »verliehen mir diese Wohlthat."

Nach ihrer Befreiung befand sie sich in der glänzendsten Lage: der Herzog von Alenson, ihr Bruder, hatte sie gleichsam zum Friedensstifter in der königlichen Familie erwählt, ihre Mutter ging sehr freundlich, der König sehr schonend mit ihr um, und ihr Gemahl bewies ihr Achtung. Sie war gegenwärtig und eine mitwirkende Person bei der bald darauf erfolgten Aussöhnung. Der König von Navarra blieb in Guyenne. Sie bat Heinrich III. um Erlaubniß, ihm dahin zu folgen. Ihrem Begehren wurde eine Zeitlang ausgewichen, und endlich empfing sie die trockne Antwort: »man wolle nicht, daß sie mit einem Ketzer leben solle." — Sie mußte schweigen; um aber doch nicht am Hofe zu sein, während die katholische Ligue geschlossen wurde, reiste sie in's Bad nach Spaa. Diese ganze Reise war ein Triumph für sie, denn sie wurde überall mit der größten Auszeichnung empfangen. Der Tragsessel, dessen sie sich bediente, wird als sehr kostbar und auffallend geschildert, er bestand aus rothem Sammt mit Gold und

Digitized by Google

Seide gestickt und es waren vierzig verschiedene Devisen daran angebracht. Drei andere Tragsessel ihrer vornehmsten Begleiterinnen folgten, zehn junge Hofdamen zu Pferde mit ihren Gouvernanten ritten zur Seite, und noch sechs Wagen voll Damen beschlossen den Zug. Dieser Theil ihrer Memoiren ist der unterhaltendste und man sieht, daß sie mit besonderm Vergnügen daran geschrieben hat. Bei ihrer Zurückkunft fand sie lauter freundliche Gesichter am Hofe, konnte aber doch erst sechs Monat später die Erlaubniß erringen, sich zu ihrem Gemahl zu begeben, der ihr entgegen kam und anderthalb Jahr mit ihr in Guyenne lebte. Auch Katharina von Medicis hatte sich zu ihm gesellt, mit dem ganzen Heer von schönen Hoffräulein, die sie um sich zu versammeln pflegte, und deren Zahl bisweilen auf dreihundert stieg. Hier war es, wo der König von Navarra sich in Eine derselben, Namens Dayelle, verliebte. Margarethe soll dagegen eine Eroberung an ihrem ehrbaren Kanzler Pybrac gemacht haben.

Nach diesem Zeitraum begab sich der Hof nach Pau in Bearn, wo das gute Vernehmen zwischen Heinrich und Margarethen nicht lange dauerte. In Ansehung der Galanterie hatten sie einander nichts vorzuwerfen. Aus den Armen der schönen Griechin Dayelle, (sie war von der Insel Cypern gebürtig), warf er sich in die Arme einer gewissen Rabours, die er dann wieder, um einer gewissen Fosseuse willen, verließ. Margarethe behandelte alle seine Maitressen mit Güte und Nachsicht, vielleicht um ähnliche

Digitized by Google

Schonung für sich zu erwerben. Die verliebten Abenteuer entzweiten folglich das königliche Paar nicht; aber die Frömmigkeit — wer sollte es glauben! — war ein härterer Stein des Anstoßes. Zu Pau wurde kein katholischer Gottesdienst gehalten, höchstens erlaubte man Margarethen, die Messe in einer kleinen Kapelle lesen zu lassen, in der kaum sieben bis acht Personen Platz hatten, und wenn das geschah, so zog man noch obendrein die Zugbrücke des Schlosses auf, damit kein Katholik sich herzudrängen sollte. Indessen hatten sich am Pfingstfeste 1579 doch Einige mit eingeschlichen, die von einem intoleranten Sekretär des Königs, in Gegenwart der Königin, gemißhandelt und arretirt wurden. Margarethe beklagte sich darüber bei ihrem Gemahl, der Sekretär vertheidigte sich mit Unverschämtheit und Mangel an Ehrerbietung gegen die Königin. Heinrich, statt ihn dafür zu züchtigen, nannte sein Betragen blos einen indiscreten Religions-Eifer, versprach ihr Genugthuung, zog es aber in die Länge, und erbitterte Margarethen dadurch so sehr, daß sie erklärte, sie werde sich entfernen, wenn er den Sekretär (er hieß le Pin) nicht wegjage. Heinrich that es endlich, aber er liebte den Menschen, und behielt daher einen Groll gegen seine Frau, den er nicht verbarg und der nach und nach immer mehr um sich griff. Zwar bewies sie, in einer Krankheit, in welche er verfiel, ihm so viel zärtliche Sorgfalt, daß ihr gutes Vernehmen dadurch wieder hergestellt wurde und noch fünf Jahre währte — allein im Jahre 1580 brach der Krieg

Digitized by Google

zwiſchen den Katholiken und Proteſtanten wieder aus, Margarethe mißbilligte es laut und Heinrich nahm das übel auf.

Nach geſchloſſenem Frieden glaubte der König von Frankreich den von Navarra und den Herzog von Alenſon um ſo leichter an ſeinen Hof locken zu können, wenn er Margarethen zurück kommen ließe. Das Mißvergnügen mit ihrem Gemahl machte ſie dazu bereitwillig, und ſie reiſte ab. Schade, daß ihre eigenen Memoiren hier endigen.

Am Hofe ihres Bruders warteten ihrer traurige Tage. Ihre enge, dem Könige höchſt mißfällige Verbindung mit dem Herzog von Alenſon zog ihr eine harte Beſchimpfung zu. Denn als eines Tages ein Kourier, den Heinrich III. nach Rom an ſeinen Liebling Joinville ſandte, von vier maskirten Reitern ermordet und ſeiner Depeſchen beraubt wurde, fiel ſein Argwohn deshalb auf ſeine Schweſter. In der Wuth vergaß er Alles, was er ihr, als ſolcher, und als Königin ſchuldig war, und warf ihr öffentlich ihr ausſchweifendes Leben vor.

Die beſtürzte Margarethe ſchwieg, und Heinrich herrſchte ihr zu: »ſie ſolle augenblicklich Paris verlaſſen, um den Hof von ihrer Gegenwart zu befreien.« — Sie gehorchte und entfloh, ohne Gefolge, ſogar ihrer nothwendigſten Bedienung beraubt. »Gibt es auch zwei unglücklichere Fürſtinnen,« rief ſie aus, »als mich und Maria Stuart?« — Nur zwei Damen, ihre Lieblinge, waren ihr gefolgt, allein ſie wurden von Gensdarmen eingeholt, der Offizier ließ die Sänfte halten, zwang die Königin ſelbſt ihre Larve abzunehmen, (denn die Damen pflegten

Digitized by Google

damals nur mit Masken vor dem Gesicht zu reisen) und trieb die Unverschämtheit so weit, der Herzogin von Jaras und der Demoiselle de Bethune Ohrfeigen zu geben, worauf er sie aus der Sänfte riß und als Gefangene fortschleppte. Diese Damen verhörte der König selbst, und die Fragen, die er ihnen vorlegte, hatten sämmtlich die Beschimpfung seiner Schwester zum Zweck. Indessen hielt er doch für nöthig, bei seinem Schwager dem üblen Eindruck zuvorzukommen, den ein so rasendes Verfahren nothwendig machen mußte; er schrieb an den König von Navarra, erwähnte mit keiner Silbe der von der Königin erduldeten Beschimpfung, sondern meldete blos, er habe die Ausschweifungen ihrer Damen entdeckt und sie weggejagt. (Memoires de Duplessis Mornay.) Da der König von Navarra nichts weiter von der Sache wußte, als was sein Schwager ihm schrieb, so dankte er ihm noch obendrein für seine Sorgfalt. Als er aber nachher die nähern Umstände erfuhr, so schickte er einen Vertrauten an Heinrich III., forderte Erklärung und guten Rath, was dabei zu thun sei? (d'Aubigné Tom. II. L. V. c. 3.) Die Antwort war ausweichend, keine Genugthuung erfolgte und daher nicht zu verwundern, daß Margarethe von ihrem Gemahl zwar aufgenommen, aber nicht mehr mit der gewöhnlichen Achtung behandelt wurde, zumal es ziemlich weltkundig war, daß sie mit dem sogenannten schönen Chauvallon in Verhältnissen gestanden.

Dieser Chauvallon war nun zwar verschwunden, allein Margarethens Herz konnte nie leer bleiben; sie spann neue

Digitized by Google

Intriguen, bis die täglich sichtbarer werdende Verachtung ihres Gemahls sie zu dem Entschluß brachte, nach Agen zu entfliehen, eine Stadt, die ihr als Mitgabe angewiesen worden, wo es von Katholiken wimmelte, und wo man sie daher mit Freuden aufnahm. Hier gab sie als den Grund ihrer Trennung an, sie habe mit einem vom Papste excommunicirten Ketzer nicht länger leben können. Aber bald machte sie auch hier durch ihre Ausschweifungen sich aller Welt gehässig. Die Protestanten eroberten Agen im Einverständniß mit den Einwohnern, und Margarethe hatte kaum so viel Zeit, sich hinter einen Edelmann auf das Roß zu schwingen, der sie nach Carlot, einer Festung in den Gebirgen von Auvergne, brachte. Aber auch hieher verfolgte sie der Haß ihres Bruders. Die Einwohner von Carlot wollten sie dem Könige ausliefern; sie erfuhr es, entwischte, wurde eingeholt, und auf dem Schlosse Usson in Auvergne eingesperrt. Noch einmal versuchte sie die Macht ihrer Reize, denn sie war noch immer sehr schön, obgleich schon fünf und dreißig Jahre alt. Der Kommandant wurde der Sklave seiner Gefangenen; er überlieferte ihr das sehr feste Schloß, wo man sie nicht anzugreifen wagte, oder vielmehr, man überließ sie, an diesem traurigen Verbannungsorte, dem Kummer, der Langenweile, und sogar dem Mangel, denn sie mußte, um Geld zu haben, ihr Silberzeug einschmelzen und ihren Schmuck in Venedig verpfänden. Eine Zeitlang besaß sie wirklich nichts als die Luft, die sie einathmete, hoffte wenig, fürchtete Alles und sah Alles um

Digitized by Google

sich her in Flammen. Ohne die hilfreiche Hand ihrer Schwägerin, der Eleonore von Oesterreich, war sie der äußersten Armuth Preis gegeben.

Als Heinrich IV. den Thron bestiegen hatte, bot sie vergebens Alles auf, um mit dem ihr gebührenden Range wieder bei Hofe zu erscheinen. Diesen Rang — das war die harte Bedingung — sollte sie der schönen Gabriele d'Esprées überlassen. Ihr Unglück hatte sie noch nicht so sehr gebeugt, um, so lange als diese Nebenbuhlerin lebte, darein zu willigen, nach deren Tode jedoch Furcht und Langeweile sie vermochten, selbst bei dem Papst Clemens VIII. die Bitte um Scheidung einzureichen. Ihre Ehe wurde 1599 für null und nichtig erklärt, doch blos unter dem Vorwande, sie sei dazu gezwungen worden. Heinrich IV. vermälte sich mit Marien von Medicis, und erst fünf Jahre nachher (1605) erhielt sie endlich die so sehnlich gewünschte Erlaubniß, an den Hof zurückzukehren.

Ihr Ehrgeiz mußte wohl ganz verschwunden und der Aufenthalt auf ihrem Schlosse ganz unerträglich sein, da sie sich entschließen konnte, in Paris, wo sie vormals angebetet wurde und die erste Rolle spielte, jetzt als gewesene Königin der regierenden Königin den Hof zu machen, ja sogar ihrer Krönung beizuwohnen, und bei dieser Ceremonie auch noch der Schwester des Königs den Vorrang zu lassen.

Das Gefühl für alle diese Kränkungen erstickte sie auch jetzt noch, in ihrem vierundfünzigsten Jahre, in rauschen-

Digitized by Google

den Vergnügungen. Heinrich IV. mußte sie bitten — und in der That aus freundlicher Besorgniß für ihre Gesundheit — nicht so verschwenderisch zu leben und nicht aus Nacht Tag zu machen; allein sie antwortete: der Hang zur Verschwendung sei ein Familienfehler, den sie nun nicht mehr ablegen könne. Sie hatte wieder einen jungen Liebling, Namens Datte, der von einem andern Jüngling, Vermond, dicht neben ihrem Wagen ermordet wurde. Das machte ihre bisherige Wohnung ihr verhaßt, sie kaufte einen andern Palast, und legte bald darauf den Grundstein zu dem Augustinerkloster, von welchem die Straße bis auf den heutigen Tag den Namen trägt.

»Hier,« — sagt Mezeray (T. VI. p. 537.) — „verlebte sie den Rest ihrer Tage von einem kleinen Hofstaat umgeben, immer Luxus und Eitelkeit mit der Liebe zu den Wissenschaften, Musik und Tanz mit ernsten Studien, die christliche Freigebigkeit mit der Ungerechtigkeit vereinend; sie besuchte die Kirchen fleißig, gab den Zehnten ihrer Einkünfte den Armen, und hatte Gelehrte in ihrem Gefolge, denen sie Pensionen gab; sie machte sich aber auch eine Ehre daraus, immer noch galante Abenteuer zu haben, immer noch neue Vergnügungen zu erfinden und ihre Schulden nie zu bezahlen.«

Sie schrieb nicht allein vortrefflich in Prosa, wie ihre Memoiren beweisen, sondern sie machte auch recht artige Verse. So vertrieb sie sich die Zeit bis in ihr zwei und sechzigstes Jahr, wo sie starb (1615). Von einigen Schriftstel-

Digitized by Google

lern ist sie bis in den Himmel erhoben worden, zum Beispiel von Brantome und Hilarion de Coste, Andere haben, mit mehr Wahrhaftigkeit, die dunkeln Schatten dem lichten Gemälde beigefügt, zum Beispiel Dupleix und Mezeray.

Heinrich IV. war unter den französischen Königen der letzte, der sich von seiner Gemahlin trennte.

Pensylvanien und die Quäker.

(Nach Raynal.)

Die menschenfreundliche Sekte der Quäker entstand in England während der blutigen Bürgerkriege, die das Haupt eines Königs dem Beile des Henkers überlieferten. Ihr Stifter war Georg Fox, ein Handwerksmann von niedriger Herkunft, ein Religions-Schwärmer, der seine Werkstatt verließ und, um sich ganz dem Irdischen zu entziehen, jede Verbindung mit seiner Familie abbrach. Selbst der Versuchung, neue Verbindungen anzuknüpfen, wich er durch ein herumirrendes Leben aus. Oft verbarg er sich in die Wälder, blos von seiner Bibel begleitet, und auch dieser glaubte er nicht mehr zu bedürfen, nachdem er durch die Propheten und Apostel sich hinlänglich begeistert fühlte. Nun suchte er Proselyten zu machen, ein leichtes Unternehmen in Zeiten, wo Religionsschwärmerei so viele Köpfe

Digitized by Google

verwirrte. Bald sah er sich von Jüngern umringt. Die Einfachheit ihrer Kleidung fiel zuerst auf. Sie duldeten weder Tressen noch Stickereien, weder Spitzen noch Manschetten, kurz, keinen überflüssigen Zierrath, keine Falte im Kleide, keinen Knopf am Hute. Ihr Anstand war bescheiden. Alle Auszeichnungen, die der Hochmuth erfunden hat, waren ihnen gehässig; sie wollten weder Herren sein noch Knechte haben. Alle hochtönenden Titel verdammten sie, nannten den übermüthig, der sie trug, und niederträchtig den, der sie nachsprach. Sie erkannten weder Excellenz noch Eminenz. Der Titel Freund, meinten sie, gezieme jedem Bürger und Christen. Eine Verbeugung schien ihnen zwangvoll und lächerlich. Das Abnehmen des Hutes hieß ihnen, sich selbst herabsetzen, um Andere zu ehren. Keine Obrigkeit konnte ihnen ein äußeres Zeichen von Achtung abgewinnen. Sie duzten Jedermann, selbst Könige, weil man ja selbst Gott und die Heiligen duze. Die Würde ihrer Moral veredelte das Seltsame ihrer Gebräuche. Waffen tragen, nannten sie ein Verbrechen; geschah es um anzugreifen, ein Verbrechen an der Menschheit; um sich zu vertheidigen, eines gegen das Christenthum. Allgemeiner Friede war ihr Evangelium. Der Quäker, der einen Backenstreich empfing, hielt sogleich den andern Backen hin, und forderte man sein Kleid, so gab er auch die Weste. Hatten diese Gerechten irgend einen Lohn verdient, so begehrten sie nie mehr als ihnen gebührte, nahmen aber auch nie weniger. Schwören vor Gericht, geschehe es auch um die Wahrheit zu beschwö-

Digitized by Google

ren, nannten sie eine Beschimpfung des höchsten Wesens, um elender Händel der Sterblichen willen.

Die Höflichkeitsgebräuche des bürgerlichen Lebens verachteten sie nur; die kirchlichen Ceremonien aber verabscheuten sie. Den Sonntag feierten sie nicht durch Ruhe, weil Müßiggang schädlich sei. Sie lächelten über Taufe und Abendmahl; die Kirchen nannten sie Marktschreier-Buden, auch mochten sie keine Geistlichen, da jeder Gläubige unmittelbar vom heiligen Geiste inspirirt wurde, folglich hoch erhaben über die Priester stand. In ihren Versammlungen sprach, wer sich begeistert fühlte; gleichviel ob Mann oder Weib. Bisweilen sprachen Mehrere zugleich, doch weit öfter herrschte tiefes Schweigen in der ganzen Versammlung.

Diese Schwärmerei machte die Nerven so reizbar, daß Krämpfe und Zuckungen daraus entstanden, und davon empfing die Sekte den Namen der Quäker, soviel als Zitterer. Hätte man sich begnügt, auf diese Weise die Thorheit zu verspotten, so würde man sie nach und nach geheilt haben; allein während jede andere neue Sekte aufgemuntert wurde, verfolgte man diese und quälte sie. Narrenhaus, Gefängniß, Peitsche und Pranger wurden Leuten zu Theil, die kein anderes Verbrechen begingen, als daß sie über alle Maßen vernünftig und tugendhaft sein wollten. Ihre Standhaftigkeit im Leiden weckte Mitleid und bald Bewunderung. Cromwell selbst — der einer ihrer heftigsten Verfolger gewesen war, weil sie, in die Lager schleichend, die Soldaten von ihrem blutigen Berufe

Digitized by Google

abwendig machten — Cromwell selbst gab ihnen öffentliche Zeichen der Achtung, und war so schlau, sie zu seinen Anhängern machen zu wollen, um selbst dadurch dem Volke mehr Ehrfurcht einzuflößen. Allein sie wichen ihm aus und er gestand nachher, das sei die einzige Religion, von der er durch Guineen nichts habe erhalten können.

Doch unter allen diesen Sektirern war nur Einer, dessen Name auf die Nachwelt zu kommen verdient: Wilhelm Penn, der Sohn des Admirals Penn, eines Mannes, der sehr klug oder sehr glücklich war, denn er besaß nicht allein das Vertrauen Cromwells, sondern auch der beiden Stuarte, die ihm folgten. Bei verschiedenen See-Expeditionen hatte er ansehnliche Vorschüsse gemacht, und die Zeiten waren so schlecht, daß man bei seinen Lebzeiten ihn nicht bezahlen konnte. Als nach seinem Tode die Schatzkammer um nichts reicher war, that man seinem Sohne den Vorschlag, ihm, statt baren Geldes, einen unermeßlichen Landstrich in Amerika einzuräumen; eine Gegend, die zwar längst entdeckt und von englischen Kolonien umringt, aber immer vernachläßigt worden war.

Von der Leidenschaft der Menschlichkeit ergriffen, nahm Penn mit Freuden dieses Erbe an, in dem er fast als Souverain auftreten sollte. Er beschloß, einen Wohnsitz der Tugend und eine Freistatt des Unglücks daraus zu machen. Mit diesem edlen Vorhaben reiste er im Jahre 1681 nach dem Lande, welches hinfort Pensylvanien genannt wurde. Alle Quäker, die von der Geistlichkeit verfolgt wurden, weil

Digitized by Google

sie den Zehnten und andere, von Geiz und Betrug ersonnene Auflagen nicht entrichten wollten, verlangten ihm zu folgen, allein aus kluger Vorsicht nahm er Anfangs deren nur zweitausend mit. Er bezeichnete seine Ankunft in der neuen Welt durch eine Handlung der Gerechtigkeit, die alsobald ihm und seinen Grundsätzen Liebe und Achtung erwarb; er kaufte nämlich von den Eingebornen das Land, welches abzutreten, nach seiner Meinung, das britische Ministerium kein Recht hatte, da es nicht diesem, sondern den Eingebornen zugehörte. Und so stellte er ein Beispiel auf, wie man eines Volkes Rechte ehren muß, welches weder vor noch nach ihm in Europa gesehen worden, wo man gewöhnlich die Menschen sammt ihrem Lande, wie Viehherden sammt ihrer Weide, verkauft. Der Preis, den die Wilden forderten, ist unbekannt. Penn suchte durch manche Rechtsformen seinen Besitz zu befestigen, und was diesen Formen abging, ersetzte er durch den edlen Gebrauch, den er von seinem Rechte machte. Die Amerikaner faßten eben so viel Zuneigung für seine neue Kolonie, als Abneigung sie den übrigen bewiesen, die ohne Achtung für ihre Rechte in ihrer Nachbarschaft entstanden waren. Ein wechselseitiges Vertrauen knüpfte ein schönes, nie locker gewordenes Band zwischen beiden Völkern. Penn's Menschenliebe erstreckte sich auf alle, die sein neues Reich zu bewohnen kamen. Da das Glück seiner Gefährten von einer weisen Gesetzgebung abhängen sollte, so gründete er die seinige auf die beiden Grundpfeiler des

Digitized by Google

Glanzes der Staaten und der Glückseligkeit der Bürger: Eigenthum und Freiheit.

Wenn es vergönnt wäre, bei einer Begebenheit, die fürwahr fabelhaft, besonders in unsern Zeiten, scheint, der Sprache der Fabel mich zu bedienen, so würde ich sagen: Asträa, schon so lange den Sterblichen entrückt, sei vom Himmel herabgestiegen, um das Reich der Unschuld und Eintracht noch einmal unter den Menschen zu gründen. Hier athmet jeder Rechtliche frei! hier findet er Ersatz für alle den Kummer und Abscheu, den die neuere Geschichte, und besonders die der Europäer in der neuen Welt, ihm eingeflößt hat. Bis dahin verstanden diese Barbaren nur zu entvölkern, ehe sie Besitz ergriffen, nur zu verwüsten, ehe sie anbauten.

Der tugendhafte Gesetzgeber legte einen Grundstein, die Toleranz. Er wollte, daß jeder Mensch, der einen Gott erkannte, des Bürgerrechts, und jeder Christ der Regierung theilhaftig würde. Uebrigens mochte Jeder nach seiner Weise Gott verehren; es gab keine herrschende Kirche in Pensylvanien, keine gezwungenen Beiträge zum Bau eines Tempels, und den Gottesdienst besuchte Jeder nur freiwillig.

Das Eigenthum des Landes wollte Penn seiner Familie hinterlassen, doch sollte sie nie entscheidenden Einfluß in öffentlichen Angelegenheiten, nie ohne Zuziehung der Volksdeputirten irgend eine Machthandlung ausüben. Alle Bürger waren Wähler und wahlfähig. Um so viel möglich

Digitized by Google

Bestechung zu vermeiden, wurden die Stimmen heimlich gegeben, deren Mehrheit das Gesetz schuf; war aber von Auflagen die Rede, so mußten zwei Dritttheile sie bestimmen und billigen. Dann schien die Auflage nur ein freiwilliges Geschenk.

So dachte Penn, der Philosoph. Den bemittelten Ankömmlingen verkaufte er Ländereien, den Unbemittelten schenkte er sie. Ein Familienvater erhielt für sich, sein Weib, seine Knechte und Kinder über sechzehn Jahre, für Jeden fünfzig Hufen Landes gegen einen geringen Grundzins. Richterstühle wurden gegründet, die das Eigenthum beschützen, nicht aussaugen sollten, darum empfing kein Richter irgend einen Lohn oder Sold. Drei Schiedsrichter oder Friedestifter suchten in jedem Bezirk zu bewirken, daß Mißhelligkeiten nicht einmal bis zu den Richterstühlen gelangten. Um Verbrechen zu verhüten, wollte man deren Quelle verstopfen: Armuth und Müßiggang. Jedes Kind über zwölf Jahre, von welcher Geburt es auch sein mochte, mußte ein Handwerk lernen. Das verbürgte dem Armen seinen Unterhalt, und dem Reichen eine Zuflucht im Unglück; auch schuf es mehr Gleichheit zwischen den Menschen, indem es an ihre allgemeine Bestimmung, Arbeit, sie erinnerte.

Nie vielleicht hatte die Tugend kräftigere Mittel ersonnen, um Glückseligkeit herbeizuführen. Meinungen, Empfindungen, Sitten, verbesserten das etwa Mangelhafte, und ersetzten das etwa Unvollkommene. Auch machte Pensylvaniens Wohlstand reißende Fortschritte. Diese Republik

Digitized by Google

— ohne Kriege, ohne Eroberungen, ohne Anstrengung, ohne irgend eine jener Revolutionen, die den Pöbel blenden, stellte der Welt ein einziges Schauspiel dar. Ihre wilden Nachbarn wurden durch Sanftmuth gefesselt. Die entfernten Völker ehrten ihre Tugenden trotz eigener Verderbtheit. Alle Nationen freuten sich, die alten Zeiten erneuert zu sehen, die sie, getäuscht durch europäische Sitten und Gesetze, bisher für fabelhaft gehalten hatten. Man fing endlich an zu glauben, daß ein Volk ohne Herren und ohne Priester auch glücklich sein könne. Der Mensch bedarf des Einen wie des Andern, so sagt die Schmeichelei in Kirchen und an Höfen. Ja, ohne Zweifel bedürfen böse Fürsten grausamer Götter, um im Himmel Beispiele ihrer Tirannei zu finden; sie bedürfen der Priester, um den grausamen Göttern Anbetung zu erzwingen. Aber der gerechte, freie Mensch verlangt nur einen Gott, der sein Vater sei, Gleichheit unter Menschen, die ihn lieben, und Gesetze, die ihn beschützen.

Pensylvanien wird rings umher von befreundeten Nachbarn und im Innern durch die Tugend seiner Bewohner geschützt und ist in eilf Grafschaften getheilt; der Himmel ist heiter, das Klima gesund, durch Urbarmachung des Bodens noch verbessert. Die ersten Europäer, die hier landeten, sahen nur Brennholz und Eisenminen. Als aber die Wälder gelichtet wurden, und der Pflug über die alten Baumwurzeln ging; da keimten und reiften mannichfaltige Früchte, Flachs, Hanf, und alle Gattungen von Getreide, vor

Digitized by Google

Allem Weizen und Mais. Nach allen Seiten hin kultivirte man den Boden mit einer Kraft und einem Erfolge, der alle Nationen in Erstaunen setzte.

Dieser Fleiß war doch nur eine Folge der Freiheit und Toleranz, welche Schweden, Holländer, Franzosen und vor Allen die arbeitsamen Deutschen nach Pensylvanien zogen. Quäker und Wiedertäufer, Anglikaner und Methodisten, Presbyterianer und mährische Brüder, Lutheraner und Katholiken vereinigten sich, um immer neue Blüten und Früchte aus dem jungfräulichen Boden hervorzulocken. Unter so zahlreichen Sekten unterschied sich Eine, die Dumplers. Ihr Stifter war ein Deutscher, den die Welt anekelte, und der fünfzig Meilen von Philadelphia eine angenehme Einsiedelei bewohnte, wo er sich ganz der geistigen Anschauung widmete. Neubegier zog andere Deutsche zu ihm hin, seine Frömmigkeit und Einfachheit fesselte sie an ihn. Es entstand ein Städtchen, welches die Stifter derselben Euphrat nannten, eine Anspielung auf die Juden, die an den Ufern dieses Flusses ihre Psalmen plärrten. Das neue Euphrat ist im Dreieck gebaut, von Apfel- und Maulbeerbäumen symmetrisch umgeben, im Mittelpunkt derselben ein großer Obstgarten; zwischen diesem und jenen Alleen stehen die einzelnen Häuser, in welchen jeder Dumpler, durch keine Nachbarschaft zerstreut, sich seinen Betrachtungen überläßt. Ihrer sind höchstens fünf hundert. Ihr kleines Gebiet enthält nicht mehr als zwei hundert fünfzig Hufen Landes (acres), ein Fluß, ein Teich, ein

Digitized by Google

waldichter Berg sind dessen Grenzen. Männer und Weiber wohnen abgesondert, sehen sich nur in der Kirche. Versammlungen finden blos in öffentlichen Angelegenheiten Statt. Zwischen Arbeit, Gebet und Schlaf ist ihr Leben getheilt. Zweimal am Tage und zweimal in der Nacht verlassen sie ihre Zellen, um Gott zu dienen. Gleich den Quäkern und Methodisten hat Jeder, der sich begeistert glaubt, das Recht zu predigen. Demuth, Mäßigkeit, Keuschheit sind die Lieblingsgegenstände ihrer Redner. Nie entweihen sie den Sabbat. Sie fürchten eine Hölle und hoffen ein Paradies, allein sie verwerfen mit Recht die Ewigkeit der Höllenstrafen. Die Lehre von der Erbsünde verabscheuen sie als Gotteslästerung. Da sie nur freiwilligen Handlungen ein Verdienst zuerkennen, so taufen sie auch nur Erwachsene. Nach ihrer Meinung beschäftigen sich die Seligen in jener Welt mit Bekehrung derer, die nicht als Christen gestorben sind. Diese frommen Enthusiasten sprechen Gott von allen Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten frei, mit welchen so viel fromme Verleumder ihn belastet haben.

Sie sind noch uneigennütziger als die Quäker, denn sie prozessiren nie. Man kann sie betrügen, berauben, mißhandeln, sie rächen sich nicht und klagen auch nicht. Die Religion macht sie zu Stoikern.

Ihre Kleidung ist die einfachste. Im Winter ein langes weißes Gewand mit einer Kappe statt des Hutes, ein grobes Hemd, weite Beinkleider, dicke Schuhe. Im Sommer dieselbe Tracht, nur von Leinwand statt der Wolle. Wie

Digitized by Google

die Männer sind fast auch die Weiber gekleidet. Kein Gesetz verbindet sie, blos aus dem Pflanzenreiche sich zu nähren, aber sie thun es, um nie Blut zu vergießen.

Jeder arbeitet fröhlich, was ihm angewiesen worden. Der Ertrag aller ihrer Arbeiten ist ein gemeinschaftliches Gut, von dem sie alle ihre Bedürfnisse bestreiten. Sie erwerben aber durch Landbau und Manufakturen nicht blos das Nothwendige, sondern auch einen kleinen Ueberfluß zum Austausch.

Die sich verheirathen wollen, verlassen die Stadt und ziehen auf's Land, doch immer auf Kosten der Gemeinde, für die sie fortwährend arbeiten. Ihre Kinder werden in der Stadt erzogen. Ohne diese Einrichtung würden die Dumplers nur Mönche sein, und nach und nach ausarten, wie diese.

Erbaulich und wundervoll zugleich ist der Geist der Eintracht, der unter allen Sekten Pensylvaniens herrscht, so verschieden auch ihre religiösen Meinungen sein mögen. Sie lieben sich alle wie Kinder eines Vaters und leben als Brüder, weil sie frei denken dürfen als Menschen. Dieser köstlichen Eintracht vorzüglich ist das schnelle Wachsthum der Kolonie zuzuschreiben. Sie zählte im Jahre 1774 dreimal hundert fünfzig tausend Einwohner. Es soll nicht verschwiegen werden, daß dreißig tausend Neger dazu gerechnet werden, doch in milder Sklaverei, wenn es eine solche gibt.

Noch sind die Sitten in Pensylvanien rein, sogar

Digitized by Google

freng. Welchem Grunde verdankt es dieſen herrlichen Vorzug? Dem Klima? den Geſetzen? der Religion? der Nacheiferung der Sekten? oder eingeführten Gebräuchen? —

Die Penſylvanier ſind im Ganzen wohl gebaut, ihre Weiber von angenehmer Geſtalt. Dieſe werden früher Mütter als in Europa und bleiben länger fruchtbar. Die Unbeſtändigkeit der Witterung ſchwächt ſie nicht, obſchon dieſe wirklich ſo groß iſt, daß ſie bisweilen fünf bis ſechsmal in einem Tage wechſelt. Sie hat auch weder auf Thiere noch Pflanzen ſchädlichen Einfluß. Selten verurſacht ſie Mißwachs. Reiche Ernten verbreiten allgemeinen Wohlſtand. Die ärmſten Familien haben Brot, Fleiſch, Cyder, Bier, Branntwein und Zucker. Man findet keinen einzigen Bettler. Die ganz Verarmten erhält der Staat. Die edelſte Gaſtfreiheit herrſcht überall. Ein Reiſender darf einkehren und verweilen wo er will, man wird blos ungern ſehen, wenn er wieder geht.

Die Abgaben ſind gering. Nur Eine Ungerechtigkeit hat ſich eingeſchlichen: die Nachkommen Penn's, von dem Geiſte ihres edlen Ahnherrn minder beſeelt, tragen keine Abgaben in Verhältniß zu ihren großen Beſitzungen.

Kaum wird man in der ganzen Provinz Einen Hageſtolz finden. Der ruhige, ſichere Beſitz einer, den Fleiß belohnenden Erde vervielfältigt die Ehen, bei deren Schließung Richter oder Prieſter eigentlich nur Zeugen ſind. Wird die Verbindung zweier Liebenden etwa von der Familie gehindert, ſo ſetzen ſich beide zu Pferde, der Jüngling hin-

Digitized by Google

ter das Mädchen, das ihn vor den Richter bringt, und erklärt, es habe ihn entführt. Dagegen wird nichts eingewendet. In andern Fällen ist die väterliche Gewalt ausschweifend. Ein verschuldeter Vater kann seine Kinder den Gläubigern verpfänden. Der Erwachsene dient ein Jahr für eine Schuld von hundert zwölf Livres. Das Kind unter zwölf Jahren muß bis zum ein und zwanzigsten für dieselbe Summe dienen. Raynal nennt das ein Bild der patriarchalischen Sitten des Orients, und meint, diese Strafe sei ein Sporn zu Fleiß und Ordnung für den zärtlichen Vater, damit er nie in den schrecklichen Fall komme, seine Kinder verpfänden zu müssen.

Es gibt einige Städte und Flecken in der Kolonie, doch die meisten Familien leben isolirt auf dem Lande. Daher hat jedes Kirchspiel wohl zwölf bis fünfzehn Meilen im Umfang. In so großer Entfernung von den Kirchen haben religiöse Ceremonien wenig Einfluß. Die Kinder werden oft erst Monate und Jahre lang nach ihrer Geburt zur Taufe gebracht. Unschuld und Unwissenheit bewahren die Sitten.

Die Abneigung für den Luxus scheinen die Pensylvanier nur sterbend zu verläugnen, denn ihre Leichenbegängnisse sind prächtig, fast verschwenderisch. Im Allgemeinen sind die einfachen, tugendhaften, selbst die wilden und armen Völker eifersüchtig auf ihr Begräbniß, denn sie betrachten diese letzte Ehre als eine Pflicht, und diese Pflicht als einen Theil der Liebe ihrer Verwandten, eine

Digitized by Google

Liebe, die immer am wärmsten ist, je mehr die Gesellschaft dem Stande der Natur sich nähert. Die Leichenbegleitungen sind immer zahlreicher in kleinen Gesellschaften als in großen, denn es gibt da wenigere aber größere Familien; es herrscht da mehr Eintracht und folglich mehr Kraft. Das ist die Ursache, warum kleine Völker große Nationen überwunden haben, und warum die Griechen die Perser besiegten.

Aus eigenem Hanf und Flachs und aus der Baumwolle des mittägigen Amerika fabrizirt Pensylvanien eine große Menge Zeuge, aus der Wolle seiner Schafe grobe Tücher. Um fremde Waren einzutauschen, bringen dessen Schiffe nach fremden Inseln Zwieback, Mehl, Butter, Waizen, Talg, Früchte, gesalzenes Fleisch, Cyder, Bier und alle Gattungen von Bauholz. Bis jetzt war die Handelsbilanz nicht günstig für die Provinz, die nur den Landbau und Vermehrung der Heerden zum Ziele ihres Fleißes macht; sie wird daher zwar später ihren Wohlstand begründen, aber sicherer und dauerhafter. Was ihre Fortschritte aufhalten könnte, sind die zerstreuten Anpflanzungen. Die Familie Penn, als Eigenthümerin aller Ländereien, vertheilt deren gegen den üblichen Grundzins, wo und so viel man will. Darum mangelt der Kolonie ein gewisses Ganzes, ihre zerstreuten Einwohner werden ein Raub des geringsten Feindes, der sich nicht scheut sie anzugreifen. Im Jahre 1769 betrug die Ausfuhr aus Pen-lvanien über dreizehn Millionen Livres, und sie ist seitm sehr gestiegen.

Digitized by Google

Philadelphia oder die Bruderstadt, ist der Mittelpunkt aller dieser Betriebsamkeit. Sie liegt am Zusammenfluß des Delaware und Shuilkill. Nach Penn's Bestimmung sollte sie zwei Meilen lang und eine Meile breit sein, man hat aber bis jetzt nur an den Ufern des Delaware gebaut, doch ohne von dem Plane des Stifters abzuweichen. Die Straßen sind nach der Schnur gezogen, fünfzig bis hundert Fuß breit, auf beiden Seiten mit Trottoirs versehen. Die Häuser sind von Ziegelsteinen erbaut und mit vielfarbigem Marmor geschmückt, der nahe bei der Stadt gebrochen wird. Jedes Haus hat seinen Garten. Die meisten Sekten haben Kirchen, manche auch keine, ohne darum weniger tugendhaft oder glücklich zu sein. Das Rathhaus ist prächtig. Da versammeln sich jährlich Ein auch mehrere Male die Repräsentanten der Kolonie, um das gemeine Beste zu berathen. Neben dem Rathhause ist eine vortreffliche Bibliothek, welche der berühmte Franklin 1732 gestiftet hat. Sonnabends steht sie dem Publikum offen, aber denen, die zu ihrer Gründung beitrugen, täglich. Die übrigen erlegen ein Miethgeld, und, wenn sie die Bücher zur rechten Zeit nicht wiederbringen, eine Strafe. Aus diesem Fond wird die Bibliothek noch stets vermehrt, und schon ist eine Sammlung von mathematischen und physikalischen Instrumenten, wie auch ein naturhistorisches Kabinet hinzugefügt worden.

Ein weiser, freigebiger Bürger, Logan, hat 1752 dem Publikum eine vortreffliche Bibliothek aller Klassiker

Digitized by Google

vermacht, die er während eines langen, arbeitsamen Lebens gesammelt hatte. Die 1749 gegründete Schule verdankt gleichfalls ihre Entstehung Franklin, dessen Name sich mit allem Großen und Guten mischt. Hier wird nie über Worte gestritten werden; hier wird man sich nie wegen unbegreiflicher Geheimnisse hassen. Wenn Despotismus, Aberglaube oder Krieg einst Europa in die Barbarei zurückgestürzt haben, aus welcher Künste und Philosophie sie hervorgezogen hatten, dann werden diese Fackeln des menschlichen Geistes die neue Welt erleuchten, und das Licht wird zuerst in Philadelphia erscheinen.

Die Bevölkerung dieser Stadt läßt sich nicht genau angeben, weil viel Sekten ihre Kinder gar nicht taufen lassen und die Todtenlisten nicht pünktlich geführt werden. Gewiß scheint aber, daß 1766 sie zwanzig tausend Einwohner zählte, die sich fast alle vom Handel nährten, der sie wohlhabend und reich machte. Dieser Wohlstand wird immer wachsen, da bis jetzt nur der sechste Theil der ganzen Provinz urbar gemacht worden. Philadelphia ist eine offene Stadt. Das ganze Land ist offen, gemäß den Grundsätzen der Quäker, der bescheidensten, redlichsten, arbeitsamsten und wohlthätigsten Menschen. Vielleicht darf man nur ihre Gesetzgebung der Unbesonnenheit und Verwegenheit anklagen, denn sie hat, bei aller Sorgfalt für das Innere, nichts gethan, um ihr Werk von Außen zu schützen. Ja, wenn die Welt aus lauter Quäkern bestünde, dann würde Pensylvanien nie einen Feind haben; so aber hat

Digitized by Google

man die Lämmer dem Wolf, die Bürger dieſes friedlichen Staates dem erſten beſten Tirannen geliefert, dem es einfällt, ſie zu unterjochen. Doch was würde er gewinnen? — Geht nur, ihr kriegeriſchen Völker! all' ihr Sklaven und Tirannen! zieht hin nach Penſylvanien, ihr werdet alle Thüren offen, alle Güter in eurer Gewalt, keinen einzigen Soldaten, nur Landbauern und Kaufleute finden. Aber wenn ihr ſie peinigt, ſo werden ſie flüchten, ihre Brachfelder, ihre zerſtörten Fabriken und Magazine euch hinterlaſſend; ſie werden ein neues Land bevölkern und anbauen; ſie werden die Welt umkreiſen und eher auf ihrem Wege ſterben, als euch erwürgen oder gehorchen. Was würdet ihr gewonnen haben? Den Abſcheu der Mitwelt und den Fluch der Nachwelt!

Atticus.

Vor Kurzem fand ich in einem alten Büchlein — Le retour des piéces choisies, ou Bigarrures curieuses — einen heftigen Ausfall gegen ein anderes noch älteres Büchlein, betitelt, Césarion ou entretiens divers, weil der Verfaſſer dieſes Letztern den Charakter des Pomponius Atticus angegriffen. Es gibt keinen Mann im ganzen Alterthum, ſagt der Verfaſſer des Erſtern, deſſen Ruf beſſer begründet wäre. Gleichzeitige Schriftſteller preiſen ihn, und haben das Urtheil der Nachwelt beſtimmt. Dennoch iſt ſein

Digitized by Google

alter, gleichsam grau gewordener Ruhm von einem neuen Kritikus angetastet worden, das hat eine Menge Leser empört. Der Angreifer behauptet: Atticus sei weder durch seine Geburt, noch durch seine Bedienungen, noch durch irgend ein ausgezeichnetes Talent berühmt geworden. Der Vertheidiger antwortet: er sei römischer Ritter gewesen, und zwar von einer der ältesten Familien dieses Ordens, also von vornehmer Geburt, denn die römischen Ritter hätten bei weitem nicht so tief unter dem Senate als hoch über dem Volke gestanden; überdies sei Atticus von mehreren Seiten mit der Familie des Augustus verwandt gewesen. Der Angreifer selbst gestehe: es würde schwer sein, mehr Geist zu besitzen als Atticus, und sich auf Zeiten, Menschen und Geschäfte besser zu verstehen — ferner: er habe außerordentliche Talente zum Dienst des Vaterlandes besessen. Wie könne man folglich behaupten: er habe sich durch kein besonderes Talent ausgezeichnet? — Man müsse überdies, um den Atticus zu verkleinern, auch den Cornelius Nepos, seinen warmen Lobredner, herunter setzen u. s. w.

Nachdem ich dieses gelesen, glaubte ich allerdings, Cesarion sei eine Art von Garlieb Merkel und habe, blos um mit Paradoxen zu glänzen, den Atticus angegriffen, wie Jener neulich den Cicero. Doch als ich auch dieses Büchlein durchblätterte, fand ich bald, daß Cesarion schwerer zu widerlegen sei, als Garlieb Merkel, und, da seine Betrachtungen mir sehr interessant, seine Bemer-

Digitized by Google

kungen größtentheils sehr wahr schienen, so pflückte ich diese vergessene Blume für Clio's Körbchen.

Von den Sitten der Alten, so hebt er an, scheint mir keine rührender als die Regelmäßigkeit ihrer Freundschaften. Wer heutzutage sie darin nachahmen wollte, würde für lächerlich gehalten werden. Die honnetesten unter seinen Freunden würden, ohne zu spotten, sich blos die unendlichen Vortheile zu Nutze machen, die daraus entspringen, wenn man so geliebt wird; die übrigen würden ihn ungestraft auslachen; aber alle insgesammt ihn als eine Art von Tirannen betrachten, wenn er verlangte, daß sie ihn eben so behandeln sollten als er sie.

So war es nicht in Griechenland zu Xenophon's Zeiten. Diese, uns so fremde Regelmäßigkeit war damals unerläßliche Pflicht, eine der wesentlichsten Eigenschaften des Mannes von Ehre, die eben so viel Ruhm erwarb als große Thaten. Xenophon sagt, bei Gelegenheit des Mordes, den die treulosen Perser an den griechischen Heerführern verübten: »Sie starben, nachdem sie tadellos gelebt hatten, sowohl im Krieg als in der Freundschaft.« Wer könnte heutzutage, bei einem Leichenbegängnisse unserer Generale, diesen Lobspruch wiederholen?«

Möge die Freundschaft immerhin jetzt noch eben so warm sein, allein sie ist minder zart. Auch in unsern Tagen haben wir Handlungen von Uneigennützigkeit, Treue und Muth bewundert, die den glänzendsten des Alterthums an die Seite gesetzt werden dürfen; aber ich zweifle,

Digitized by Google

daß man Beispiele der Sanftmuth und Geduld finden wird, wie die Alten deren so oft bei den Klagen und Vorwürfen ihrer Freunde gaben, selbst wenn diese Klagen und Vorwürfe ungerecht waren; von der schonenden Nachsicht, die sie gegen unbezwingliche Leidenschaften derer, die sie liebten, bewiesen; und endlich von der Pünktlichkeit, den Aeußerungen der Achtung und Empfindung, die sie nie gegen ihre Freunde vernachläßigten. Hier ist ein Beweis davon:

Atticus war Schiedsrichter gewesen in der Sache eines Mannes, der ein gemeinschaftlicher Freund von ihm und Cicero war. Mit dem Ausspruch, welchen Atticus gefällt, war er unzufrieden, und es scheint, er habe wohl Ursache dazu gehabt. Denn Atticus, der kurz darauf nach Griechenland ging, schrieb deshalb an Cicero: »Wenn Jemand auf mich zürnt, so ist es an dir, ihn zu besänftigen.«

Cicero antwortete: »Du brauchtest mich nicht daran zu erinnern, ich habe ohnehin nichts vernachläßigt. Allein er ist noch sehr gegen dich aufgebracht. Ich habe Alles gesagt, was zweckmäßig schien, doch vor der Hand nicht weiter gehen mögen, bis ich deinen Willen vernommen.«

Einer unserer Zeitgenossen an Cicero's Stelle wäre gewiß sogleich weiter gegangen, und vielleicht viel weiter als Atticus wünschte, denn die meisten Leute dienen ihren Freunden weniger um diesen, als um sich selbst ein Vergnügen zu machen und fragen nicht, wie weit sie gehen

Digitized by Google

dürfen. Es ist nichts gefährlicher, als von solchen Freunden einen Dienst zu begehren. Sie thun immer mehr als man gewollt, und man darf sich nicht einmal beklagen, ohne von aller Welt verdammt zu werden, denn sie meinten es ja so gut. Cicero fiel nicht in diesen Fehler. »Wenn du mir schreibst,« fuhr er fort, »was du wünschest, so sollst du erfahren, daß ich eben so dringend, aber auch eben so zurückhaltend sein werde, als du selbst bestimmen wirst.«

Er hatte auf diesen Brief noch keine Antwort erhalten, als er in einem zweiten Schreiben wiederholte: »Unser Freund ist noch sehr aufgebracht gegen dich. Melde mir, wie viel oder wenig das dich bekümmert, so werde ich den Grad meiner Bemühungen darnach abmessen.«

Er begriff also, daß Atticus wohl einen Preis auf die Versöhnung setzen könnte, ohne sie eben um jeden Preis zu wünschen. Er besaß also nicht die unter uns so gewöhnliche Eitelkeit, seinen Freunden vorschreiben zu wollen, was sie thun oder lassen sollten, statt ihnen blos zu rathen; denn heutzutage spielen die meisten Freunde die Hofmeister und affektiren eine gewisse Ueberlegenheit, welche die tödtlichste Pest der Freundschaft ist.

Wie viele gibt es jetzt wohl, die da fähig wären, in einer Sache ganz nach den Ansichten ihrer Freunde sich zu verwenden, wenn sie glauben, daß diese Ansichten nicht die rechten sind? — Es wäre schon viel, wenn sie in einer solchen Stimmung sich lieber gar nicht damit abgäben, aber

Digitized by Google

die Wenigſten können das über ſich gewinnen. Sie wollen ihre Freunde in der Noth nicht zu verlaſſen ſcheinen, oder ſie fürchten, die Sache könnte durch Andere, ihren Anſichten zuwider, ausgeführt werden. Lieber miſchen ſie ſich darein und ſehen es nicht ungern, wenn alles fehlſchlägt, denn ſie haben es ja voraus geſagt. Sie haben das Ihrige gethan, ſie haben es gut gemeint, aber ſo ging es nun einmal nicht.

Der wahre Freund iſt nur dann mit ſich ſelbſt zufrieden, wenn der Freund mit ihm zufrieden iſt. Keine andere Art von Intereſſe, keine Eitelkeit miſcht ſich in ſeine Handlungen. Er vergißt ſich ſelbſt und vernichtet ſich gleichſam, um blos in der Seele des Freundes zu leben. Der falſche Freund hingegen kann ſeine Perſönlichkeit nie ganz aus dem Spiele laſſen.

Nach erhaltener Antwort ſchrieb Cicero: »Ich verſpreche dir, unſern Freund zu beſänftigen und vielleicht ihn dir ganz wieder zu gewinnen. Ich hatte ſchon aus eigenem Triebe daran gearbeitet, nun aber, da ich aus deinem Briefe ſchließe, daß du es eifrig wünſcheſt, werde ich meine Bemühungen verdoppeln. Er iſt freilich auf's Aeußerſte erbittert, aber da es mir vorkommt, als hätte er eben keine wichtige Urſache dazu, ſo denke ich ihn wohl zu bewegen.«

Er betrog ſich in dieſer Hoffnung, und das ging ſehr natürlich zu, denn er war nicht gründlich mit der Sache bekannt. „Es iſt Alles vergebens," ſchrieb er nach einiger eit an Atticus, ich habe nicht einmal die eigentliche Ur-

Digitized by Google

sache seiner Sinnesänderung gegen dich herausbringen können. Denn was er auch von deinem schiedsrichterlichen Ausspruch und einigen andern Dingen sagt, die mir schon bekannt waren, so gibt es doch noch etwas Anderes, das ihm augenscheinlich mehr am Herzen liegt als alles Uebrige. Weder deine Briefe noch meine Verwendung wird bewirken, was du selbst, gegenwärtig, durch deine Gespräche, durch deine einschmeichelnden Manieren am Besten bewirken kannst, wenn du es nämlich der Mühe werth hältst. Du wirst es aber auch der Mühe werth halten, wenn du meinem Urtheil vertraust und deiner Redlichkeit treu bleiben willst. Wundere dich übrigens nicht, daß ich dir nichts weiter versprechen kann, denn er ist hartnäckiger in seinem Zorne als jemals.

Cicero hatte folglich sehr wohl gethan, daß er nicht zu weit gegangen war, denn Atticus würde es ihm vielleicht schlechten Dank gewußt haben.

Warum wollte aber der Mann die eigentliche Ursache seines Unwillens nicht entdecken? — Vielleicht weil die gerechtesten und empfindlichsten Ursachen sich oft am wenigsten sagen lassen, eben weil sie die klarsten sind, und keine Entschuldigung verstatten. Die Größe einer Beleidigung ist immer nur dem bekannt, der sie empfangen und dem, der sie angethan hat, denn sie ist abhängig von der Stimmung des Beleidigten in dem Augenblicke, wo sie ihm widerfuhr und von der Kenntniß, die der Beleidiger von eben dieser Stimmung hatte, eine Kenntniß, die er viel-

Digitized by Google

leicht ausschließlich besaß, die er aber gegen jeden Andern, nur nicht gegen den Beleidigten, abläugnen und folglich dem Letztern das Unrecht aufbürden kann. Darum scheinen die grausamsten Beleidigungen denen oft so unbedeutend, die sie nicht empfangen haben. Meistens läßt sich auch nicht Alles erklären, ohne zugleich Dinge aufzudecken, die man verheimlichen will. Wenn der Beleidiger das weiß, so fordert er den Andern kühn auf, seine Gründe zu sagen, wohl wissend, daß er schweigen muß.

Auffallend ist, was Cicero in der Folge hinzufügte: »Ihr mögt euch nun versöhnen oder nicht, und welcher von euch auch Recht oder Unrecht haben möge, so wird er sich immer am übelsten dabei befinden.«

Das scheint nicht sehr vernünftig, war aber doch sehr wahr. Atticus genoß eines solchen fest begründeten Rufes der Rechtlichkeit und Klugheit, daß Jedermann in Rom ihm würde Recht gegeben haben, ob er gleich seinen Ruf nicht immer verdiente.

Er gehörte zu der Gattung von berühmten Leuten, die es weder durch ihre Geburt, noch durch ihre Bedienungen, noch durch irgend ein ausgezeichnetes Talent geworden sind, sondern nur durch eine gewisse Art zu leben und sich in der großen Welt geltend zu machen, die nicht schwer zu täuschen ist. Es gehört dazu weiter nichts, als daß man viel Geld und viel Verstand habe, ohne heftige, weder gute noch böse Leidenschaften geboren sei und so gleichgiltig für Wahrheit und Gerechtigkeit, daß man ohne Herz-

Digitized by Google

klopfen die Unterdrückung dieser Tugenden mit ansehen, sie auch allenfalls, wenn es nützt, selbst unterdrücken könne. Dabei muß man aber nicht von Natur ungerecht oder ein Betrüger sein, auf daß man die meiste Zeit hindurch dieselben Tugenden mit Leichtigkeit auszuüben im Stande sei, weil der Fall weit häufiger ist, daß es Vortheil bringt, gerecht und wahr zu sein, als daß es Schaden stiftet. Man muß ferner vieler Menschen Freund, aber keines Menschen wahrer Freund sein; wenig mit seines Gleichen umgehen, sie aber auch nicht verachten. Mit diesen Eigenschaften ist nichts leichter als den Umgang und das Vertrauen der Großen zu gewinnen, besonders wenn man keinen Rang hat, dem sie eine gewisse Achtung beweisen müssen. Wenn nun ein Mann von diesem Charakter seinen Verstand mißbrauchen will, um den Lächerlichkeiten der Großen zu schmeicheln, die gerade ihre empfindlichsten Seiten sind; wenn er diejenigen Eigenschaften an ihnen lobt, die sie wirklich besitzen, die aber von Jedermann sonst getadelt werden; oder diejenigen, die sie zu besitzen sich einbilden, die aber Jedermann ihnen abstreitet; o dann kann er es sehr weit bringen! vollends wenn er versteht, die Freundschaft zweier Großen sich zu erhalten, die einander tödtlich hassen, und dadurch beiden Parteien sich gleich nothwendig zu machen. Dann werden sie um die Wette ihn rühmen und preisen, und Fremde, welche diesen Ruhm von so verschieden gesinnten Männern vernehmen, werden natürlich glauben, daß nur die Macht der Wahrheit ihre

Digitized by Google

Stimmen vereinigen konnte. So wird der Schlaue bald allgemein bewundert, und so entsteht nach und nach das Fantom eines erschlichenen Ruhmes.

Ein solcher Mann ungefähr war Atticus. Sein Freund hingegen besaß einen ganz verschiedenen Charakter, und ein gründliches, von jenem erkünstelten eben so verschiedenes Verdienst. Er nannte sich Lucius Luccejus, war aus einem guten Hause gebürtig, und schrieb die Geschichte seines Jahrhunderts mit einer Beredsamkeit, die man nach den dringenden Bitten des Cicero abmessen mag, durch die er ihm anlag, sich der Geschichte seines Consulats besonders zu widmen, zugleich mit einer ihm gewöhnlichen Freimüthigkeit. In einer berühmten Rede des Cicero (pro Coelio) werden die Sittenreinheit, die Redlichkeit, Güte und Gelehrsamkeit des Luccejus hoch gerühmt. Selbst in den Briefen an Atticus konnte Cicero sich nicht enthalten zu erklären: »Luccejus sei ein vortrefflicher Mann (Vir optimus) und sein wärmster Freund (Amicissimus.)«

Es ist derselbe Luccejus, der nachher, zugleich mit Cäsar und Bibulus, sich um das Consulat bewarb, und nur deshalb es nicht erhielt, weil er mit Cäsar gegen Bibulus im Einverständniß gewesen. Denn diese Verbindung machte ihn Cäsar's Feinden verdächtig, und da sie diesen großen Mann selbst nicht ausschließen konnten, so wollten sie ihm wenigstens nicht den Collegen geben, den er wünschte; sie setzten Himmel und Hölle in Bewegung und brachten es endlich dahin, daß Bibulus erwählt wurde.

Digitized by Google

Es scheint, daß Luccejus nach dieser fehlgeschlagenen Hoffnung sich zurückzog, auch, zu Folge seiner Gewissenhaftigkeit, die Verbindung mit Cäsar abbrach, denn dieser bediente sich seiner nicht in dem Bürgerkriege, wie seiner übrigen Freunde; Luccejus blieb während dieser Zeit auf dem Lande oder zu Rom verborgen, seinen Studien obliegend.

Um ihn noch näher kennen zu lernen, darf man nur den Brief lesen, den er an Cicero über den Tod von dessen geliebten Tochter Tullia schrieb; Herzensgüte, Klugheit und Bescheidenheit leuchten daraus hervor. Hier ist er:

Luccejus an Cicero. Bist du gesund, so freut es mich. Mit mir steht es wie gewöhnlich, vielleicht noch etwas schlechter. Ich habe dich öfter besuchen wollen und bin erstaunt, daß du Rom verlassen, gleich nachdem du von mir gegangen. Ich kann noch jetzt nicht begreifen, was dich dazu nöthigte. Willst du in der Einsamkeit dich ergetzen, schreiben oder dich sonst auf deine Weise beschäftigen, so freue ich mich darüber und bin weit entfernt, es zu tadeln; denn man kann nichts Angenehmeres thun, nicht allein in dieser elenden Zeit, in der wir leben, sondern selbst in den ruhigsten, glücklichsten Zeiten. Vor Allen ein Geist wie der deinige, der, nach großen Anstrengungen, Erholung sucht und immer aus sich selbst etwas hervorbringt, was Andern köstlich und ihm selber rühmlich ist. Bist du aber hingegangen, um dich deinem Schmerz zu überlassen, wie du hier thatest, so traure ich, weil du lei-

Digitized by Google

deſt; doch, wenn ich freimüthig reden darf, ich billige dein Betragen nicht. Denn du, deſſen Scharfſinn das Verborgenſte entdeckt, begreifſt du nicht, daß deine ewigen Klagen fruchtlos ſind? daß du ſelbſt nur deinen Schmerz verdoppelſt? hingegen, daß es klug wäre, dich zu zerſtreuen? — Vermögen meine Ueberredungen nichts gegen dich, ſo gib meinen Bitten nach. Ich beſchwöre dich bei der Achtung, die du mir beweiſeſt, gib dies trauernde Leben auf, kehre zu deinen Freunden zurück! oder, wenn du die Einſamkeit vorziehſt, ſo lebe zum wenigſten mit dir ſelbſt wie vor deinem Unglück. Es wird mir weh thun, wenn mein Eifer dir mißfällt, und doch kann ich mir nicht helfen, ich muß zudringlich werden. Bewillige meine Bitte, wenn du kannſt, oder vergib mir dieſe Zudringlichkeit, wenn du nicht kannſt.

Luccejus war ein Mann aus der guten alten Römerzeit, er paßte nicht mehr in die letzten Jahre der Republik, wo Sittenverderbniß mächtig eingeriſſen war; was Wunder, daß der geſchmeidige Atticus mehr gerühmt wurde als er? — Die meiſten Menſchen beurtheilen, was geſchieht, nach den Perſonen, durch die es geſchieht, ſtatt daß ſie umgekehrt die Perſonen nach ihren Handlungen beurtheilen ſollten. Aber freilich, dann müßten ſie dieſe Handlungen gründlich unterſuchen und dazu ſind ſie zu träge; hingegen iſt weit leichter über Handlungen abzuſprechen, je nachdem man für oder wider die Perſon eingenommen iſt. In dieſem Falle vermeidet man ohnehin, irgend etwas zu er-

Digitized by Google

gründen, was eine Täuschung vernichten könnte, denn man mag nicht der Betrogene sein.

Wenn also Cicero an Atticus schrieb: daß, wenn auch Luccejus Recht habe, doch die Welt nur ihm Unrecht geben werde; so ist dabei blos zu verwundern, daß er dem Atticus so freimüthig in's Gesicht sagte, er könne auch wohl Unrecht haben, diesem Manne, der nie Unrecht haben wollte.

Ob Luccejus und Atticus sich jemals versöhnten, und wie, ist unbekannt. Aber es erhellt aus Cicero's Briefen, daß sie zwölf Jahre nachher wieder mit einander umgingen. So geht es gewöhnlich, wenn man mit Leuten von dem Charakter des Atticus zu thun hat. So innig man auch von ihrer Treulosigkeit überzeugt sein möchte, so kann man doch am Ende den Zudringlichkeiten gemeinschaftlicher Freunde nicht widerstehen: denn immer sind diese dem Beleidiger geneigter, als dem Beleidigten.

Atticus ist nicht der einzige Mann in der Geschichte, der einen großen Ruf usurpirt hat. Man könnte noch hundert alte und neue Beispiele anführen. Es scheint, daß sein Biograph der Stimme des Volkes vertraute, die nicht immer die Stimme Gottes ist. Es gibt leider keinen großen Ruf, zu dem man nicht durch Geld, Verstand und Eitelkeit gelangen könnte. Hohe Verdienste ohne wahre Rechtlichkeit erkenne ich nicht an, und eben diese Letztere besaß Atticus nicht, obgleich man ihm übrigens zugestehen muß, daß er mit sehr viel Geist und Klugheit die feinste Kenntniß der Menschen, Zeiten und Geschäfte verband.

Digitized by Google

Cornelius Nepos war weniger sein Biograph als sein Panegyrist; ein mittelmäßiger Kopf, wie aus Allem hervorleuchtet, was von ihm uns übrig geblieben; er nahm auf Treu und Glauben Alles an, was er, zum Ruhme des Atticus, vom Atticus selbst erfahren hatte. Er rühmt sich, so vertraulich mit seinem Helden umgegangen zu sein, daß er sogar das Tagebuch seiner Ausgaben gesehen. Er hat ihm seine Lebensbeschreibungen dedicirt, und auch einige derselben auf dessen Bitten geschrieben. Uebrigens scheint es nicht, daß dieser Schriftsteller so viel in der Welt gegolten habe, als die meisten seiner gelehrten Zeitgenossen. Vielleicht war die Freundschaft des Atticus das, was ihm die meiste Ehre erwarb, und er folglich dabei interessirt, ihn so hoch als möglich zu erheben. Dabei ging er aber so ungeschickt zu Werke, daß gerade die glänzendsten Handlungen, die er berichtet, entweder von andern, glaubwürdigern Schriftstellern geradezu widerlegt, oder so von ihnen dargestellt werden, daß er selbst das Verdienst derselben vernichtet, indem er ihre wahren Motive aufdecket. Wenn er z. B. zeigen will, daß sein Held nur auf rechtlichen Wegen seine Reichthümer vermehrt habe, so behauptet er kühn, Atticus habe nie, weder mittelbar noch unmittelbar, sich in öffentliche Geschäfte gemischt, gleich andern römischen Rittern. Aus Cicero's Briefen aber — die doch Nepos, seinem eigenen Bekenntnisse zufolge, gesehen hatte — erhellt gerade das Gegentheil, denn in diesen nennt er ihn Publicanus, (Pachter der Staatseinkünfte), und gibt ihm

Digitized by Google

Nachricht von einem Senatsbeschluß gegen die Gläubiger der freien Völker, wobei Atticus interessirt war, weil er dem Volke von Sicyon große Summen vorgeschossen hatte.

Es wäre auch unbegreiflich, wie er so außerordentliche Reichthümer erwerben können — da er sehr gut lebte und sehr viel verschwendete — wenn er nie ein Amt verwaltet oder sonst auf irgend eine Weise etwas gewonnen hätte.

(Hierauf antwortet der Verfasser des zuerst genannten alten Büchleins, man müsse in Cicero's Briefen nicht Publicanus, sondern Publicanis lesen, so bekomme die Stelle einen ganz andern Sinn. Atticus habe durch den Tod seines Oheims, Quintus Coecilius, mehr als eine Million geerbt, und sei zuvor schon reich gewesen.)

Ein gewisser Bosius, ein gelehrter französischer Kritiker, hat aus einigen dunkeln Worten, die Atticus an Cicero schrieb, die Entdeckung gezogen, daß er eine Leihbank in Rom hielt, aber nicht unter seinem eigenen Namen, sondern unter dem Namen Anderer, die Oppius hießen, in seinem Solde standen, und sich öffentlich damit abgaben. Daß Nepos das nicht wußte, mag ihm zu verzeihen sein, denn aus der räthselhaften Art, wie Atticus darüber sich ausdrückte, läßt sich schon schließen, daß er diesen Umstand mit großer Sorgfalt verheimlichte, und ihn wohl am wenigsten seinem Biographen mittheilte.

Wenn dieser in einer andern Stelle die hohe Achtung recht auffallend machen will, die Jedermann für seinen Helden hegte, so versichert er sehr bestimmt, Pompejus

Digitized by Google

habe es ihm nicht verübelt, daß er während des Bürgerkrieges in Italien blieb, ohne Partei zu nehmen, ob er gleich des Pompejus vertrauter Freund war. Indessen mußte Cicero das doch besser wissen als Nepos, denn er war gerade damals mit Pompejus in Thessalien, und schrieb sehr bestimmt an Atticus, nach dem Tode des Pompejus: dieser habe alle diejenigen für seine Feinde gehalten, die sich nicht laut für ihn erklärten: „Dich eben sowohl als die andern," fügt er hinzu, »denn man war entschlossen, dich sehr grausam zu behandeln." Man könnte noch viele dergleichen Beispiele von des Nepos Mangel an Wahrhaftigkeit anführen, allein es sei genug an einem letzten.

Er versichert, Atticus habe dem Cicero eine unwandelbare Treue in allen Gefahren bewiesen, und doch beklagt sich Cicero bitterlich in seinen Briefen über das Gegentheil, und macht dem gerühmten Freunde die gerechtesten Vorwürfe. Die Freundschaft zwischen diesen beiden Männern ist so berühmt geworden, daß bisher Niemand zu zweifeln sich unterstanden, sie sei von beiden Theilen gleich warm und treu gewesen; aber man darf nur des Atticus ganzes Leben durchgehen, so wird man nicht ein einziges Merkmal wahrer Gutmüthigkeit finden. Man kann auch nicht zu seiner Entschuldigung anführen, die große Welt habe ihn verdorben, denn er war schon in früher Jugend, was er in spätern Jahren gewesen. Sein Vater, den er früh verlor, hinterließ ihm ein für seinen Stand ansehnliches Vermögen; er gehörte nämlich zum Ritterstande, das heißt,

Digitized by Google

er war von guter bürgerlicher Abkunft. Schon im Jünglingsalter, wo sonst wohl die Schüchternsten kühn sind, verließ er Italien, und zog sich, unter dem Vorwand zu studiren, nach Athen zurück, eigentlich aus Furcht, weil man zu Rom einen aufrührerischen Tribun hingerichtet hatte, mit dem er verwandt war. Dieser Zug verrieth bereits seine trefflichen Anlagen zum Epikuräer, dessen Lehren er sich in der Folge ganz ergab. Ohne diese Sekte schmähen zu wollen, muß man doch bekennen, daß es eine sonderbare Weisheit ist, sein Vaterland ohne alle Theilnahme am Rande eines Abgrundes zu sehen, zumal mit Talenten begabt, ihm zu dienen; und Alles d'runter und d'rüber gehen zu lassen, um sich nur nicht der kleinsten Gefahr auszusetzen. Solon's Gesetze erklärten denjenigen für einen Niederträchtigen, der in einem öffentlichen Aufruhr keine Partei ergriff.

Diese gänzliche Gleichgiltigkeit und Unempfindlichkeit, welche Atticus sein ganzes Leben hindurch für Alles bewies, was ihn nicht persönlich anging, war die Quelle seines ununterbrochenen Glücks, und dieses Glück wiederum die Quelle der Bewunderung für ihn. Aber es ist sehr leicht, glücklich zu sein, wenn man viel Geld, Verstand und Gesundheit besitzt, und sich um Niemanden bekümmert.

Es ist wahr, er lieh seinen Freunden gelegentlich Geld, ohne Hoffnung, es wieder zu erhalten, und in Zeiten, wo sie von aller Welt verlassen waren; aber es geschah aus Eitelkeit, aus Prahlsucht, nur bei Gelegenheiten, wo es

Digitized by Google

Aufsehen erregen konnte. Er schickte dem jungen Marius, der einst sein Schulkamerad gewesen, Geld, als er verbannt vor Sulla flüchten mußte; allein der Name Marius war damals der größte in Rom, und man konnte noch gar nicht wissen, ob er nicht in Kurzem wieder mächtiger sein würde als jemals, nach dem noch frischen Beispiele seines Vaters. Er lieh den Athenienſern große Summen ohne Intereſſen, um ihre Schulden zu bezahlen, ließ ſie ſich aber zur beſtimmten Zeit pünktlich wieder geben. Er konnte ſeine Freigebigkeit nicht ſchlauer beweiſen, als gegen die berühmteſte Stadt der Welt, die er, zu einer Zeit, wo es in Rom ihm nicht ſicher dünkte, zu ſeiner Freiſtatt erwählt hatte, und wo man ihm auch aus Erkenntlichkeit alle nur mögliche Ehre erwies, ihm ſogar, wider ſeinen Willen, Bildſäulen auf öffentlichen Plätzen errichtete. Man könnte einwenden, daß auf dieſe Weiſe jede großmüthige Handlung ſich verſchreien, und der Eitelkeit beimeſſen ließe. Allein Atticus hat deren, dem Anſchein nach, noch weit großmüthigere vollbracht, gegen die Cicero doch Manches zu ſagen wußte; und wenn man bedenkt, wie ſchonend der Letztere in allen Stücken mit ſeinem Freunde umging, ſo darf man wohl kühn behaupten, daß deſſen Freigebigkeit ihm ſehr verdächtig war, da er ſich gegen ihn ſelbſt folgendergeſtalt darüber ausdrückt: »Iſt es wahr, daß du den Athenienſern ein Geſchenk an Getreide gemacht? Gefällt dir das?« (oder hältſt du es für gut?)

Nach Cäſar's Tode wurde vorgeſchlagen, die römiſchen

Digitized by Google

Ritter sollten einen Fond zusammenschießen, um Cäsar's Mörder zu unterhalten, wegen des großen Dienstes, den sie der Republik geleistet. Einer der Ritter, der mit der Leitung des Geschäfts beauftragt war, glaubte sich gleich Anfangs an Niemand besser wenden zu können, als an Atticus, den besten Freund des Brutus, der das Haupt der Verschwornen gewesen. Was that Atticus nach des Nepos eigenem Zeugniß? »Er machte das Projekt scheitern, erklärend, es zieme sich nicht, seinen Freunden aus Parteigeist zu dienen.«

So sprach er, als die ganze Welt die Handlung des Brutus als eine Heldenthat erklärte. Als aber das Blatt sich wendete und Brutus flüchten mußte, schickte er ihm ansehnliche Summen zum Geschenk. Dies Geschenk konnte aber doch nie so viel betragen, als die ganze Ritterschaft ihm gegeben haben würde, wenn Atticus es nicht verhindert hätte. Und warum hatte er es verhindert? Blos um sich auszuzeichnen und um den Ruhm einer guten Handlung nicht mit seines Gleichen zu theilen.

(Fast scheint es, der Verfasser behaupte manches in den Tag hinein, auch nur um sich auszuzeichnen. Es gab noch eine andere Handlung des Atticus, die schwerlich einer Mißdeutung unterworfen sein kann und zu den großmüthigsten gehört, die jemals verübt worden, nämlich sein Betragen gegen Antonius. Er hätte einen prophetischen Geist besitzen müssen, wenn er, zur Zeit der Belagerung von Modena, das Triumvirat vorausgesehen hätte, folglich

Digitized by Google

kann auch nicht der fernste Eigennutz ihm aufgebürdet werden. Antonius, vom Senat für Roms Feind erklärt, geschlagen und gezwungen die Belagerung aufzuheben, nach Gallien zum Lepidus flüchtend, von seinen besten Freunden verlassen, von Einigen sogar feindlich verfolgt, seine Gattin und Kinder täglich Mißhandlungen ausgesetzt — in dieser schrecklichen Lage nimmt Atticus alle diejenigen bei sich auf, die dem Antonius treu geblieben, unterstützt sie mit Allem, was sie bedürfen, begleitet dessen Gemahlin Fulvia überall, führt ihre Prozesse, verbürgt sich für sie, leiht ihr Geld ohne Interessen und ohne Handschrift. Um alles das zu thun, muß man, wie mich dünkt, nicht allein sehr wohlthätig, sondern auch sehr brav sein. Cesarion hat diese Einwendung nicht widerlegen wollen oder können. Er möge nun im Ganzen Recht oder Unrecht haben; so beweiset leider seine Schrift auf's Neue, daß es ein sehr zweideutiges Ding um den historischen Nachruhm ist. — Uebrigens ist es Cornelius Nepos nicht allein, dem man vorwerfen kann, nicht immer wohl unterrichtet gewesen zu sein. Ein gelehrter deutscher Professor, Sagittarius, hat schon vor mehr als hundert Jahren in dem Leben der Tullia, Cicero's Tochter, bewiesen, daß Plutarch in Cicero's Leben Dinge sagt, welche durch Cicero's Briefe widerlegt werden.)

Digitized by Google

Die Zeitrechnungen der Griechen.

Wer die ganze chronologische Ordnung der Olympiaden, Pythiaden, Isthmiaden und Nemeaden kennen lernen will, der findet Alles beisammen in dem Werke eines Bischofs, Wilhelm Lloyd, der im Jahre 1700 zu Oxfort eine Series chronologica herausgab und nebenher noch mit großer, undankbarer Mühe die Namen aller derer auszuspähen suchte, die etwa einmal in jenen Spielen den Preis davon getragen hatten. Die historischen Handlanger sind brave nützliche Menschen, aber oft tragen sie auch Schutt herbei. Erst 776 Jahre vor Christi Geburt fing man an, jene Namen aufzuzeichnen und darum zählte man auch die Olympiaden erst von diesem Jahre an. Der erste, auf diese Weise geehrte Sieger hieß Koröbus, und war eines Schusters Sohn.

Eine Olympiade ist bekanntlich ein Zeitraum von vier Jahren, nach welcher Ablauf die olympischen Spiele wieder gefeiert wurden. Eine Pythiade hingegen umschloß acht Jahre. Apollo selbst hatte zuerst die pythischen Spiele angeordnet. Ein gewisser Adrast feierte sie schon im Jahre 1264 vor Christi Geburt und Pausanias hat die Namen der Sieger aufbehalten. Aber weit später wurde beschlossen, die Sieger mit Lorbeern zu krönen, und von dem Jahre an, wo das zum ersten Male geschah, zählte man die Pythiaden.

Die isthmischen Spiele erfand ein König von Korinth

Digitized by Google

zu Ehren einiger Meergötter, allein sie glichen mehr Mysterien als Spielen, denn sie wurden bei Nacht gefeiert.

Die nemeischen Spiele wurden 1224 Jahre vor Christus von den Anführern der Argier dem Jupiter und Herkules gewidmet. Sie wurden alle drei Jahre gefeiert. Uebrigens behielt die olympiadische Zeitrechnung, des höhern Alters wegen, stets den Vorzug. So ganz ausgemacht ist aber das erste Jahr derselben nicht. Petavius nimmt das Jahr 777 vor Christus an. Calvisius 774. Usser 772. Es wird wohl keinem meiner Leser etwas daran gelegen sein, die Gründe aller dieser verschiedenen Meinungen zu wissen.

Aehnliche Spiele sind in unsern Tagen wieder hergestellt worden, aber ohne ähnliche Zwecke. In einem großen Reiche, wo im Glanze des Alleinherrschers Alles verschwindet, können solche Anstalten nur zur Belustigung dienen. In Griechenland vereinten sie die Bürger so mancher kleinen eifersüchtigen Staaten, die sich dort sämmtlich als Bürger Eines Staates betrachten lernten, sich lieb gewannen, Gastfreundschaft mit einander errichteten, manches Vorurtheil ablegten, manche Streitigkeiten ausglichen; auch wurden da Bündnisse, Friedensschlüsse und dergleichen öffentlich bekannt gemacht. Wenn Deutschland, als es noch eine große Republik war, alle drei oder vier Jahre germanische Spiele gefeiert hätte, so würde es sie vielleicht noch jetzt feiern dürfen; denn alle die Vortheile, welche Griechenland aus seinen olympischen Spielen zog, würde auch Deutschland gewonnen, der Süd- und Nord-

Digitized by Google

deutsche sich nicht stets angefeindet, sie Alle sich als Bürger Eines Staates betrachtet haben, und dann hätte es nicht blos Deutsche, sondern auch eine deutsche Nation gegeben, mit der, kraft ihrer Spiele, Niemand hätte spielen dürfen.

Historisches Quodlibet.

In der Geschichte des cypern'schen Krieges (die ich im Original nicht kenne, von der aber Pelletier zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine Uebersetzung geliefert hat) werden unter Andern die feinen Kabinetsintriguen eben so fein enthüllt, und besonders gezeigt, daß König Philipp II. blos aus eigennützigen Absichten dem Bunde gegen die Pforte beitrat; er wollte die Venetianer ruiniren lassen, um sich einen Weg zur Eroberung von Italien zu bahnen. — Das hat sich Philipp wohl nicht träumen lassen, daß die Nachwelt das einst erfahren würde. Aber eben diese Nachwelt hat einen vortrefflichen Zollvisitator, die Zeit, der die Ware, die man Ruhm nennt, nicht ungeprüft durchläßt und sie gar oft unecht befindet.

Jenes Beispiel beweist, wie unnütz alle Vorsichtsmaßregeln sind, durch welche man die Nachwelt zu betrügen gedenkt. Was haben die schlechtesten Kaiser des alten Roms nicht Alles gethan, um die Kenntniß ihrer Verbrechen der Nachwelt zu entziehen! wie viele Menschen brachten sie

Digitized by Google

deshalb um! Die Sklaverei des römischen Volkes war so groß, daß man sich nicht einmal zu beklagen wagte. Wenn es eben so möglich gewesen wäre, das Elend zu vergessen, als nicht davon zu sprechen, so würde man die Erinnerung daran ganz verloren haben. Das sind Worte des Tacitus. Und doch — was haben jene Kaiser dabei gewonnen? Haben wir nicht Alles erfahren, ist nicht derselbe Tacitus, der mit unter ihre Sklaven gehörte, der Herold ihrer Schande geworden? Er hatte wohl Recht, in seinen Annalen L. IV. alle die Anstalten zu verspotten, die auf Täuschung der Nachwelt abzweckten. Quo magis socordiam eorum irridere libet, qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam. Daher thun die Fürsten, die eines wohlklingenden Nachruhmes nicht so recht gewiß sind, freilich am besten, daß sie sich bei Lebzeiten nach Herzenslust loben lassen, denn es kommt eine Zeit, wo vor der Sonne der Wahrheit die tausend Fakeln der Schmeichelei verschwinden.

* * *

Da die Naturphilosophie bereits erklärt hat, daß sie künftig in der Geschichte eine Rolle spielen werde, so ist nicht zu zweifeln, daß auch die Mystik sich bald wieder einfinden, und man wohl gar, wie vormals, in den Zahlen große Geheimnisse suchen und finden wird. Die dreihundert und achtzehn Knechte des Abraham z. B. sollten eine mystische Figur der Kreuzigung Christi vorstellen, weil, um diese

Digitized by Google

Zahl zu schreiben, man sich der drei Buchstaben T I H bedienen mußte, wovon der Erste ein Kreuz darstellt, die beiden Letztern aber die griechischen Anfangsbuchstaben des Namens Jesu Christi sind. Einige Kirchenväter haben auch behauptet, diese dreihundert und achtzehn Knechte, mit welchen Abraham die Könige schlug, die Sodom verheert hatten, bedeuteten die dreihundert und achtzehn Bischöfe des Nicäischen Conciliums.

* * *

Morhof in seinem Büchlein de patavinitate Liviana, stimmt die, nach ihm tausendmal wiederholte Klage über den Verlust eines großen Theils des Livius an; denn wir besitzen nichts von ihm, als die erste, dritte und vierte seiner Decaden und die fünf ersten Bücher der fünften. Dann spricht Morhof von den Hoffnungen, welche man nährte, das Uebrige in der Bibliothek des Großsultans wieder zu finden, nachdem man in dem Bericht des Pietro de la Valle gelesen, daß der türkische Bibliothekar dem französischen Gesandten de Sanci versprochen hatte, ihm für zehn tausend Dukaten einen vollständigen Livius zu liefern. Es wurde aber nichts daraus, denn der Bibliothekar fand nicht, was er suchte. Man schob das auf Rechnung seiner Unwissenheit und hoffte auf bessere Gelegenheit, als 1665 eine Feuersbrunst im Serail auch die Bibliothek des Sultans ergriff, und nun fürchtete man, der Schatz sei verbrannt. Aber plötzlich meldete sich ein Kaufmann von der Insel Chio, mit Namen Justiniani, der im Jahr 1684

Digitized by Google

oder 85 nach Paris kam, und dem Könige des Livius sämmtliche Werke anbot. Er gab vor, er habe sie von einem Türken gekauft, der, als man während des Brandes alle Bücher aus dem Fenster geworfen, sie glücklich aufgerafft habe. Man versprach dem Justiniani fünfzig tausend Dukaten, und zwar jedesmal zehn tausend, wenn er zwei Decaden liefern würde. Allein er ließ nichts weiter von sich hören, und das fromme Gebet, welches der berühmte Erasmus in einem seiner Briefe an Gott und alle Fürsten richtet, um diesen Schatz zu entdecken, blieb abermals unerhört.

Fast wäre er gefunden worden, wo man ihn am wenigsten suchte, nämlich in Norwegen; denn man erfuhr aus einer alten Handschrift des Bremischen Kapitels, daß ein gewisser Martin Grönning, der 1521 starb, den ganzen Livius aus der Bibliothek von Drontheim erhalten und ihn der vatikanischen angeboten hatte, die ihm auch gern tausend Pistolen dafür geben wollte. Allein Grönning starb während des Handels und das Manuskript ging verloren. Morhof meint, es möchte wohl das Exemplar gewesen sein, welches ein König der Schotten bei der Eroberung Roms durch Alarich mit sich nahm. Wenn die in Pompeji gefundenen Bücherrollen uns nicht endlich einen ganzen Livius liefern, so werden wir wohl der Hoffnung, ihn zu besitzen, entsagen müssen.

* * *

Die Römer hatten einen Sprachgebrauch, der ihre Geschlechtsregister sehr verwirrte. Geschwisterkinder nämlich

Digitized by Google

nannten sie Schwestern und Brüder und fügten selten das Wort patrueles hinzu. Ein gelehrter Jesuit Schotus läugnete diesen Gebrauch, aber ein anderer Gelehrter, Perizonius, in seinen Animadversiones Historicae, hat ihm durch eine Menge Citaten bewiesen (unter denen sich auch klare Stellen aus dem Cicero und Ovid befinden), daß er wirklich existirte. Die Entstehung desselben schreibt er der Gewohnheit zu, daß in den ältesten Zeiten die Väter ihre verheiratheten Kinder bei sich im Hause behielten, folglich deren Kinder wiederum, da sie alle Einem Familienhaupte unterworfen waren, als Brüder und Schwestern miteinander aufwuchsen und so auch genannt wurden. Bei den Griechen war es anders.

* * *

Wer möchte es dem Jesuiten Papebroche nachthun, der die Thaten aller Heiligen beschrieben hat? Die meisten Gelehrten würden lieber in den sibirischen Bergwerken arbeiten, oder die Strafe erdulden, welche Dionis, der Tirann von Syrakus, dem Dichter auflegte, der seine Verse durchaus nicht loben wollte. Aber der Geschmack ist verschieden. Ein anderer Jesuit, Rossweide, fing in seinem sechzigsten Jahre eine ähnliche Kompilation an, und hoffte, noch vor seinem Ende die Thaten aller Heiligen in achtzehn Foliobänden zu liefern. Der Kardinal Bellarmin meinte aber, ein zweihundertjähriges Leben würde nicht hinreichen, ein solches Werk würdig zu vollbringen. Auch starb Rossweide, ehe noch sein erster Band erschienen war. Ihm folgte der Pater Bollandus, der nebst einem Gehülfen, Namens Henschs-

nius, nach einer fürchterlichen Arbeit von vierzehn Jahren die Heiligen des Monats Januar in zwei Bänden lieferte. Fünfzehn Jahre nachher erschienen die Heiligen des Monats Februar in drei Bänden. Nun starb Bollandus im siebzigsten Jahre, um Gott Rechenschaft zu geben von jedem unnützen Worte, was er hienieden gesagt oder geschrieben. Der rüstige Henschenius fuhr fort, gesellte sich aber einen neuen Gehülfen, eben jenen Papebroche zu, und so rückte das Werk langsam vorwärts. Die schreibseligen Helden, welche der Tod von der Arbeit rief, wurden immer wieder durch Andere abgelöst. — Wenn man einen guten Kopf im Gefängnisse etwa auf eine unverdächtige Weise aus der Welt schaffen wollte, so müßte man ihn verdammen, diese Acta Sanctorum zu lesen.

* * *

Stephan Morini hat acht Dissertationen über Alterthümer geschrieben. In der ersten sagt er seine Meinung über eine Stelle im ersten Buche der Maccabäer, K. 12. v. 21. wo Arius, König der Lacedämonier, dem Hohenpriester schreibt: »Wir finden in unsern alten Schriften, daß die von Sparta und die Juden Brüder sind, dieweil beide Völker von Abraham herkommen.« — Das hätte man sich wohl kaum träumen lassen, daß die Griechen von Abraham abstammten. Grotius wußte sich das nicht anders zu erklären, als indem er annahm, daß die Pelasger, die Stammväter der Lacedämonier, die aus Arabien nach Griechenland kamen, vielleicht Nachkömmlinge Eines der Kinder Abrahams von der Kethura waren. Morini

widerlegt das. Er sagt, die Pelasger wären schon vor Abrahams zweiter Vermählung nach Griechenland gekommen und er läßt sie lieber von Esau abstammen. In Thracien gab es ein Volk, Edones oder Edonii, das möchte wohl eine Kolonie von Idumäern gewesen sein (Kindern Esau's). Nun hält man für ausgemacht, daß die Pelasger, ehe sie im Peloponnes sich verbreiteten, Thracien und Thessalien besetzt hatten, folglich können sie wohl mit den Edomitern zu Einem Volke sich verschmolzen haben; eine Verschmelzung, aus der die Spartaner hervorgingen. — Wem würde es einfallen, wenn er eben die Geschichte des Leonidas gelesen hätte und gleich darauf mit einem Juden schacherte, daß jener Held und dieser Jude Einen Ahnherrn hatten? —

* * *

(Aus der fünften Dissertation desselben Verfassers.) Die Egyptier hielten es für außerordentlich wichtig, den Körper vor Verwesung zu bewahren, darum balsamirten sie ihn sorgfältig ein. Die Römer glaubten hingegen, es sei der Seele sehr viel daran gelegen, ihn sobald als möglich zu vernichten, darum verbrannten sie ihn zu Asche. Die alten Perser warfen ihre Todten den Hunden vor (wie noch jetzt die Kalmucken) und meinten, diejenigen, die nicht bald verzehrt wurden, hätten gottlos gelebt. Die heutigen Griechen bilden sich ein, daß die Körper der Bösen, besonders der im Bann Gestorbenen nicht verwesen, weil der Teufel sich deren bediene, um die Menschen zu quälen. Das Concilium von Eliberi verbot, am Tage Wachskerzen auf

Digitized by Google

Kirchhöfen anzuzünden, damit die Seelen der Heiligen nicht beunruhigt würden; woraus sich schließen läßt, welche dunkle Begriffe die Christen der ersten Jahrhunderte von dem Zustande der Seele nach dem Tode hatten.

* * *

Die sechste Dissertation handelt von der Ehescheidung. Die jüdischen Casuisten hatten die strenge Moral des Moses so gelockert, daß sie sogar behaupteten, man könne eine Frau verstoßen, wenn sie das Fleisch zu lange habe kochen lassen, oder wenn man eine andere hübscher fände. Der Geschichtsschreiber Joseph gesteht ganz naiv, er habe sich von seiner Gattin getrennt, weil ihre Manieren ihm nicht gefallen hätten. — Das Concilium von Eliberi verordnete, daß ein Kirchendiener, dem es bekannt geworden, daß seine Frau die Ehe gebrochen und der sich doch nicht von ihr scheide, das Abendmahl nicht empfangen solle, selbst nicht auf dem Sterbebette. Nach dem Beschluß des Conciliums von Neocäsarea mußte er in einem solchen Falle wählen, ob er seine Frau oder sein Priesteramt behalten wolle.

Die republikanischen Römer dachten minder streng, wenn es wahr ist, daß Cato seine Frau dem Hortensius lieh. Unter den Kaisern hingegen wurden die Männer hart bestraft, die den Ausschweifungen ihrer Frauen geduldig zusahen. Man verbannte sie, man peitschte sie, und hatten sie etwa gar Geld dafür genommen, so war die Strafe noch härter. (Der heilige Augustin erzählt in seinem ersten Buche de Sermone domini in Monte, vor

Digitized by Google

etwa fünfzig Jahren habe ein Gouverneur von Antiochien einen Mann mit dem Tode bedroht, wenn er nicht an einem gewissen Tage ein Pfund Gold in den Schatz brächte. Der arme Mann konnte das Geld nicht auftreiben. Da entdeckte ihm seine Frau, die sehr schön war, es habe ihr Jemand ein Pfund Gold geboten, wenn sie seine Begierden befriedigen wolle. Sie sei auch willig dazu, wenn ihr Gatte, dem ihr Körper zugehöre, es billige. Er dankte ihr außerordentlich für diese gütige Bereitwilligkeit und war Alles zufrieden. Der verliebte Jemand kam also zu seinem Zwecke, gab aber der Frau, statt eines Beutels mit Gold, einen mit Erde gefüllt. Sie klagte es dem Gouverneur, der ihr Recht schaffte.)

* * *

Die Heiden pflegten die Christen zu beschuldigen, sie beteten einen Eselskopf an. Den Grund dieser Beschuldigung sucht Morini in seiner siebenten Dissertation. Die Heiden verwechselten sehr oft die Christen mit den Juden (denn bekanntlich waren die Christen lange nur eine jüdische Sekte) und das geschah auch hier. Es bleibt also nur zu untersuchen übrig, was die Juden mit dem Eselskopf zu schaffen hatten? — Morini meint, es müsse Eines von den Dingen, die im Allerheiligsten des Tempels aufbewahrt wurden, eine etwas ähnliche Gestalt gehabt haben. Die Cherubim konnten das nicht sein, denn ob man gleich nicht eigentlich weiß, wie sie abgebildet wurden, so ist doch gewiß, daß die Cherubim keinen Eselsköpfen glichen. Die Arche konnte es auch nicht sein, eben so wenig die Ruthe

Digitized by Google

Aarons, das Rauchfaß, die Gesetztafeln; bei allen diesen Dingen ließ sich an keinen Eselskopf denken. Also das Gefäß, in welchem das Manna aufbewahrt wurde. — Warum denn dieses? — Weil es im Hebräischen Chomer hieß, welches Wort so viel Aehnlichkeit mit Chamor, ein Esel hat, daß man beide Worte im ersten Buch Samuel, K. 16. v. 20. verwechselte. Die Heiden mochten also von einem Gefässe Chomer gehört und es für einen Esel Chamor gehalten haben, und zwar nur für den Kopf eines Esels, weil ein Gefäß mit seinen beiden Handhaben einem Esels-Schädel ähnlicher sieht als einem ganzen Esel.

* * *

Paul Merula erzählt in einer Abhandlung von den römischen Gesetzen, daß Eines derselben dem Manne erlaubte, seine Frau umzubringen, wenn er sie — nicht etwa auf Ehebruch — sondern bei einem Gläschen Wein ertappte. Und Plinius bezeugt in der That, daß ein gewisser Egnatius Mecennius, der seine Frau aus dieser Ursache ermordet hatte, von Romulus für unschuldig erklärt wurde. — Es ist wahr, eine betrunkene Frau gibt einen empörenden Anblick, aber es war in dem Gesetz nicht einmal von Trunkenheit, sondern nur vom Trinken die Rede, und da schien es doch sehr hart, daß Wein und Liebe so ganz getrennt bleiben sollten.

* * *

Derselbe Merula handelt auch von den militärischen Strafen und Belohnungen der Römer. Für leichte Vergehungen mußten die Soldaten Gerste essen, oder sich zur

Digitized by Google

Aber lassen, oder stehend ihre Mahlzeit verzehren. Belohnungen ertheilte blos die Ehre. Ein Triumph, ein Beiname, ein Rang, eine Bildsäule, das genügte den Helden. Von großen Güterschenkungen wußte man nichts. — Bei Gelegenheit der Bildsäulen erwähnt Merula, daß diese Ehre auch bisweilen Gelehrten widerfuhr. Auf den öffentlichen Plätzen zu Rom sah man die Bildsäule des Hermodorus, Auslegers der zwölf Tafeln, die des Pythagoras und des Ausonius. Aber das waren doch seltene Ausnahmen. Ein tapferer Heerführer wird immer höher geachtet werden als ein friedlicher Lehrer der Menschen. — In Rotterdam hat man dem Erasmus eine Bildsäule errichtet, in Hannover dem Philosophen Leibnitz, in Thorn will man den Kopernikus auf gleiche Weise ehren, und von Doktor Luther's Denkmal ist wenigstens schon lange die Rede. Das ist aber auch Alles. Berlin hat große Männer hervorgebracht, deren Namen und Werke bei künftigen Geschlechtern auch ohne Bildsäulen leben werden; hingegen findet man da einen Seidlitz, Schwerin u. s. w., von welchen man nach hundert Jahren sich fragen wird: wer waren diese Herren?

* * *

Johnston in einem kleinen Büchlein de naturae constantia, behauptet, der Kanzler du Prat sei ein unwissender Mensch gewesen, und erzählt, als Heinrich VIII. einst acht englische Doggen an Franz I. geschickt habe, so habe du Prat geglaubt, es wären acht Maulesel, weil er in dem

Digitized by Google

Briefe des Königs von England gelesen hatte: mitto tibi oets molossos. Als er seine Albernheit gewahr wurde, beschönigte er sie durch eine neue Albernheit, sprechend: er habe Molossos pro Muletis gelesen. — Varillas hingegen, in seiner Geschichte Franz I., schildert ihn als einen sehr geschickten Mann und schlauen Unterhändler. Er wurde zuletzt so dick, daß man einen großen Halbzirkel in seinen Tisch schneiden mußte, um Platz für seinen Bauch zu schaffen.

* * *

Der Jesuit Bavassor, in seiner poesis multiplex et varia, spricht unter andern von der Gewohnheit der Römer in den Briefen, welche sie schrieben, sich immer zuerst zu nennen, gleichviel ob der, an den sie schrieben, vornehmer war oder nicht. Dieser Gebrauch existirte noch zu den Zeiten des Ausonius, der sich gegen den Paulinus ausdrücklich entschuldigte, daß er seinen eigenen Namen nicht voran gesetzt, es sei um des Verses willen geschehen. Immerhin mache man es jetzt umgekehrt, aber närrisch ist es doch, daß man das Vos oder Te in einem lateinischen Briefe jetzt mit einem großen Anfangsbuchstaben schreiben muß, gleich als säße die Ehre in einem solchen Buchstaben. Auch von den Titeln wußten die Römer nichts, sie nannten die vornehmsten Personen blos bei ihren Namen. Darum schrieb ein Bischof einst an den Kardinal Richelieu: Latine ad te scribo, Armande Cardinalis, ut majestate linguae liberem me a formulis servitutis. (Balzac's Briefe.)

* * *

Digitized by Google

Mir ist nur Ein Beispiel bekannt, wo ein Papst einem Bruder erlaubte, seine Schwester zu heirathen. Es war der Papst Calixtus III., der 1455 den Stuhl Petri bestieg. Die Dispensation wurde einem gewissen Johann Grafen von Armagnac ertheilt, der sich mit Isabelle von Armagnac, seiner leiblichen Schwester, vermählte. Das erzählt Pierre Matthieu im Leben Ludwig XI. Es würden sicher manche große Vortheile daraus entspringen, wenn Brüder und Schwestern sich heirathen dürften. Alle Nachtheile wären leicht zu verhüten, nur der Einzige nicht, daß die Racen gewaltig ausarten würden, zwar nicht in Rücksicht auf den Körper, aber auf den Geist. Denn fürwahr, die ewigen Vermählungen unter nahen Verwandten sind die einzige Ursache des jetzigen Zustandes von Europa.

* * *

Dagobert, der Franken König, liefert ein Beispiel, wie man durch einen Schreibfehler in üblen Ruf kommen kann. Man hat viele Jahrhunderte hindurch gesagt und geglaubt, er habe eine Nonne geheirathet, sie war aber nur ein Hoffräulein. Die Abschreiber hatten gesagt: Nanthildem unam ex puellis de Monasterio in matrimonium accipiens sublimavit. Dagegen fand man aber in einer alten Handschrift des Fredegarius: Nantechildem unam ex puellis de Ministerio accipiens reginam sublimavit. Die Druckfehler sind heutzutage bisweilen eben so schlimm.

* * *

Es gibt eine außerordentlich gelehrte, lateinische Rede

Digitized by Google

von einem gewissen David le Clerc, über einen der wichtigsten Gegenstände des menschlichen Wissens, nämlich über — die Seiltänzer. Man erfährt daraus, daß Hippokrates, der sechs hundert und vierzig Jahre vor Christus lebte, schon dieser hohen Kunst Erwähnung gethan, und daß der Erste, der sie zu Rom, ungefähr fünf hundert Jahre nach Gründung der Stadt, einführte, Messala Corvinus hieß. Dann werden diejenigen genannt und gepriesen, welche die gefährlichsten Sprünge gemacht haben, die Furioso's der Alten. Zu diesen darf man ohne Zweifel auch jene Egyptier zählen, welche zu den Zeiten des Andronikus Paläologus in Konstantinopel sich sehen ließen.

* * *

Ein Jesuit, Cantelius, hat in einer Geschichte der bischöflichen Sitze (metropolitanorum urbium historia) der Schicksale von Neapel erwähnt, die in der That merkwürdig sind, da es wohl wenig Länder in der Welt geben wird, die ihre Beherrscher so oft gewechselt haben. (Sieht man aber dabei auf die Kürze der Zeit, so möchte Salzburg in unsern Tagen Neapel den traurigen Vorzug streitig machen.) Neapel wurde bei Cumä von einigen Einwohnern der Insel Euböa erbaut. Im zweiten punischen Kriege eroberten es die Römer. Im Jahre 493 Theodorich, König der Ostgothen, nachdem er die Heruler geschlagen. Hierauf folgten nach und nach die Ostrogothen, die Griechen, die Lombarden, die Franzosen, die Sarazenen. Die Letztern behielten es bis 1041, wo die Normannen sie verjagten. Diesen folgten die schwäbischen Fürsten,

Digitized by Google

welche hinwiederum im Jahre 1266 durch Karl von Anjou vertrieben wurden, dessen Nachkommen Alfons, König von Arragonien, vertrieb. Die Begebenheiten der neuern Zeiten sind bekannt.

* * *

Wenn der Admiral Coligni, das Haupt der Hugenotten, wirklich die Grundsätze gehegt hätte, die Varillas in seiner Geschichte Ludwig XI. ihm unterschiebt, so wäre er mit Recht unter den Dolchen der Mörder gefallen. Er soll nämlich behauptet haben: »daß die Souverainität einem Jeden gebühre, der derselben würdig sei, und daß derjenige, der sie über andere ausübt, ohne für sich ganz allein mehr Verdienste zu besitzen, als alle die übrigen zusammen genommen, als ein Usurpator behandelt zu werden verdient.« Auf diese Weise gäbe es keinen einzigen rechtmäßigen Souverain auf Gottes Erdboden, denn Coligni würde das Unmögliche gefordert haben. Eine solche Albernheit ist ihm aber auch sicher nicht in den Sinn gekommen. Verlangt man denn von einer Uhrfeder, daß sie die Eigenschaften aller in der Uhr befindlichen Räder und Stifte besitze?

* * *

Die gefährlichsten und zugleich die niederträchtigsten Schmeichler sind diejenigen, welche einen gewissen Anstrich von Rauhheit affektiren, um die Wahrheit nachzuäffen. Als Boileau unter die Vierzig der Pariser Akademie aufgenommen wurde (von welchen der drollige Piron zu sagen pflegte: Messieurs les quarante ont de l'esprit comme quatre) und der König ihn zugleich zu seinem Historio-

Digitized by Google

graphen ernannt hatte, sagte er unter andern in seiner Rede: daß der König wohl einigen Grund gehabt habe, gerade ihn zu seinem Geschichtsschreiber zu wählen, denn da Se. Majestät täglich Thaten verrichteten, die zwar wahr, aber unwahrscheinlich wären, so sei es gut, sie durch einen Mann beschreiben zu lassen, der im Rufe stehe, nicht zu schmeicheln. — Und darauf berief sich Boileau in einem Augenblicke, wo er die derbste Schmeichelei sagte!

* * *

Bayle sagt von der Geschichte ein leider nur allzuwahres Wort; nämlich sie werde in den Küchen der verschiedenen Nationen, wie das Fleisch, auf verschiedene Weise zubereitet, und jedes Land mache sein eigenes Ragout aus ihr. Jedes Volk, jede Religion oder Sekte, nehme dieselben rohen Thatsachen zur Hand, würze sie aber nach ihrem Geschmacke, und dann erschienen sie einem jeden Leser wahr oder falsch, je nachdem sie seinen Vorurtheilen zusagten oder widersprächen. Ja, man könne die Vergleichung noch weiter treiben; denn so wie es gewisse Speisen gäbe, die in einigen Ländern durchaus unbekannt wären, und die man auch dort nicht möchte, es sei mit welcher Brühe es wolle, so gebe es auch Thatsachen, die von manchen Völkern anerkannt, von andern für Trug und Verläumdung erklärt würden. — Man könnte noch hinzu fügen: wenn auch die Völker der Wahrheit nichts in den Weg legen, so thun es leider die Geschichtsschreiber selber aus Schmeichelei oder Rachsucht. Man kennt das Beispeil, welches Herodot, der Vater der Geschichte

Digitized by Google

uns gegeben. Um an den Korinthern sich zu rächen, unterdrückte er nicht allein vieles, ihnen Ehre Bringendes, sondern er beschuldigte sie auch ohne allen Grund, daß sie bei Salamis die Flucht ergriffen hätten. — Die Geschichte wimmelt von solchen Verfälschungen, und besonders von Beweisen falscher Scham mancher Nation, die, wenn sie geschlagen ist, ihre Niederlage, bisweilen auf die lächerlichste Weise als einen Sieg darzustellen strebt. Das erinnert an den Geschichtschreiber Sandoval, der den Spaniern den Sieg bei Cerisalles zuschreibt, obgleich unbezweifelt die Franzosen ihn davongetragen hatten. Die siegreichen Spanier, sagt er, wurden von dem französischen General überredet, sich zu ergeben.

* * *

Zwischen König Philipp August von Frankreich und König Richard von England, der zugleich Herzog von Aquitanien war, erhob sich einst ein großer Streit über eine Antike, die ein Soldat in Limousin gefunden hatte. Diese Antike war von Gold, und stellte einen Kaiser dar, der mit seiner Gemahlin und seinen Kindern zur Tafel saß. Philipp machte Anspruch darauf als König Richard als Oberlehnsherr, allein der Letztere wurde getödtet, als er das Schloß belagerte, in welchem die Antike gefunden worden. Die Rechtsgelehrten entschieden, wie le Bret berichtet, daß ein verarbeitetes Kleinod dem Könige zugehöre. In unsern Tagen erregen die Antiken keine Kriege mehr, sondern sie sind, ohne Widerspruch ein Eigenthum des Siegers.

* * *

Digitized by Google

Zu derselben Zeit schrieb die Königin Christine von Schweden, die damals schon katholisch geworden war, folgenden Brief an den Chevalier Terlon:

»Da Sie meine Meinung über die vorgebliche Ausrottung der Ketzerei in Frankreich zu hören wünschen, so sage ich Ihnen — gewohnt Niemanden zu fürchten oder zu schmeicheln — daß ich an das Gelingen dieses großen Entwurfes noch nicht glaube, so wenig als an den Vortheil der unsrer heiligen Religion daraus erwachsen soll; vielmehr sehe ich manche Nachtheile voraus. Im Ernst, was soll man von der Aufrichtigkeit der Neubekehrten hoffen? ich möchte die Sünden nicht auf meinem Gewissen haben, die durch solche Missionärs veranlaßt werden. Kriegsleute sind seltsame Apostel, ich halte sie für geschickter zu morden, zu schänden und zu rauben, als zu überreden. Auch erfahren wir, durch Berichte, deren Wahrhaftigkeit nicht bezweifelt werden kann, daß sie ihren Auftrag ganz nach ihrer Manier ausrichten. Ich beklage die armen Menschen die ihnen Preis gegeben sind; ich beklage so viele ruinirte Familien, so viele brave Leute die zu Bettlern geworden; ich beklage ihre Irrthümer; aber nicht um die Herrschaft der Welt möchte ich Schuld an ihrem Unglücke sein. Ich betrachte das heutige Frankreich als eine Kranke, der man Arme und Beine abhacket, um sie von einem Uebel zu heilen, welches durch ein wenig Geduld und Sanftmuth von selbst geheilt sein würde. Ketzer bekehren wollen ist sehr löblich, aber die Art und Weise, wie man sich dabei nimmt, muß doch wohl nicht die beste sein, da Jesus Christus sich

Digitized by Google

deren nicht bedient hat. Ich bewundere diesen Eifer und diese Politik; aber ich begreife sie nicht, und bin recht froh sie nicht zu begreifen. Darf man sich wohl schmeicheln, gute Katholiken aus den Hugenotten zu stempeln, zu einer Zeit, wo man in Frankreich die der römischen Kirche schuldige Ehrfurcht so ungescheut aus den Augen setzt? u. s. w.»

* * *

Als Drusus sehr krank war, machte ein römischer Ritter, Lutorius Priscus, vorläufig ein Gedicht auf seinen Tod und las es einigen Damen vor. Drusus wurde wieder gesund, hingegen starb Germanicus, und der Dichter überreichte nun sein Werk dem Kaiser Tiber, als sei es auf den Verstorbenen gedichtet, erhielt auch eine Belohnung dafür. Aber jene Damen verriethen den kleinen unschuldigen Betrug, und der arme Priscus büßte seine Eitelkeit mit dem Leben, entweder weil er den Kaiser hintergangen, oder weil er sich unterstanden hatte, den Drusus voreilig für todt zu halten. (Diese Stelle beim Tacitus ist etwas dunkel.) — Auch in spätern Zeiten hat man es zum Verbrechen gemacht, an die Sterblichkeit der Fürsten zu glauben. Der Arzt Duval wurde auf die Galeeren geschickt, weil er prophezeit hatte, Ludwig XIII. werde noch vor den Hundstagen 1631 sterben.

* * *

Es wäre hart, wenn die Meinung des heil. Irenäus wahr wäre, daß nämlich die Seelen der Bösewichter nach ihrem Tode vernichtet würden. Die kühnsten Bösewichter, die Geißeln der Menschheit, sind so glücklich, und dabei

so zufrieden mit sich selber, daß in der That Jedermann mit Vergnügen ein Bösewicht werden möchte, wenn er wüßte, daß keine Strafe nach dem Tode seiner harret.

* * *

Man sollte in jeder Stadt einen redlichen Mann besolden, um ein Tagebuch über alle die falschen Neuigkeiten zu halten, welche steif und fest geglaubt worden sind, wie auch von allen Prophezeiungen, welche von den politischen Kannegießern in Umlauf gebracht werden. Ein solches Tagebuch könnte viel Gutes stiften, denn es wäre doch möglich, daß die Welt endlich einmal ihrer albernen Leichtgläubigkeit sich schämte. Vor einiger Zeit wurde in Rußland für ganz gewiß erzählt, der König von Preußen werde seine Krone niederlegen, und der Kronprinz unter russischer Vormundschaft den Thron besteigen.

* * *

Jeder gute Kopf, der achtzehn Jahrhunderte und einmal hundert tausend Bände vor sich hat, kann in der Politik behaupten oder widersprechen, was ihm beliebt, an Beweisen wird es ihm nicht fehlen.

* * *

»Glücklich ist der Mann,« sagt Plinius, »welcher Thaten verrichtet, die aufgezeichnet zu werden verdienen; glücklich auch der, welcher sie aufzeichnet; am glücklichsten, der Beides vereinigt.«

* * *

Cicero hat, an manchen Stellen seiner Werke, Gering-

Digitized by Google

schätzung für Malerei und Bildhauerei geäußert, und doch besaß er vierzehn Landgüter, deren kostbarste Zierden die Kunstwerke jener Gattung waren.

* * *

Die griechische Sprache war in Rom so gemein, als jetzt die französische in den meisten Ländern. Juvenal spottete sehr beißend darüber. Indessen gab es doch nur wenige lateinische Schriftsteller, die griechisch schrieben, so wie es jetzt nur wenige Deutsche gibt, die französisch schreiben. Aelian war einer jener Wenigen, ein Priester und Sophist. Der letztere Titel war damals rühmlich. Er sprach das Griechische so rein als ein Athenienser. Dabei war er ein sehr bescheidener genügsamer Mann. In dem Buche über die Thiere, welches wir noch von ihm haben, erzählt er, daß es ihm ein Leichtes gewesen sein würde, sein Glück bei Hofe zu machen, daß er aber eine Unze wahrer Gelehrsamkeit allen Schätzen des Crösus und des Crassus vorgezogen habe. Wer jetzt so spräche, würde ausgelacht werden; denn jetzt kann Niemand begreifen, daß es noch etwas Besseres auf der Welt gibt, als reich und mächtig sein, wäre es auch auf Kosten des Gewissens. Das Menschengeschlecht ist gleichsam mit einem dreitägigen Fieber erschaffen worden, von dem es nie geheilt wird. Es hat nur bisweilen freie Tage, wir aber leben im Paroxismus.

Cicero lebte auch an einem solchen Fiebertage, denn er sagt in seiner Rede pro Coelio: wenn es zu seiner Zeit einen Menschen gebe, der dem sogenannten Glück ent-

Digitized by Google

sagte, so würden die Leute glauben, die Götter hätten ihre böse Laune an ihm ausgelassen.

* * *

Woher mag es doch kommen, daß die Alten den Quintus Curtius gar nicht gekannt zu haben scheinen? denn vor der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts hat Niemand seiner erwähnt.

* * *

Die Wahrheit ist ein Schatz und die Zeit ein furchtbarer Schatzgräber. Sie enthüllet auf einer Seite die Erbärmlichkeit so vieler Schmeichler, und auf der andern die Fruchtlosigkeit aller Versuche, die Nachwelt zu betrügen. Was thaten nicht alles die schlechten Kaiser des alten Roms, um die Erinnernng an ihre Verbrechen zu ersticken! Wie viele Bücher ließen sie verbrennen! wie viele Menschen ermorden! Die Sklaverei der Römer war so tief, daß man nicht einmal den Mund zu klagen öffnen durfte. Wenn es eben so leicht möglich gewesen wäre, den Jammer zu vergessen, als die Zunge zu fesseln, das Andenken daran würde gänzlich erloschen sein. So sagt Tacitus: Dedimus profecto grande patientiae documentum, at sicut vetus aetas vidit quid ultimum in libertate esset, ita nos quid in servitute, adempto per inquisitiones et loquendi audiendique commercio memoriam quoque ipsam cum voce perdidissemus, si tam in nostra potestate esset oblivisci quam tacere. Und was haben jene Kaiser dabei gewonnen? Wissen wir nicht doch die Wahrheit? und ist nicht eben dieser Tacitus mitten in der

Digitized by Google

Sklaverei ein Herold der Wahrheit geworden? mit Recht macht er sich lustig über die Tirannen. (Annal. l. 4.) qui praesenti potentia credunt extingui posse etiam sequentis aevi memoriam.

* * *

Der Herzog von Rohan schrieb vor ein hundert fünf und zwanzig Jahren ein Büchlein, welches (wie so manche andere noch heutigen Tages) unter dem verdächtigen Schilde von Peter Hammer in Kölln erschienen ist. Es führt den Titel: Nouveaux interêts des Princes de l'Europe, où l'on traite des maximes qu'ils doivent observer pour se maintenir dans leurs états et pour empêcher qu'il ne se forme une Monarchie universelle. Wenn der Verfasser wieder aufstünde, so würde er Europa sehr verändert, und sein System sehr überflüssig finden. Er beginnt mit Betrachtungen über die damaligen, zum Vortheil der Franzosen eingetretenen Veränderungen, und sagt: Frankreich verdanke seine Größe allerdings zum Theil der Weisheit seines Königs und seiner Minister, aber auch größtentheils den dummen Streichen (bévûës) seiner Nachbarn.

* * *

Es gibt Leute, die sich einbilden, solche Feste, wie jetzt gegeben werden, um, mit der größten Wahrhaftigkeit, Liebe und Bewunderung für einen Monarchen auszudrücken, wären vormals nie gegeben worden. So sehr aber auch die Erfindungskraft der Menschen seit ein paar hundert Jahren geübt und geschärft worden, so scheint es mir doch, als

Digitized by Google

ob sie, diesen Gegenstand betreffend, nicht die mindesten Fortschritte gemacht hätte. Man lese z. B. in einer kleinen Schrift: Récit de ce qui s'est fait à Caen u. s. w. wie am 5. September 1685 der Geburtstag des Königs zu Caen gefeiert worden. Zuerst wurde Gottesdienst, und, während der Messe, eine Lobrede auf den König, durch den Rector der Universität gehalten; dann vom Gouverneur ein prächtiges Diner gegeben; dann ein Konzert, in welchem nichts anders gesungen wurde, als was in den Prologen der Opern zum Ruhme des Königs vorkam. Dann folgte abermals eine Lobrede von dem Prior der Jakobiner, nachdem zuvor Motetten gesungen worden, die aus lauter auf den König anwendbaren Stellen der Bibel zusammengesetzt waren. Dann erschallte ein Te Deum. Dann wurde eine Statue des Königs aufgedeckt, und dabei ein Freudenfeuer angezündet; dann versammelten sich die Damen zu einem prächtigen Souper auf dem Stadthause; dann wurde ein kostbares Feuerwerk abgebrannt, und endlich mit einem glänzenden Balle der Tag beschlossen. — Gleicht diese Feierlichkeit nicht allen, die wir jetzt so häufig beschrieben lesen? ausgenommen etwa, daß man keinen Saal dabei erbaute, der in fünf Minuten in Flammen stehen konnte.

* * *

Von Vereinigung der christlichen Sekten ist seit einiger Zeit viel geschrieben worden, doch gewöhnlich nur Wiederholungen dessen, was schon zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts der preußische lutherische Prediger und Geschicht-

Digitized by Google

forscher, Prätorius, in seiner Tuba pacis darüber sagte. Er schickte sie dem Papste mit einem so schmeichelnden Briefe, als ob ein Mönch ihn geschrieben hätte. Auch dem Kaiser, allen Königen, Churfürsten und Reichsständen sandte er sie zu, und ermahnte Alle, zu jener Vereinigung die Hände zu bieten. Dabei pries er die römische Kirche, als ob er einen Kardinalshut suchte. Als Grundsatz stellte er fest: daß jeder Christ verbunden sei, sich dem zu unterwerfen, was in einem allgemeinen Concilio ausgemacht worden. In einem solchen ließ er den Papst präsidiren, und verlangte, was Gott selber nicht gewähren kann, ohne das Menschengeschlecht umzuschaffen, nämlich, daß jedes Mitglied desselben vollkommen frei von Vorurtheilen und Parteilichkeit sein sollte. Ueber vierzehn widersprechende Meinungen sollte dann entschieden werden, und diese Entscheidungen schlug er vor, z. B. den Kelch im Abendmahl betreffend; er sollte denen gereicht werden, die es wünschten; die Uebrigen möchten immerhin nur das Brot empfangen. Den Papst erkannte er als Primas, und kurz, er spielte mehr den Bekehrer als den Mittler.

* * *

Wenn er sich aber auch anders dabei benommen hätte, so würden seine Bemühungen doch eben so fruchtlos geblieben sein, als die der heutigen Vermittler, weil es die größte Chimäre von der Welt ist, gleich dem Stein der Weisen und der Quadratur des Zirkels, die Religionen vereinigen zu wollen. Wenn der unter den Waffen grau gewordene Turenne einmal einen solchen Einfall hatte, (wie man

Digitized by Google

sagt) so ist das sehr verzeihlich, aber ein Gelehrter, ein Philosoph, sollte die Rechthaberei der Menschen besser kennen.

* * *

Das vierte lateranensische Concilium untersagte den Priestern die Ausübung der Wundarzneikunst, weil man sich dabei des Eisens und des Feuers bedienen, auch Arme und Beine abschneiden müsse. Die Herren Paters vergaßen, daß ihre Herren Mitbrüder, die spanischen Inquisitoren, in dieser Rücksicht die größten Wundärzte waren.

* * *

Isaac Vossius in seinem liber variorum observationum gibt den Umfang des alten Roms, ohne die Vorstädte, zu fünfzig tausend Schritt an, mit diesen zu zwei und siebzig tausend, folglich größer als Babylon das nur sechzig tausend im Umfang hatte. Dabei ist noch nicht einmal der Theil der Stadt jenseits der Tiber gerechnet, weil man diesen nicht eigentlich als zur Stadt gehörig betrachtete.

Da befand sich aber unter andern Nero's Palast, der, nach Vossius Behauptung einen größeren Raum bedeckt haben soll, als irgend eine Stadt in Europa. Daß man heut zu Tage die Spuren von Roms ungeheurer Größe nicht mehr findet, widerlegt, nach des Verfassers Meinung, dessen Behauptung nicht; denn, sagt er, man müßte sechzig Fuß tief graben, um sich zu überzeugen, und wollte man die Trümmer von Ninive in Babylon aufsuchen, so müßte man gar zwei hundert Fuß tief graben, weil sie auf

Digitized by Google

feuchtem Grund gebaut waren. — Voſſius liefert auch Liſten von der Zahl der römiſchen Bürger; die erſte Zählung unter Servius Tullius gab einmal hundert dreißig tauſend, die letzte, im Jahr 667, viermal hundert ſechzig tauſend. Die Einwohner ſind nie gezählt worden, wenn aber das Verhältniß der Sklaven zu den Bürgern in Rom dasſelbe war, wie in Athen (wo man auf zwanzig tauſend Bürger viermal hundert tauſend Sklaven rechnete), ſo würden ſich zu Rom acht Millionen Sklaven befunden haben. Voſſius verſichert, daß, vor Sulla's Tirannei, Rom mehr Einwohner enthielt als das halbe Europa zu ſeiner Zeit; und doch nimmt er ihre Zahl nur zu vierzehn Millionen an. Er ſchrieb in der letzten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, und damals rechnete er auf Spanien nicht mehr als zwei Millionen, Frankreich fünf, Italien ſammt den Inſeln zwei, Großbritannien zwei, die Niederlande zwei, Deutſchland mit Böhmen und Ungarn fünf, u. ſ. w. Dem ganzen Erdboden gibt er höchſtens fünf hundert Millionen, und meint, wenn man ſie Alle neben einander ſtellte, ſo hätten ſie auf einer deutſchen Quadratmeile Platz, da keiner mehr als einen Quadratfuß brauche um zu ſtehen. Deshalb habe der Dichter Lucanus ganz recht gehabt zu behaupten, daß in Rom das ganze menſchliche Geſchlecht Platz haben würde. Denn Rom habe wenigſtens zwanzig Quadratmeilen bedeckt.

* * *

Derſelbe Voſſius ſagt von den Chineſen, ſie feierten

Digitized by Google

das Andenken ihrer kriegerischen Fürsten nicht, sondern sparten allen Ruhm für die friedfertigen und gerechten auf. Eroberungen wären ihnen ein Greuel; wenn benachbarte Völker, durch ihre weise Gesetzgebung angelockt, sich ihnen unterwürfen, so nähmen sie wohl gern sie auf, allein sie zwängen Niemanden, an ihrem Glück Theil zu nehmen.

Wäre diese Schilderung ganz wahr, so wären die Chinesen das beste und weiseste Volk auf Erden.

* * *

Der Konsul Valerius Publicola stiftete zu Rom im Jahre 245 die Sekular-Feier, um die Stadt von der Pest zu befreien. Drei Tage sollte sie währen, und alle hundert Jahre wiederholt werden. Aber unter den Kaisern beobachtete man die Zeit nicht genau, denn Augustus veranstaltete sie im Jahre 737, Klaudius im Jahre 800, und Domitian im Jahre 840. Dennoch wurde sie stets durch Herolde nach der alten Formel ausgerufen: „Jedermann solle sich einfinden, um Spiele zu sehen, die er noch nie gesehen habe, und auch nie wieder sehen würde.“ Man lachte darüber, allein Monarchen fragen wenig darnach, ob man lacht, wenn man nur gehorcht. (Dissertation sur douze Medailles par Rainssart.) Die Ceremonien bei diesem Feste hatte die Sibylle vorgeschrieben. Der Verfasser macht gelegentlich die Bemerkung, daß Julius Cäsar selbst (jener große Mann und kleine Geist) nach dem Berichte des Macrobius wenigstens sechzehn Bücher von

Digitized by Google

den Vorbedeutungen aus den Eingeweiden der Opferthiere geschrieben habe. Es wäre zu wünschen, daß jeder Eroberer nichts anderes thäte.

* * *

Varillas macht, in seinen geheimen Anekdoten des Hauses Medicis, folgende tröstliche Bemerkung: der letzte Alphons, welcher die Krone von Neapel trug, versuchte alles Mögliche, um die besten Schriftsteller seiner Zeit zu gewinnen oder zu bestechen. Jeder berühmte Mann, er mochte wohnen in welchem Winkel von Europa er wollte, empfing von ihm Geschenke und Pensionen; dennoch hat es wohl kaum einen Monarchen gegeben, dessen Schwachheiten so ohne alle Schonung waren aufgedeckt worden. Pontanus, Panormus, Benediktus und vier und sechzig andere Geschichtsschreiber, mochten loben oder preisen so viel sie Lust hatten, man glaubte dennoch dem kühnen Bernhard Cerico. Hinwiederum ist wohl nie einem Helden von dreißig berühmten Geschichtsschreibern, und unter diesen von dem furchtbaren Macchiavel, so übel mitgespielt worden, als dem Castruccio und doch hat Nikolaus Tegrinus ihm Ruf und Ruhm gerettet. (Schade nur, daß solche Bemerkungen Tirannen nicht zügeln, und daß jenes alte Märchen: Der Löwe erzittere vor dem Hahnengeschrei, immer nur ein Märchen bleibt.)

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Octavia, die Schwester des Augustus	7
Abenteuer eines Negerfürsten	31
Gemälde menschlicher Schwachheiten	47
Rubbeck's Träume	48
Bericht von dem Tode des Marquis Monalbeschi, Oberstallmeisters der Königin Christine von Schweden	64
Schreiben der deutschen Urgroßmütter an die deutschen Urenkelinnen	81
Die Geschichte der Weiber	89
Biron's Verhaftung	102
Antoinette Bourignon	118
Die Sibylle	129
Vornehme Klatschereien	145
Die Ehetrennungen der vormaligen Monarchen von Frankreich	166
Pensylvanien und die Quäker	225
Atticus	241
Die Zeitrechnungen der Griechen	261
Historisches Quodlibet	263

Gedruckt bei J. P. Sollinger.

Digitized by Google

Digitized by Google

PRINCETON UNIV

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

Digitized by Google

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE

Digitized by Google

PRINCETON UNIV

PRINCETON UNIVERSITY LIBRARY

This book is due on the latest date stamped below. Please return or renew by this date.

Digitized by Google

DATE ISSUED	DATE DUE	DATE ISSUED	DATE DUE

Digitized by Google

Digitized by Google